ing

m

ssen

Daheim und Draussen.

Bunte Bilder

von

Hermann Lessing.

Berlin, 1865.
Verlag von Julius Springer.

Aufgeschnittene und gelesene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Daheim und Draussen.

Bunte Bilder

von

Hermann Lessing.

Berlin, 1865.
Verlag von Julius Springer.

Vorwort.

Man sollte eine Vorrede lieber eine Fürsprache nennen, da sie vorzugsweise eine captatio benevolentiae ist, die den Zweck hat, den Leser auf den ersten Blick zu gewinnen, bevor er den zweiten gethan und zu blättern begonnen. Und dieser Appellation an die Nachsicht, dieser passiven Liebeserklärung bedürfen die nachfolgenden Blätter, da sie schon einmal das Leben in den Spalten verschiedener Zeitungen genossen und nun vergessen, verloren, verwelkt sind. Man soll von den Todten nur Gutes sprechen; wer weiß aber was sie zu hören bekämen, wenn sie durch einen wunderbaren Prozeß wieder lebendig werden und in die alten Verhältnisse eintreten? Bedenken wir aber, daß es ein Vorzug des Menschen vor den Thieren ist, seine Kinder auch dann noch zu lieben, wenn sie nicht mehr der elterlichen Pflege bedürfen und den

verlorenen Sohn grade am meisten, soll da nicht der geistige Vater dieselben Empfindungen haben wie der leibliche? Und wenn es ihm gelingt, mit Hülfe eines Verlegers einen großen Theil seiner Familie, die an verschiedenen Orten daheim und draußen zerstreut war, um sich zu versammeln und durch den schützenden Einband ein Band um alle Genossen zu schlingen und er doch dem Leser das Heft in Händen läßt, damit er richte über die Todten und die Lebendigen, so kann er nach dem Sprüchwort, daß eine Liebe der andern werth sei, auf die eine oder die andre Liebe rechnen.

Auch hat unser aufgeklärtes Zeitalter nicht mehr den Glauben der Pythagoräer, daß wenn die Todten eine Volksversammlung hielten, sofort ein Erdbeben entstünde; im Gegentheil, wir zerreißen den Schleier der Nacht, wir machen die Nacht zum Tage und lieben nichts mehr als die Oeffentlichkeit. Der Geist der Zeitungen aber, der um Mitternacht in der Druckerei erscheint, er neigt zum Obskurantismus und stirbt oft schon am nächsten Tage in den dunklen Wegen des Papierkorbs. Wer ihn daran hindert, ihn wieder zum Leben citirt, selbst auf die Gefahr hin bei veränderter Sachlage, wenn die Nebel geschwunden, leicht mißverstanden zu werden, handelt

doch mit der Zeit im Einklang, die in zahlreichen Versicherungsgesellschaften den Kampf gegen die Vergänglichkeit aufgenommen. Schrieb doch schon Varnhagen einem seiner Schützlinge, daß, wenn man einen Aufsatz für immer begraben will, der Abdruck in einer Zeitung das beste Mittel sei. Soll aber dies geheimnißvolle Leichenbegängniß vermittelst des tödtenden Buchstabens der Beruf der Presse sein? Oder hatte nicht Achill Recht, wenn er es vorzog ein Knecht im Reiche der Lebendigen, als ein König im Reiche der Schatten zu sein?

Aus allen diesen Gründen bedarf der Verfasser keiner Befürwortung, um die Auferstehung dieser Blätter zu rechtfertigen, die von den Wellen der Spree, der Seine und der Themse einen erfrischenden Hauch empfangen haben. Das Wasser ist lebendig, drum wirft es die Todten aus. Aber noch ein gewichtiges Argument bietet sich dem Autor an. Einzelne dieser Aufsätze mußten sich dem kargen Format der Zeitungen anbequemen, in einzelne Nummern ihre Glieder zerreißen lassen. Sie blickten mit dem Kopf eines schönen Morgens in die Welt und bekamen erst einige Tage später ihre Füße. Zum erstenmal aus dem Prokustesbett entlassen, zeigen sie sich in ihrer ganzen Gestalt und gleichen hierdurch den Helden der

Walhalla, die sich des Morgens in Stücke hauen ließen und des Mittags gesund zu Tische setzten.

Möge der Leser, ohne den Tantalusdurst zu empfinden, diesen umgekehrten Pelopiden wenn auch nicht sein tragisches Mitleid, doch seine liebevolle Nachsicht zu Theil werden lassen!

Berlin, im September 1864.

Der Verfasser.

Inhalt.

Von den Ufern der Spree.

Aus der Fremde.

Von den Ufern der Spree.

Die Lichtseite der Residenz.

Schwärmerische Idealisten, die immer in's Blaue sehen, haben seit Jahrtausenden den Glauben verbreitet, daß der Mensch, ohne Unterschied des Geschlechts, der Beherrscher der Erde sei, die ihm der Allvater Zeus bei der großen Auseinandersetzung zum beliebigen Gebrauch überlassen habe. Will aber ein kecker Bursche diese Herrschaft ausüben, und verlangt der Erdensohn, daß seine Mutter ihm gehorche, so zerfällt sofort sein Diadem in Stücke, und der sogenannte Beherrscher der Erde muß Knechtsdienste thun, zum Pfluge greifen und mit der ungewissen Hoffnung einer einstigen Ernte sich abspeisen lassen. Ist nun aus dem vermeintlichen Regenten ein hungriger Unterthan geworden, der von den Früchten seines Schweißes sich kümmerlich ernährt, so wird sein Dienstverhältniß im Lauf der Jahre immer unangenehmer und erfordert bei abnehmender Kraft zunehmende Anstrengungen. Während die Erde bei ihrem zähen Leben ruhig eine Furche nach der andern sich ziehen läßt, und sich immer im Frühjahr neu verjüngt, bekommt der sie bedienende Herr eine unauslöschliche Furche nach der andern, und jeder Frühling der Natur tritt zu dem seinigen in einen mehr schneidenden Gegensatz. Ein Grübchen auf einem frischen Gesicht ist vom höchsten Reiz, gleichsam ein sichtbarer Eindruck vom Finger Amors, vereinigen sich aber die Grübchen

in wellenförmige Falten, so bilden sie zuletzt eine große Grube, über die die grausame Erde sich schließt und Gras wachsen läßt.

Wir könnten diese Variationen über unsere irdische Abhängigkeit, die man in falschem Stolze eine Beherrschung genannt hat, noch weiter ausdehnen, wir könnten zeigen, daß trotz aller Lebensversicherungs-Gesellschaften das Leben selbst eine Todesversicherung ist, wären wir nicht in Berlin an einem sonnigen Frühlingstage, wandelten wir nicht unter den Berliner Linden, wo aus Haupt- und Querstraßen neue Gebäude von der modernsten Architektur uns anschauen und das an Ornamenten so reiche Mittelalter gar nicht vertreten ist. Selbst die berühmten Berliner Linden werden so eben durch neue Sprößlinge ersetzt, da die enggefügten Gasröhren, die unterirdischen Verbreiter des Lichts, keine knorrigen Wurzeln dulden und nur die Kronen jugendlicher Stämme erleuchten wollen. So flößt uns Berlin, wie eine Schöpfung unserer Tage, die den Anforderungen der Zeit sich anbequemt, keinen Respekt ein und selbst der stattliche Korso, der bereits drei Jahre alt ist, während er in Wien vielleicht eben so viel Jahrhunderte zählt, erregt bei Theilnehmern und Zuschauern mehr Lachen als Bewunderung. Auf der Höhe der Flegeljahre, die sich oft in empfindlicher Weise geltend machen, genießt die nordische Metropole der Intelligenz, die Haupt- und Residenzstadt, unter allen ihren Konkurrenten eine besondere Bevorzugung und ist von Altersschwäche, Hinfälligkeit und Untergang am weitesten entfernt. Während andere Städte keine neuen Vergnügungen mehr ersinnen können, da sie in ihrer tausendjährigen Lebensdauer schon den Becher bis auf die Hefe geleert haben, tritt Berlin wie ein frischer Jüngling ins Leben ein und hat, den Durchbruch der Französischen Straße ausgenommen, keine Ruinen

und Runzeln aufzuweisen. Ein Alterthumsforscher findet in unsern Mauern keine Beschäftigung, und die Slaven und alten Deutschen, zwischen denen Berlin seit der Zeit Albrechts des Bären eine vermittelnde Stellung eingenommen, haben nur geringe Spuren ihres Daseins zurückgelassen. Wo sind hier historische Erinnerungen, wo ist hier die versteinerte Geschichte, der wir in Wien, Prag, Dresden, andere außerdeutsche Städte nicht zu nennen, auf jedem Schritt begegnen? Eben weil Berlin noch nicht steinalt ist und die Spree-Athener noch im rosigen Schimmer der Jugend, deshalb sind wir so hoffnungsreich und können im ersten Frühling des Lebens noch auf eine lange, segensreiche Zukunft rechnen. Unsere Glieder dehnen sich mehr und mehr auf natürlichem Wege aus, nicht auf dem Streckbett künstlicher Vergrößerung. Ja, obgleich man durch Steuern, Einzugsgelder, Polizei-Inquisitionen und Erschwerung der Niederlassuug das Wachsthum verhindern wollte, der kräftige Jüngling war stärker, als die Maßregeln seiner Vormünder, und drückt jetzt schon an sein klopfendes Herz die Fee der Moabiter Fluren, die keusche Diana der Hasenhaide und die webende Penelope von Rixdorf. Schon Goethe sagte zu Eckermann, daß das Landvolk ein Depot ist, aus dem die sinkenden Kräfte der Menscheit sich neu verjüngen. Wie wohlthätig wird daher diese Civil-Ehe Berlins mit den Autochthonen der umliegenden Dörfer, bei denen sonst nur einzelne bevorzugte Familien Kaffee kochten, wie wohlthätig und belebend wird sie wirken, diese jetzt legitime Verbindung, die durch die Mitgift der Schlacht- und Mahlsteuer, vereint mit dem Zuschlag, ihre höhere Sanction empfangen hat! Ein Schwein, das sonst in Moabit oder Schöneberg vegetirte, verdiente früher mit Recht wegen seiner Unreinlichkeit diesen Namen; indem jetzt dieses Geschöpf, dessen Beruf

der Schinken ist, sein Leben aushaucht, bringt es seinen letzten Blutstropfen dem Staate dar, und zahlt noch auf dem Sterbebette seine Schlachtsteuer, die zur Erquickung Anderer in den großen städtischen Seckel fließt. Indem daher die vierfüßigen Bewohner der ländlichen Umgebung, die jetzt zu unserm Weichbild gehören, in die ehrenwerthe Klasse der Steuerzahler getreten sind, haben sie sich zugleich zu einer höhern Kulturstufe emporgehoben, und es wird dem edlen Sinn der Berliner Bevölkerung nicht mehr entsprechen, diese Wesen, die zu den städtischen Lasten so viel beitragen, ferner bei Lebzeiten nur als Injurien zu benutzen. Wenn auf diese Art der Kreis der wörtlichen Injurien, die dem genießbaren Thierreich entnommen sind, sich einschränkt, wird offenbar die Kultur des Geistes und des Herzens wachsen; ein fühlendes Herz wird auf die doppelte Kränkung von Mensch und Thier verzichten, während der harte Kopf, wenn er durchaus nicht nachgeben will, naturhistorische Untersuchungen anstellen muß, um ein beleidigendes Wort zu finden, das seinem gegenwärtigen Bildungsstandpunkt gemäß ist. Einem solchen gebildeten Querulanten wird weiter nichts übrig bleiben, als bis in die Unterwelt der Fabel hinabzusteigen, wo etwa ein alter Drachen seinen Zorn, der einen Ausdruck verlangt, stillen kann, oder in das Gehege des zoologischen Gartens sich zu verfügen, wo allein das Kameel eine grobe, sichtbare Injurie ist, indeß der Affe und der Papagei nur zarte symbolische Verkörperungen menschlicher Schwäche sind. So wird das neue, vergrößerte Weichbild häßliche Bilder aus der Sprache verbannen, unsere Sprache wird gewisse Thiere bei lebendigem Leibe nicht mehr in den Mund nehmen, und wir selbst werden den Todten, wenn sie auf dem Tische dampfen, die höchste Achtung zollen, indem wir sie ganz in unser Inneres, in Fleisch und Blut

aufnehmen, ein schönes Zeichen der Pietät, die der heranwachsende Jüngling seinem Ernährer schuldet. Der weise Epiktet, der Freund Mark-Aurel's, sagte: der Staat soll nicht die Häuser, sondern die Seelen der Bürger vergrößern. Unser Magistrat, weiser als Epiktet, hat diesen Dualismus überwunden, und hat zugleich mit den Häusern die Seelen der Bürger vergrößert. So zeigt sich die Lichtseite der Residenz im schönsten Glanze!

Göthe, der Weimar'sche Hofmann, dem die kecken Berliner nicht gefallen konnten, nannte die Bewohner der Spreeufer „eine verwegene Nation." Hiermit hat er zugleich ihre überschäumende Jugendkraft treffend bezeichnet. Die Berliner machen noch immer entsetzlich viel Worte, haben die Sucht sich aufzuspielen, zugleich aber besitzen sie die Virtuosität, durch ein kurzes resolutes Wort eine Sache zu Ende zu bringen. Als verwegene Nation hat sich das 60. Regiment, das größtentheils aus Berlinern besteht, vor Düppels Schanzen gezeigt. Was würde aber Göthe, der im Jahre 1778 in Berlin war, erst jetzt sagen, wenn er die jungen Großstädter erblickte, die bereits seit einem Dezennium auf der Straße ungenirt rauchen und von dieser Errungenschaft den weitesten Gebrauch machen? Kann nach unseren Begriffen und Gewohnheiten eine Stadt alt sein, die erst seit zehn Jahren raucht? Muß sie nicht im blühendsten Jünglingsalter stehen? Eine Rauchstadt, in der es Jedem gestattet ist, seinen Mund zum Schornstein oder zum Vulkan zu machen, kann weit eher eine große Reichsstadt werden, als wenn bei jedem Athemzug dem Bürger der Mund zugehalten wird. Sonst ward es den Berlinern immer zum Vorwurf gemacht, daß sie zu den Kleinstädtern gehören, daß beim Mondschein weder die Laternen brennen, noch beim Sonnenschein die Cigarren: jetzt sind auch diese Schranken

gefallen und das Licht kann zu jeder Tageszeit eindringen. Sonst zwischen dem Ober- und Unterbaum eingesperrt, hat die jugendliche Hauptstadt diese Schlagbäume zertrümmert und ruht auf seinem Triumphzuge nicht eher aus, als dort, wo, beschattet vom Baumschlag einsamer Pappeln, die letzten Häuser stehen. Keine Entfernung ist dem Jüngling zu groß. Knapp, sattle mir mein Dänenroß! ruft er vor sich hin, und in demselben Augenblick fliegen stolze Gespanne vor seinem leiblichen Auge vorüber, die ihn nach allen Weltgegenden tragen wollen. Auf 39 Omnibuslinien, die von 290 Gesellschaftswagen vom Morgen bis in die sinkende Nacht befahren werden, macht er die Entdeckung des Großstädters, daß die Linie nicht immer der nächste Weg zwischen zwei Punkten, daß der grade Weg oft der weiteste ist. Eine Stadt, die mehreremal hintereinander von Omnibus-Drillingen entbunden wird, sie muß zu den kräftigsten Geschöpfen der Erde gehören, und in ihrem Schooße eine unberechenbare zukunftsreiche Fruchtbarkeit besitzen. Diese gesellschaftlichen Fahrzeuge, die die Menschheit per Achse befördern, müssen auch eine geistige Beförderung, einen geistigen Fortschritt zur Folge haben. Man weiß nie, neben wem man sich niederläßt, es kann ein Achilles sein oder ein Thersites, ein Schinderhannes oder ein Plato, ein Kohlhaas oder ein Garibaldi, eine Dame mit der Kamelie oder eine die Kamelien und Waldmeister verkauft, Du mußt ihnen einen Platz à 1 Sgr. einräumen und sie als gleichberechtigte Wesen betrachten. Kein Unterschied ist hier zwischen den Insassen, zwischen den Aufsässigen und den Hintersassen, jeder hat seinen „Bank-Antheil“ und selbst der Börsenschwindler, der Dich so eben um den Deinigen betrogen, indem er akkordirt hat, ihn mußt Du doch als Passagier achten und mit den Akkorden des Friedens ohne Brummstimme

empfangen. Während der Mensch oft nur im Leben als Sache, als Erwerbszweig für Andere betrachtet wird, gilt er im Omnibus als zahlungsfähiges Individuum, als Person; auf den Seitenwänden des Wagens finden wir es genau verzeichnet, wieviel gewichtige Personen der Omnibus zu tragen fähig ist. Zwischen Herr und Diener hört jede Rangordnung auf, vor dem Omnibus sind alle Preußen gleich, und selbst ein Deputirter, dem sonst die Unverletzlichkeit gesetzlich garantirt ist, kann beim Heraussteigen einen Fehltritt thun und sich den Fuß verstauchen. Glückliches Fahrzeug, unter dessen Banner die Gleichheit und Brüderlichkeit das süßeste Band um die nach gleichem Ziele strebende Menschheit schlingen!

Diese mit jedem Jahre sich vermehrenden Beförderungs-Anstalten geben den erfreulichen Beweis einer wachsenden Thätigkeit, die keine Zeit zu verlieren hat. Wo die Zeit keinen Werth hat, da ist Lethargie, Trägheit, Quietismus, wo jede Minute ein Kapital ist, da ist Streben, Konkurrenz, Wetteifer. Eine Stunde in Hinterpommern und eine Stunde in Berlin, was regt sich dort, was hier in den Köpfen! Nirgends sind die Menschen so pünktlich wie in London und Paris; dort weiß Jeder was die Glocke geschlagen hat, während in Rom und Neapel, wo das Pfaffen-Regiment nur dem Handwerk des Bettelns seinen Schutz angedeihen ließ, es faktisch unmöglich ist, genau den Stand der Zeit zu wissen. Selbst die Fahrzeit der Eisenbahnen ist dort nicht geregelt und nach Minuten wird nie gerechnet. Als Schiller die Glocke dichtete, die er mit den schönsten Arabesken aus dem gesammten Kulturleben zierte, da vergaß er in seiner dichterischen Phantasie, wie dies Schlegel bemerkt, das Wichtigste, und der Meister mit seinen Gesellen kann unmöglich das erste Friedensgeläute hören. Der poetische

Meister hat in seinem metallenen Mund die Zunge, den Klöpfel vergessen. Und doch hören wir sie in unserm Innern tönen, sie begleitet mit ihren Feierklängen unser Leben, sie begeistert, sie erhellt, sie tröstet uns. Das ist die Macht der Poesie, aber die wirkliche Glocke müssen wir zugleich sehen und hören können. Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück! Dieser Spruch sollte allen Deutschen eingeprägt werden, damit sie immer wach sind, wenn drüben der Hahn kräht, der immer genau weiß, was die Glocke geschlagen hat. Und das ist der Vorzug der Stadt der Intelligenz, daß die deutsche Langsamkeit, die den Werth der Zeit nicht kennt, hier mehr und mehr verschwindet, und mit dem Blick auf den Zeiger der Uhr, das „zu spät" uns nicht mehr entschuldigen kann. Wo die meisten Stunden gegeben werden, da ist Erziehung, Wachsamkeit und Wetteifer, wo die wenigsten Stunden gegeben werden, da ist Faulheit, Knechtschaft, sind Indifferentismus. Der Kulturhistoriker Riehl, der den Norden Deutschlands nicht liebt, weil er zu wenig seinen politischen Anschauungen entspricht, ist doch gezwungen, die Lichtseite Berlins anzuerkennen, und sagt in seinen Studien: „In billigen, bayrischen Wirthshäusern dankt man Gott, wenn man binnen einer Stunde zu einer Portion Braten für 12 Kreuzer gelangt, während man dasselbe Gericht in Norddeutschland für 36 Kreuzer in einer Viertelstunde erhalten und verzehrt hat." Und was thun die Mitglieder der sechsten deutschen Großmacht in der Zwischenzeit? Sie trinken und rauchen, während der eifrige Berliner schnell aus dem Wirthshaus eilt, um seinen Konkurrenten zu überflügeln, und trotz der theuern Konsumtion doch noch mehr gewinnt, als der billig lebende Bayer.

Berlin war die Stadt Deutschlands, die zuerst von der

drückenden Kette der Zünfte sich emanzipirte, und jetzt folgen sie langsam nach, Wien, Dresden, Bremen, während München und Frankfurt sich noch halb im Gefängniß wohl fühlen. Die Sonne der Gewerbefreiheit hat die Früchte reifen lassen und eine größere geistige Selbstständigkeit herbeigeführt. Jeder steht auf seinen eigenen Füßen und kann der Schmied seines Glückes werden. Will Berlin nicht zum Ambos herabsinken, so muß es den Hammer nicht aus der Hand geben. Schmieden wir das Eisen, so lang es heiß ist! Die Hauptstadt eines Staates, der „eine Geschichte ohne Gleichen" hat, muß immer an der Spitze der geistigen und materiellen Bewegung in Deutschland stehen, vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken, und sein Licht auf allen Gebieten leuchten lassen; dies sind die moralischen Eroberungen, die eine größere Beharrlichkeit und Standhaftigkeit als blutige Schlachten erfordern. Per aspera ad adstra!

Auf diesem rauhen Wege und in einer gährenden, kämpfenden Zeit, die stets auf neue Mittel bedacht ist, krankhafte Zustände zu beseitigen, ist es rathsam, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen und den Beispielen großer Männer zu folgen, die durch einfache Lebensregeln eines dauernden und ungetrübten Wohlseins sich erfreuten. Da begegnet uns denn gleich der Riese Antäus, von dem die Sage erzählt, daß das Tagewerk seines langen Lebens nichts weiter war, als ein frischer, fröhlicher Zweikampf, indem der Held Jeden, der ihm begegnete, durch thätliche Injurien zum Duell nöthigte und immer siegreich aus dem Kampfe hervorging. Das Mittel aber, wodurch der wunderbare Raufbold immer seine Kräfte stählte, war ein ganz einfaches; er legte sich nämlich, sobald er keine Beschäftigung hatte, auf die platte Erde, die ihn mit ihren liebenden Armen umfing und aus ihrem geheimnißvollen Schooße stärkende

Mittel zuführte. Unsere Aerzte, die so gern ihre Patienten auf die Eisenbahn setzen und in die Bäder schicken, haben jene praktische Heilmethode des lybischen Riesen gänzlich vergessen. In der Meinung, daß sprudelnde Quellen, warme oder kalte, daß Trinken oder Baden allein retten, daß nur das Element des Wassers einen entkräfteten Körper wieder beleben könne, haben sie den Menschen wie eine abgeschnittene Blume betrachtet, die man längere Zeit erhalten kann, wenn man sie in frisches Quellwasser setzt. Aber der Mensch führt kein bescheidenes Pflanzenleben und er braucht weit kräftigere Mittel, um den Weg von der Wiege bis zum Grabe nicht nur zu verlängern, sondern immer gegen alle drohenden Unbilden gesichert zu sein. Wäre es daher nicht zweckmäßig, den Wink des Riesen Antäus zu befolgen, besonders da er den Vorzug hat, keine Kosten zu veranlassen, dann und wann alle Glieder von uns zu strecken und im dolce far niente den Balsam der Erde zu schlürfen? Man hat die Parks von London die Lungen der Weltstadt genannt, und es fällt dort Niemandem auf, wenn ein Gentleman in feinster Toilette sich auf den grünen Rasenteppich hinlegt und durch die Londoner Lungen seine eigenen stärkt. Ist es doch ein Vorzug des Menschen vor dem Thier, ruhend auf dem Rücken liegen zu können! Bei uns werden die spärlichen Grashalmen von der Polizei, den Schutzgeistern der Flora, beaufsichtigt und keinem Lebenden ist es erlaubt, ins Gras zu beißen. Und doch können wir die überirdische Kurmethode noch besser als die Engländer, noch besser als Antäus befolgen, da wir noch öde, sterile Strecken in der Umgebung der Residenz besitzen, deren Boden bei weitem heilsamer ist, als feuchter Rasen, der leicht rheumatische Affektionen herbeiführen kann. Der S a n d, in dem die Kinder so gern spielen, der Sand ist dies Arkanum, dies

Berliner Element und man sollte keine Berliner Pflanze ungestraft aus diesem so wohlthätigen Erdreich versetzen.

Die Sterblichkeits-Tabellen zeigen uns, daß eine der strahlendsten Lichtseiten der Residenz dieser so oft verschriene Sandboden ist. In Berlin lebt man länger als in München, Breslau, Wien, und wir stehen in Deutschland dem Lorbeer der Unsterblichkeit am nächsten. Berlin hat durch seinen trockenen Sand, der scheinbar von dem Winde sich bewegen läßt, aber nur um an einer andern Stelle hoch aufgeschichtet desto fester liegen zu bleiben, Berlin hat durch dieses weißgelbe Pulver ein Element der Flüchtigkeit und der Zähigkeit erhalten, deren Verbindung allein seine geschichtliche Bedeutung möglich machte. Und ist es nicht wunderbar, daß aus der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs" der gefährlichste Feind dieses Reichs erwuchs, und daß Berlins Geburt als Residenz der Tod des Mittelalters war? Wie der Rhein sich im Sande verläuft, so fand das alte römische Reich in diesen Sandebenen seinen Tod und ein neues antirömisches Reich wird aus diesen historisch fruchtbaren Flächen hervorgehen. Der berühmte Geograph Ritter zeigte es in geistvoller Weise, wie Terrain und Geschichte innig zusammenhänge, welche Bedeutung ein Inselland, welche Bedeutung ein Hügelland, welchen Beruf seiner Bewohner die Ebene mit sich bringe. Der Staubgeborene, dessen Wiege im Sande stand, der an manche Entbehrungen gewöhnt ist, er muß der kargen Erde Alles abringen, ihm fällt nichts in den Schooß wie dem glücklichen Süden, und die Früchte des Bodens sind die Früchte seiner Thätigkeit. Mehr als andere Menschen ist aber der Berliner Ansiedler der Staubgeborene, er muß den Staub von der Erde schütteln, ihr ein neues aus Pflanzenstoffen gewebtes Kleid anlegen, da sie sonst in

ihrer dürren Gestalt den Magen und das Auge beleidigen würde. Wer einmal in den Fluren von Moabit gewandelt ist und die Borsig'schen Anlagen betreten hat, der erblickt hier eine paradiesische Schöpfung, die mit der strotzenden Kraft und Fülle englischer Parks wetteifern kann, aber tritt er heraus, so erscheint ihm das Gesehene wie ein Traum, sein Fuß muß jetzt mit Sandschollen kämpfen, und bei jedem Schritt bleiben die Spuren der Scholle an ihm kleben. Wo die Berliner Kultur nicht hindrang, da sind Wüsten, in denen die bescheidenste Feldmaus keine Existenzmittel findet, wo die Civilisation mit ihrem Schweiß und noch andern Flüssigkeiten den Boden düngte, da sind anmuthige Gärten, glänzende Villen, malerische Baumgruppen. So hatte Berlin von der Natur nur eine Sandbank als Mitgift erhalten, aber seine fleißigen Kolonisten machten aus der Sandbank einen blühenden Hafen.

Was giebt uns die Statistik für ein Bild! Die Stadt, die im Anfang des Jahrhunderts 120,000 Einwohner hatte, zählt jetzt 524,945 Seelen in Civilkleidung, wie dies die letzte Zählung vom 3. Dezember 1861 ergab, wozu noch 22,623 uniformirte Wesen kommen. In 11,330 Häusern ist diese halbe Million untergebracht und läßt sich von 43,790 Dienstboten die Mühen des Lebens erleichtern. Ueber $^1/_4$ der Bevölkerung, 111,019 Personen haben keinen eignen Haushalt. Es sind dienende Geister, Chambregarnisten und 43,316 Bewohner von Schlafstellen. 52,669 Haushaltungen verschmähen es Lakaienseelen in ihrer Mitte zu haben; es sind aber viele darunter, die nicht auf jede Bedienung verzichten, wohl aber um des lieben Friedens willen sich mit einer „Aufwärterin" begnügen. Das städtische Budget beträgt 3$^1/_2$ Millionen Thaler und ist größer als das von 24 deutschen Bundes-Staaten.

Wenn wir auch keine überseeische Kolonien besitzen, so hat Berlin doch den Emigranten andrer Länder seinen Flor zu verdanken. Weise Regierungen gründeten hier eine Freistätte der Glaubens- und Gedankenfreiheit und öffneten den Verfolgten die Thore. Es genügte, ein Opfer des Despotismus zu sein, um hier nicht nur eine Aufenthaltskarte, sondern selbst Grund und Boden als erstes Anlage-Kapital geschenkt zu erhalten, was heut zu Tage keinem Flüchtling mehr passirt. Wie die Griechen einst die Römer in den Künsten unterrichteten, so wurden nun die eingewanderten Refugiés unsere Lehrmeister, die das Material, das sie vorfanden, mit vieler Mühe zuschnitzten und die Berliner Troglodyten mit den feineren Genüssen des Lebens bekannt machten. Zwanzigtausend Franzosen, die die Dragonaden Ludwigs XIV. von ihrem heimischen Heerde vertrieben hatten, Tausende von Böhmen und Pfälzern, denen der blinde Glaubenseifer ihrer Regenten jede persönliche Sicherheit geraubt, sie brachten in die gastlichen Hütten der nordischen Steppe die vorgeschrittene Civilisation des Südens. Ferdinand II. von Oesterreich sagte: lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer, und Friedrich II. von Preußen, treu den Traditionen seiner Ahnen: lieber ein Land voll Ketzer, als eine Wüste. Die Kreuzung der Racen hat in Preußen dieselben guten Früchte getragen, wie in England, wo Sachsen und Normannen aus der grünen Insel ein Bollwerk der politischen Freiheit machten. Die englische Sprache, das treuste Bild jener Mischung, hat alle sinnlichen Wörter, wie Haus, Feld, Garten, aus dem Deutschen entnommen, während sie alle geistigen, abstracten, wie Freiheit, Unabhängigkeit, Vernunft, den Franzosen entlehnt hat. Die Berliner sind nicht so glücklich, ihre eigene etymologische Abkunft nachweisen zu können. Noch heut zu Tage kämpfen

zwei philologische Hähne in eingesandten Artikeln der „Vossischen Zeitung“ um den Preis, den slavischen oder wendischen Namen Berlins richtig übersetzen zu können. Kommt er von einem rauhen Bären her, oder von dem wendischen „bora,“ das ausgerodeter Wald heißt? Keine Urkunde giebt darüber genaue Auskunft, Niemand weiß es. Und das ist die Lichtseite Berlins, daß es, im märkischen Sande gelegen, doch wie ein romantisches Märchen, wie eine Fata morgana, zu neuen Entdeckungen die Phantasie reizt. Es gleicht dem wunderbaren Mädchen aus der Fremde: „Man wußte nicht woher sie kam.“

Eine aus Slaven, Deutschen, Franzosen zusammengesetzte Bevölkerung muß eine eigenthümliche Physiognomie haben. Sie muß slavischen Leichtsinn, deutsche Bedächtigkeit und französischen Enthusiasmus vereinigen. Daß diese so wenig verwandten Ingredienzien doch zuletzt in dem Berliner Charakter sich verbinden, verdanken wir der dürren Natur, die immer an den praktischen Verstand sich wendete, um aus ihrer Hülflosigkeit gerissen zu werden. Wie die Holländer das Sprüchwort haben, daß Gott das Meer schuf und der Holländer das Ufer, so mußten zuerst die schützenden Ufer für das Sandmeer geschaffen werden. Und da brachten die eingewanderten Franzosen und Niederländer uns die schönsten Blumen mit, große Strecken wurden der Flora geweiht, und Rosen, Hyazinthen, Tulpen sprossen aus dem durch die Kunst verwandelten Boden hervor. Noch heut zu Tage haben fast alle bedeutenden Kunstgärtner als Zeichen ihrer französischen Abkunft einen Accent in ihren Namen, und keiner endigt mit einem stummen e. Der Reiz der Blumen, deren stumme Sprache von fühlenden Herzen am besten verstanden wird, öffnete den Sinn für die Farbe; farbenreiche Stoffe in Seide und Wolle wurden

von französischen Händen fabrizirt, und das Berliner Blau, die Farbe treuer Soldaten und treuer Jungfrauen, ist noch heut in der Welt berühmt. So mußte Berlin, das die vorzüglichen Leistungen fremder Nationen sich aneignete, bald eine kosmopolitische Stadt werden, und das Selbstgefühl seiner Einwohner wuchs, als sie zu ihrem Erstaunen sahen, daß mit den rechten Mitteln selbst einer stiefmütterlichen Natur Alles abzugewinnen ist. Dies Selbstgefühl, das nur die Lumpe bescheiden sein läßt und sich etwas einbildet, hat uns bei unsern süddeutschen Nachbarn nicht den besten Namen gemacht, und doch ist es ein wohl verzeihliches, da wir als Söhne der Wildniß Alles der eigenen Kraft verdanken. Friedrich der Große schreibt an Jordan, 20. August 1743: „Schicken Sie mir 400 Feigenbäume aus Marseille für den wüsten Berg bei Potsdam.“ Und nach Verlauf weniger Jahre wurde aus dem „wüsten Berg“ das anmuthige Sanssouci. Auch der Berliner Thiergarten war nur eine baumreiche Wüste, ein Labyrinth ohne den Faden der Ariadne. In seiner Lobrede auf Knobelsdorf sagt Friedrich II.: „Daß der Geschmack und die Phantasie dieses Künstlers aus dem Thiergarten einen Lustpark geschaffen, der durch die Mannigfaltigkeit der Alleen, der Laubwände, der Bosquets den Bewohnern der Hauptstadt eine bequeme und geschmückte Promenade darbiete, wobei die Verfeinerung der Kunst unter dem ländlichen Reize der Natur sich offenbare.“ So haben die Berliner keinen Mythus, keine Tradition und können genau nachweisen, wie alles von einigen hervorragenden Geistern geschaffen wurde. „Die Berliner,“ sagt Börne, „sind Franzosen, aber nur eingemachte, sie glauben, daß Phöbus ein Brandenburger Gott sei.“ Aber er ist noch mehr ein Brandenburger als ein Römischer Gott, wo erst heut, nach so langen Kämpfen, das Morgenroth

der Aufklärung seine schwachen Strahlen zu werfen beginnt. Selbst importirte chinesiche Seidenwürmer finden bei uns in Maulbeer-Plantagen ihre Nahrung, obgleich wir unsere armen Würmer nur mit Kartoffeln nähren können.

Montesquieu sagt: „Der Ertrag des Erdreichs hängt nicht ab von der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern von der freien Entwickelung seiner Bewohner.“ Auf diesen Satz gestützt, konnte der Berliner, der mit der Intelligenz anderer Nationen einen Bund stiftete, den von der Natur bevorzugten Städten den Handschuh hinwerfen. Was gemacht werden kann, wird gemacht, ward sein Wahlspruch, so daß die Bäume in seinen Sommerwohnungen oft nur ein Werk der Menschenhände sind und uns immer den Gedanken einflößen, als ob sie selbst zur Miethe wohnen. Sind Kartoffeln, Nadelholz und Regenwürmer unsere einzigen natürlichen Gewächse, bei deren Geburt die Kunst keinen Beistand geleistet, so leben wir, von so mannigfachen ästhetischen Schöpfungen umgeben, nur in einer Kunst-Atmosphäre. Es entsteht dadurch der sonderbare Widerspruch des finstern Himmels und der heitern Kunst, die nur im vollen Lichte leben kann, ein Widerspruch, den Heine in jene kränkenden, beleidigenden Worte gefaßt hat, daß Berlin nur eine „trockene Lüge“ sei. An kalten Wintertagen, wenn Schneeflocken treiben und immer neue Wolken aufziehen, können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß unsere griechischen Götter auf der Schloßbrücke frieren und die herrlichen plastischen Ideale der Kraft, der Anmuth, der Jugend, wie sie keine andere Stadt der Erde als künstlerischen Schmuck aufweisen kann, sie erscheinen uns dann in ihrer leichten Toilette wie fremde Wesen aus einer Welt, die unserer cimbrischen Natur unvermittelt gegenübersteht. Wir wissen zwar, daß die Kunst das schönste Gewand ist

und daß alle jene prosaischen Ansprüche schweigen müssen, aber die Flügel der Begeisterung erlahmen, wenn das Quecksilber unter Null gesunken ist. Kopf und Herz treten dann in Widerspruch und unsere Worte erscheinen der oberflächlichen Betrachtung nicht als Ausdruck unserer Gefühle, sondern nur wie Lüge und Affectation.

Aber man bedenke doch, was aus dem dürren Flecken, aus der Streusandbüchse geworden ist, und man wird uns einigen Enthusiasmus, einigen geistigen Schwung immer zu gute halten und selbst bei Kältegraden uns wahre, innere Wärme nicht absprechen. Die nüchterne Natur sorgt schon wieder dafür, daß die künstlerische Begeisterung uns nicht zu sehr fortreiße, und so bleiben wir durch die Berliner Kritik, eine Mitgift des kargen Bodens, im rechten Gleichgewicht. Die Berliner Begeisterung erkennt freudig die Größe an, auf welchem Gebiet sie zu finden ist. Mit Schinkel, mit Hegel und Humboldt wurde hier ein förmlicher Kultus getrieben, und Henriette Sonntag und Jenny Lind verdanken der Berliner Initiative ihre europäischen Lorbeeren. Steht aber Berlin auf der Höhe um Kronen vertheilen zu können, so ist es natürlich, daß eine strenge Kritik bei der Preisvertheilung der einzige Weg ist, um jene hohe Stellung nicht zu verscherzen. Pariser und Londoner Empfehlungen helfen nichts, wie wir dies bei einigen krähenden Exemplaren der italienischen Oper sahen, und die Stadt an der Spree hat den „Tannhäuser“ noch wärmer ans Herz gedrückt, seitdem er an der Seine durch Jokeys, die auf dem letzten Loch der Blasirtheit pfeifen, eine gewaltsame Niederlage erlitten. Unser Enthusiasmus läßt sich nicht durch einen Namen, durch eine Parole, durch ein Stichwort hinreißen; die Kritik geht mit der Fahne voran, aber sie hat ihr Ja gesprochen, so folgen wir der Fahne ohne uns umzublicken wie

muthige Soldaten. Erst das Urtheil und dann das Vorurtheil! Und nebenher läuft der Berliner Witz und spritzt sein Scheidewasser auf die Fahne, aber ist ihre Farbe echt, so gleicht der Witz nur dem Hunde, der den Mond anbellt. Man lacht über seine Thorheit und läßt sich ruhig seine Sprünge gefallen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und der Berliner findet oft Gelegenheit diesen Schritt zu thun. Er scheut sich nicht, das Erhabene in den Staub zu ziehen, vielleicht weil er an Staub so viel Ueberfluß hat, aber seine gesunde Natur und seine stolzen Traditionen bringen ihn doch wieder auf den alten Weg zurück. Immer im Kampfe mit einer kargen Natur, die er durch seine rastlose Thätigkeit dienstbar gemacht, flößen ihm seine eigenen Werke Respekt ein, und ein Blick vom Schloß bis nach der Siegesgöttin auf den Propyläen zeigt ihm, welche reichen Früchte die Saat der Gedanken trägt, wenn sie mit dem Muth, mit der Thatkraft sich verbündet. Kunst, Wissenschaft, Civilisation müssen jetzt der ganzen Welt die verloren gegangene Unschuld wieder ersetzen. Der geistvolle Bogumil Goltz sagt: „Nachdem das Paradies verscherzt, die Feigenblätter der Schaam vertrocknet und mit Zeitungspapier vertauscht sind, helfen und erretten nur Feder, Dinte und Papier.“ Womit lassen sich aber die Schriftzüge besser fixiren als mit Sand, an dem Berlin so viel Ueberfluß hat? Der Sand, der den Buchstaben nicht tödtet, nicht verwischt, sondern unsterblich macht, er muß unser Stolz, unsere Lichtseite sein und die abgehärtete preußische Klio, an Sand gewöhnt, läßt sich keinen in die Augen streuen. In unserer Sandwüste sind keine Kameele.

Berliner Schattenseiten.

Wenn Frau v. Staël in ihrem Buche über Deutschland behauptet, daß hauptsächlich drei Factoren es seien, welche die Bedächtigkeit und Schwerfälligkeit der germanischen Race hervorbringen, nämlich das Bier, der Tabak und der Ofen, so ahnte sie wohl nicht, daß hundert Jahre später grade diese drei Artikel eine solche Verbreitung bei unsern Nachbarn jenseits des Rheins finden würden, daß sie fast zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehören. Während das Bier und der Tabak seit der Zeit der Eisenbahnen mit unwiderstehlicher Schnelligkeit von Straßburg bis Marseille vordrangen und Baiern in den Augen der Franzosen eine Großmacht wurde, deren Gewicht mit dem Flaschenzug zu messen ist, hat der Ofen nur langsam, aber desto sicherer Propaganda gemacht, und ein kalter Winter hat ihm so warme Anhänger in Paris verschafft, daß selbst seine nicht zierliche Gestalt in Eisen oder Thon über die malerischen Reize des Kamins den Sieg davontrug. Es scheint aber, als ob die Deutschen, nachdem sie so viel Dunst exportirt haben, wie ihn Bier, Tabak und Ofenhitze erzeugen, wirklich durch diesen Verlust an Stickstoff leichter geworden sind und jetzt mit den Franzosen, die den größten Windbeutel, den Luftballon, erfunden haben, in graziöser Beweglichkeit und leichter Auffassung wetteifern

können. Werfen wir nur einen Blick in unsere Zeitungen und Anzeigeblätter, so sehen wir sogleich, daß der Glaube jetzt so federleicht geworden ist, daß er im Galopp durchgeht und die Vernunft, die sonst mit ihm unterhandelte, ihn nicht mehr zurückhalten kann. Die Leichtgläubigkeit ist aber der Gegensatz der Zähigkeit und ihre Propheten sind Charlatane, die jeden Tag neue Wunder entdecken und durch Atteste sie bescheinigen lassen. Friedrich der Große gab im Jahre 1783 der Berliner Akademie die Preis-Aufgabe: est il permis de tromper le peuple? Aber heut zu Tage fragt kein Mensch mehr um die Erlaubniß an, und das mundus vult decipi bringt den sogenannten Intelligenzblättern und den Verfertigern der Geheimmittel den größten Gewinn ein. Es hilft nichts, wenn amtlich nachgewiesen wird, daß etwa die Revalenta arabica aus Linsen- und Erbsenmehl bestehe, zwei Nahrungsstoffe, die gewiß dem Stoffwechsel sehr wohlthätig sind, wenn sie einmal in der Woche am Donnerstag genossen werden; die Chemie kann nur die sichtbare Wirkung dieser Substanzen nachweisen, aber ist sie fähig, die unsichtbare Wirkung dieser geriebenen Faktoren darzuthun? Der Glaube macht selig und das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Wer sich gesund glaubt, ist es schon zur Hälfte, und warum soll unsere Zeit so nüchtern sein, daß keine Wunder mehr geschehen? Die Leichtgläubigkeit, wie sie jetzt in den zahlreichen Krankheitsgeschichten sich kundgiebt, ist vielleicht noch die letzte Staffel der Naivetät, die, wie dies häufig im Leben der Fall ist, wo die Gegensätze sich begegnen, durch die raffinirteste Spekulation an das Tageslicht kam. Ein Mensch traut jetzt kaum dem andern, das organisirte Mißtrauen, wie ihre Gegner die konstitutionelle Regierung nennen, ist epidemisch geworden, riesige Schlösser, Sicherheitsketten, eiserne Geldschränke, ausforschende

Portiers, das ist vorhanden, um jedes zufällige Begegnen und jedes romantische Abenteuer schon im Keime zu vernichten. Tritt ein Mensch in ein offen stehendes Haus, so soll er durchaus keine andern Gelüste haben als Diebesgelüste, kein anderes Bedürfniß, als das nach fremdem Eigenthum. Und doch sagt Göthe: Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Mißtrauisch beobachten ihn die Dienstboten hinter dem sichern Versteck der Hoffenster, er tappt, um unbemerkt zu sein, nach den dunkelsten Stellen, aber dieses Suchen nach einem Schlupfwinkel vermehrt noch das Mißtrauen der Hausbewohner, die jetzt mit Geräusch die Fenster öffnen und den Unglücklichen, der einem natürlichen Gefühl der Schamhaftigkeit folgt, unbarmherzig zwingen, gesenkten Hauptes durch den breiten Thorweg die Retirade aus einem Hause anzutreten, das ungastlich dem bedrängten Mitbürger auch nicht den kleinsten Raum zur Erleichterung bietet. Wo ist die Intoleranz und die Lieblosigkeit größer? Bei den Arabern ist jeder Fremdling, der unter das Dach tritt, ein Genosse der Familie, bei den civilisirten Nationen ist schon das Untertreten ein verdächtiges Zeichen, das, wenn nicht der Ton und die Kleidung besonders fein sind, gleich die Ausrufe „Bummler, Vagabund“ von symbolischen Injurien begleitet, zur Folge hat. Auf italienisch heißt Berlina ein offener Wagen und mettere alla Berlina sehr bezeichnend an den Pranger stellen.

So kalt stehen sich die Menschen alltäglich gegenüber, während in den Zeitungen mit den Gefühlen der Dankbarkeit, der Theilnahme, der Nächstenliebe, ein einträglicher Handel getrieben wird, der wirklich eine Menge leichtgläubiger Gimpel in das Netz lockt. So viele Wohlthäter der leidenden Menschheit haben noch nie existirt, die stets auf

neue Essenzen und Extracte sinnen, um ihren Mitbrüdern statt der Blässe des Gedankens die rothen Wangen der Gesundheit zu geben. Da legt einer den armen Samariter in Ketten um ihn vom Rheumatismus zu befreien, während der andre ihm stärkendes Malz in die Kehle schüttet, und ein dritter ihm den kahlen Kopf mit einer Pomade einreibt, die bei einem Haar geholfen hat. Das Erfindungstalent, das sich in Pflastern, Heilkissen, Zahnbändern, Tinkturen ausspricht, und das sich oft bis zu einer schwindelnden Höhe erhebt, zeugt von einer geistigen Beweglichkeit, die die nordische Hauptstadt würdig der französischen zur Seite stellt. Berlin ist die Stadt der Schönfärber und der Surrogate. Es wird nirgends so viel und so echt gefärbt und keine Stadt kann sich rühmen, so viel täuschende Surrogate erfunden zu haben. Für die Verzierungen von Sandstein haben wir die Ornamente von Thon, für die theure Bronce an Kronleuchtern und Statuetten die Steinpappe, für den natürlichen Marmor den künstlichen, für das echte Silber das täuschende Neusilber, nur allein das Gold, das knechtischste Metall, das sich am meisten breit schlagen läßt, hat sich noch nicht zu einer vollkommen gelungenen Maske erniedrigen wollen.

Alle diese schönen Erfindungen geben das beste Zeugniß von einer industriellen Gewandtheit, aber sie haben zugleich auch eine moralische Kehrseite, die die Lichtstrahlen der technischen Errungenschaften arg verdunkelt. Wo so viel Unechtes fabrizirt wird, ist selbst dem Echten gegenüber das Mißtrauen ein berechtigtes, und der Berliner ist jener Chemiker, der die Milch untersucht, ob sie wirklich von einer Kuh herrührt, oder nur von einem sprudelnden Kreidefelsen. Auf Treu und Glauben, auf Ja, Ja und Nein, Nein wird daher in der wirklichen Welt nichts mehr angenommen, und

Möros „mit dem Dolch im Gewande“ darf nur einen zahlungsfähigen Freund als Bürgen zurücklassen. Die industriellen Ritter aus dem Stegreif, die fortwährend ihre Netze ausspannen, um unerfahrene lustige Fliegen zu fangen, und die mehr gröberen Raubritter mit dem Dietrich im Gewande, tragen am meisten dazu bei, dies Mißtrauen in immer größere Kreise weiter zu pflanzen, und bald wird es dahin kommen, daß man selbst jede Handschrift sorgfältig prüfen muß, ob sie nicht gefälscht ist. Hat doch vor einigen Jahren der schlaue Grieche Simonides die gelehrte Welt mit einem Manuscript getäuscht, dem er durch eine Tabaks-sauce den verschönernden Rost der Jahrhunderte mitgetheilt hatte. Der Großstädter ist daher der geborne Sicherheits-kommissarius, der selbst in einem sogenannten anständigen Café seinen Hut und seinen Paletot nicht gern außer Augen läßt, und immer die zu weit gehende Nächstenliebe fürchtet. In der riesigen Weltstadt London, die grade so viel Einwohner hat, als das Königreich Würtemberg und so viel Nachtwächter als das Königreich Sachsen Soldaten zur Bundesarmee stellt, da ist die prüfende Vorsicht selbst in die untern Klassen gedrungen, die anderswo noch vom Gift des Mißtrauens am wenigsten angesteckt sind. Ein Londoner Kutscher beißt auf jedes 5 Schilling-Stück und fühlt ihm auf den Zahn, ob es auch wirklich Silber, oder nur werthloses Blei ist. In Wien, wo nichts mehr zu beißen ist, sind solche Zahnoperationen unmöglich, auch bei uns sind die Falschmünzer noch keine Achtung gebietende Minorität, wohl aber sind wir gezwungen, einen Thalerschein hin und her zu wenden, ob er auch wirklich echt ist und kein Schein. Seitdem man in allen Ländern einen Schein für baare Münze annehmen muß, was an sich schon ein Widerspruch ist und nur im Gebiet der Aesthetik eine Wahrheit, seitdem

selbst der kleinste Raubstaat gestempelte Makulatur fabrizirt, ist das Mißtrauen so groß geworden, daß oft ein Staat im deutschen Bunde die Werthpapiere des andern als werthlos verschmäht. Und das nennt man mit dem pomphaften Namen einen deutschen Bund, dessen erstes Requisit doch Treu und Glauben wäre! Hier zeigt sich wieder die Kehrseite des Fortschritts. Auf der Kehrseite des Thalerscheins stehen zwei unschuldige Genien, aber diesen Engeln der Unschuld ist nicht immer zu trauen.

In keiner Stadt aber wird dem Fremden das Mißtrauen gleich so eingeprägt, wie in der Stadt der Intelligenz. Weder in London, noch in Paris findet man jene alles menschliche Gefühl niederschmetternden Anschläge: „Vor Taschendieben wird gewarnt,“ wie sie hier auf den Bahnhöfen den Reisenden mit Angst und Entsetzen erfüllen. So muß Jeder seinen Nebenmenschen fürchten, besonders wenn dieser zu sehr „Nebenmensch“ ist und sich zärtlich anschmiegen will, und muß wie ein Perpendikel nach rechts und links ausbiegen, um nicht in zu nahe Berührung zu kommen. Und doch haben wir hier einst einen romantischen Vagabunden gehabt, der, wie er vor Gericht behauptete, nur aus reinster Liebe zum schönen Geschlecht den Damen die Mäntel zerschnitt. Er wollte nichts mit der Kehrseite wo die Taschen liegen zu thun haben, sondern machte seine Angriffe von vorn, von der äußern Façade. Ein englischer Zimmergeselle, der in Portsmouth einer vornehmen Lady, die eben ans Land stieg, von ihrer Schönheit ergriffen, einen herzhaften, leidenschaftlichen Kuß verabreichte, wurde wegen grober körperlicher Mißhandlung zu sechs Monat Zuchthaus verurtheilt. Unser Mäntelzerschneider ist mit vier Monat davongekommen und wird jetzt wahrscheinlich in dunkler Zelle singen: Ich schnitt es gern in alle Mäntel ein!

Es ist wunderbar, daß die Taschendiebe in einem Winter, der den Berliner Boden so schlüpfrig macht, daß ein nicht Gefallenerer beiderlei Geschlechts zu den Seltenheiten gehört, es ist wunderbar, daß die Gauner, deren Erntezeit immer der Winter ist, jene Periode im ganzen nur wenig benutzen. Vielleicht ist ihnen selbst der Boden zu schlüpfrig geworden; denn obgleich die Mark die Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs genannt worden ist, im Winter, wo der Streusand eine Wohlthat für das Podium wäre, ist davon nichts zu bemerken. Nur im Sommer, wo er zum Wüstenstaub sich verfeinert, wird er uns in die Augen gestreut, aber im Winter niemals unter die Füße. Diese Kehrseite der Hauptstadt, die uns im Sommer blind und im Winter lahm macht, ist eine, die wohl radikal durch energische Maßregeln zu vernichten wäre. Entweder muß jeder vor seiner Thür fegen, oder die Kommune oder die Polizei. Jetzt ist aber diese Pflicht durch die Kämpfe zwischen Magistrat und Polizei eine streitige geworden und das corps de balai, wie man die Straßenreiniger genannt hat, scheint mehr aus wirklichen geheimen Räthen der Straßenreinigung als auf öffentlichen Beamten zu bestehen. Würde nicht der Himmel mit seinen Thränen sich über uns erbarmen, wir hätten noch im Sommer so viel Höcker, Auswüchse und Difformitäten, daß weder im Wagen noch zu Fuß der Weg zu passiren wäre. In einer Stadt, wo der berühmte Langenbeck mit dem Messer die größten Schäden operirt, ein Gräfe den Blinden aller Welten die Augen öffnet und ein Remak mit dem konstanten Strom die gelähmten Glieder flüssig macht, sollten wir da keinen konstanten Strom erfinden können, um unsre Gewässer in stetem Fluß zu erhalten? Sollte für das leidende Pflaster kein Pflaster zu finden sein? Oder sollen wir etwa alle in die Gefahr kommen, als Lehr-

Objekte für die operative Chirurgie verwendet zu werden? Bleibt der Zustand so wie gegenwärtig, so ist die Hauptstadt in der Auflösung begriffen und hat ein noch traurigeres Schicksal als Pompeji, das wenigstens in einer reinlicheren Art zu Grabe getragen wurde. Und aus der Asche kann sich ein strahlender Phönix erheben, den noch Jahrhunderte bewundern; was soll aber aus dem in Abraum und Koth versunkenen Berlin werden? Haman, der Magus des Nordens, sagt: „Der wahre Glaube ist Substanz, alles andre nur heiliger Koth des großen Lama.“ Aber der wahre Glaube ist in Leichtgläubigkeit untergegangen und nur der irdische Koth ist uns übrig geblieben.

Wir wollen noch einen Vorschlag zur Güte machen. Bekanntlich benutzen einige unserer Delikatessenhändler die Trottoirs, um ihre Speisen und Getränke im Lapidarstyl darauf anzukündigen. Sollte man nicht die Trottoirs zu Annoncen hergeben, aber mit der Bedingung, daß die Inserenten sie immer im lesbarem Zustande erhalten? Dann würden wir zwar nicht auf Rosen, aber doch auf Austern und Caviar wandeln und immer in aufrechter Stellung, es würde uns das Wasser im Munde zusammen laufen, dagegen die Trottoirs in allen Zungen reden und dennoch trocken sein. Wie schön und graziös würde man sich auf einem solchen Boden bewegen können, während wir jetzt gar nicht daran denken wollen, unter welchen Haufen von Kehricht die herrlichsten Genüsse begraben liegen. Dies ist noch das beste und am wenigsten kostspielige Mittel, um das Berliner Pflaster von allen verletzenden und gefährlichen Makeln zu reinigen. Findet diese Lithographie allgemeinen Beifall, so wird Berlin für jeden Peripatetiker nicht blos die reinlichste, sondern die verführerischste Stadt sein. Die Kehrseite der Residenz wird ihre Lichtseite werden und Berolinum

endlich sein Anagramm, ein lumen orbi, ein Licht der Erde, nach allen Seiten verwirklichen!

Bis dahin aber wird noch viel Wasser in die Spree und in unsre Weine laufen, die jetzt auch von außen frieren.

Seitdem die moderne Kultur die Entdeckung gemacht hat, daß der Champagner in Eis gestellt werden muß, um dem verwöhnten Gaumen besser zu munden, seitdem auf die emporsteigenden Geister einer übersprudelnden Kraft kalte Umschläge gelegt werden, ist auch das letzte überschäumende Element einer Disciplin unterworfen worden, die für die Hebung der innern Gluth kein besseres Mittel zu finden weiß, als eine äußere, künstliche Kälte. Die arme Wittwe Cliquot hat es gewiß auf ihre alten Tage sich nicht träumen lasseu, daß ihre Reize durch eine schlüpfrige Umgebung noch erhöht werden, und daß sie selbst aus dem Eise gerettet werden muß, damit ihre Verehrer zu einer vollen Würdigung ihrer Vorzüge gelangen. Ist aber Champagner in Eis jetzt der Mittelpunkt aller Feste, in denen der Luxus mit seinen Pfauenfedern prunkt, so sind auch die Theilnehmer dieser Gelage in vieler Beziehung dem Getränk ähnlich, das sie zu sich nehmen, wie immer der Mensch mit dem Lieblingsstoff seines Magens in einem analogen Verhältniß steht. Unsre norddeutsche Hauptstadt hat namentlich im Winter so viel Ueberfluß an Gefrorenem, daß förmliche Gletscher an den Straßenecken sichtbar sind und die Cultur exclusiver Kreise in den perlenden Tropfen ihrer Genüsse ihr passendstes Ebenbild findet. Grade aber das ist es, was die süddeutsche Gemüthlichkeit uns fortwährend zum Vorwurf macht, daß die sprudelnden berliner Geister des Witzes und der Laune, nur umhüllt von einer schneidenden Kälte verabreicht werden. Die deutsche Einheit wäre schon längst hergestellt worden, wenn der norddeutsche Verstand nicht

jene Kehrseite hätte, die eine Erkältung in den stammverwandten Herzen herbeiführt, wodurch selbst das offne Entgegenkommen leicht in den Verdacht einer überlegten Berechnung geräth. Nun hat aber jede große, Ton angebende, Stadt noch den Uebelstand, daß die Menschen durch ihre Quantität sich ziemlich gleichgültig werden, und daß der Einzelne sich nicht in einer Umgebung von Mitbürgern sondern von unbekannten Größen bewegt. Die berliner Kälte, die die Grundlage der Nation ist, wächst daher mit der Ausdehnung der Stadt und da diese glücklicher Weise in südwestlicher Richtung zunimmt, so werden wir allmälig zur Herstellung der Einheit den berliner Geist so weit verpflanzen, daß Bier auf Eis, das der Süden so liebt, und Champagner in Eis, mit dem der Nordländer kokettirt, keine großen Differenzen mehr herbeiführen.

Und siehe da, das Wunder ist schon zur Hälfte geschehen. Fast auf allen Volkstheatern Deutschlands ist der berliner Geist zum Durchbruch gekommen und die populären Figuren, wie Schulze und Müller haben über die Staberle und Hampelmänner, über die Repräsentanten der Carnevalslaune, den Sieg davon getragen. Der Witz, der mit seinem Stachel den Unschuldigen kitzeln, den Schuldigen aber verwunden will, erobert eine Provinz nach der andern, und der Genius des Kladderadatsch entfaltet seinen kräftigen Flügelschlag an der Donau, an der Isar, am Neckar, wie an der Spree. Die süddeutsche Gemüthlichkeit nimmt immer mehr von jener prickelnden Essenz in sich auf, die dem Champagner in Eis zu vergleichen ist, deshalb flüchtet sich die Literatur, wenn sie die letzten Asyle reiner, unschuldiger Herzen schildern, wenn sie naturwüchsige Charaktere malen will, in die Dorfgeschichte, während die Stadtgeschichte so oft mit dem Stadtgericht in Conflict kommt.

In Berlin läßt sich nicht träumen. Dieser selige Zustand der Befriedigung, diese dämmernde Mischung von Natur und Geist, dieses süße dolce far niente auf den Schwingen der Einbildungskraft; es ist durch die Kritik der reinen Vernunft verloren gegangen. Und den andern Hauptstädten geht es nicht viel besser. Sobald sie Mittelpunkt eines Eisenbahnnetzes geworden sind, so lauert auch schon die Spinne in diesem Netz, die jeder harmlosen Fliege die Freuden eines unbefangenen Genusses verdirbt. Aber während man in andern Städten doch noch dem Treiben entgehen kann, indem man sich vor die Thore flüchtet und an den unveränderlichen Reizen der Natur sich erquickt, ist das die Kehrseite der Residenz, daß unsre Natur größtentheils künstliche, vergängliche Reize hat, und immer wieder die saure Arbeit der Menschen reflektirt.

Als Schiller seinen „Spaziergang" machte, da sah er „den Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel und das braune Gebirg und den grünlichen Strom." Und diese Farbenskala umschlang er mit Gedanken-Arabesken, die in der Natur der thüringer Berge ihr Spiegelbild wiederfanden. Aber das vermochte auch das anmuthige Hügelland, das von der Ilm durchzogen ist, während die Grazien der Mark den Dichterfürsten und Weimar'schen Minister nur zu einem Spottgedicht begeisterten. Aber selbst der Weimar'sche Minister, der so viel wie möglich, um sein Dasein harmonisch zu gestalten und in seinem Behagen sich nicht stören zu lassen, vom Lärm des Tages sich abwandte, er ist immer mit seinen amtlichen Funktionen im Kampf und schreibt an Charlotte Stein: „Ich wollte mich lieber hinsetzen und mir Mährchen erzählen lassen, als die Herren Stände bewillkommnen." Ja die Herren Stände, was haben sie erst in unsern Tagen angerichtet? Hätte Göthe täglich in seinem

Hause das Pfeifen der Lokomotive gehört und wären ihm von seinem Kammerdiener Morgens und Abends die telegraphischen Depeschen gebracht worden, so wäre seine Phantasie in ein solches Kreuzfeuer gerathen, daß selbst der Weimar'sche Park sie nicht mehr in ihrer Reinheit hätte hervorzaubern können; damals war noch ein neues Gedicht, ein neuer Roman, ein neues Theaterstück das die Welt bewegende Element, während heut zu Tage eine Abstimmung, ein Ja oder Nein, von einer ganz unbekannten Person gesprochen, oft von der höchsten Wichtigkeit ist. Die Hauptstadt einer Großmacht fühlt aber am meisten den scharfen, politischen Zugwind. Politische Constellationen knüpfen sich hier an Reden und Aeußerungen, die die stets geschäftige Intrigue oft in ganz andern Formen wiedergiebt. Die Lüge von der Wahrheit zu sondern ist daher schon eine saure tägliche Arbeit des Großstädters, wenn er nicht von vornherein das Sprüchwort „der lügt wie gedruckt" an der Stirn jedes Journalisten lesen will. Wo bleibt bei diesem nothwendigen Mißtrauen, bei dieser Tugend des Comptoirs, der Idealismus? Louis Napoleon sagt in einer Thronrede: „Unsrer Ehre wegen weht unser Banner auf den Mauern von Pecking, als Vertreter der Humanität gingen unsere Truppen nach Syrien, zum Schutz des heiligen Vaters sind sie in Rom und aus Mitgefühl mit einem königlichen Märtyrer in Gaeta." Und doch glaubt Niemand an diese idealen Missionen. Der Praktiker auf dem Throne prunkt mit den edelsten Gefühlen, und lies't man diese Thronrede, so sollte man glauben, daß die Zeit des Plato gekommen ist, wo die Philosophen mit dem Diademe sich schmücken. Aber Louis Napoleon hatte nur einmal Zeit sich mit solchen Spekulationen zu beschäftigen; das war, als er im Gefängniß von Ham saß, wo er bekanntlich die „Ideale"

von Schiller übersetzte. Uebersetzungen gleichen den Kehrseiten gewirkter Tapeten. Diesmal aber ist die Kehrseite schon zu sehr abgenutzt und namentlich die Stelle über die „unwiderrufliche Vereinigung Savoyen's und Nizza's" ist ein bedeutender Fettfleck, der, wie der in einer Marmorsäule, immer weiter sich ausdehnt. So weit hat es aber der Erwählte des zweiten Dezember wirklich gebracht, daß er den Wunsch, den Caligula für Rom hatte, in Paris selbst erfüllt hat. Frankreich hat nur einen Kopf, der für seine Zukunft handelt, dichtet und denkt. Daß dieser Kopf sterblicher Natur, hat schon manchen Börsenmann und Diplomaten zur Verzweiflung gebracht. Sagte doch selbst die halbofficielle österreichische Zeitung nach dem Orsinischen Attentat wörtlich: „Das Leben des Kaisers Napoleon ist ein werthvolles Eigenthum der Welt, und Millionen, auch außerhalb der weiten Grenzen seines Reiches, haben Ursache dem Himmel für seine Erhaltung inbrünstig zu danken." In Oestreich ist man so in die Millionen hineingerathen, daß man bei solchen Exklamationen nie weiß, ob Millionen Menschen oder Gulden gemeint sind. Und beides ist leider heut zu Tage nicht viel unterschieden, da es die erste Tugend ist seine Bedürfnisse baar zu bezahlen und der innere Werth nach dem äußern berechnet wird!

Wird aber in unserer Zeit so viel auf die äußere Fassung gegeben, so wird es auch das wichtigste Bestreben der meisten Menschen sein, nie außer Fassung zu kommen. Wie man den Champagner kalt stellt, so müssen wir immer unsere äußere Stellung im Auge haben und es ist nicht erlaubt, wenn man die Formen nicht verletzen will, diese kalte Position zu verlassen. Wie die Frauen durch die Crinoline den Abstand von der Natur uns deutlich zeigen, so sind für beide Geschlechter die stählernen Reifen der

Convenienz vorhanden, die wir wie Ketten mit uns herumschleppen. In großen Städten sind nun diese ungeschmiedeten Ketten bei weitem drückender, da das dichte Zusammenleben so vieler Menschen bestimmte Vorsichtsmaßregeln erfordert und selbst der Weimarsche Minister beklagt sich schon damals, daß jetzt nicht einmal die Buben laut auf der Straße schreien dürfen, da gleich die Polizei einschritte. Selbst die Blumen sollen nur für das botanische Studium, für das Herbarium vorhanden sein und nicht für den Liebhaber. So in spanische Stiefel eingeschnürt, werden wir mehr und mehr von der Geburt an dressirt und je mehr durch die erleichtete Communikation die Länder centralisirt werden, desto mehr Menschenopfer fallen dieser Kehrseite der Hauptstadt und die naiven Originale gehen allmählig ganz verloren. Früher waren das noch die darstellenden Künstler, die Schauspieler. Die bürgerliche Verachtung, unter der sie lebten, machte sie zu echten Vagabunden, die herumwandernd Welt und Menschen aus eigener Erfahrung kennen lernten und ihren ungezügelten Leidenschaften freien Lauf ließen. Die Eitelkeit war ihnen unbekannt, die der Tod aller darstellenden Kunst ist. Da der Thespis-Karren damals noch nicht ein ganzes Zeughaus von Toiletten und Dekorationen mit sich führte, so mußte der Mime weit größere Anstrengungen machen, um die Phantasie der Zuschauer durch seine eigne Leistung zu beschäftigen. Garrik konnte das Abc so hersagen, daß alle Zuschauer zu Thränen gerührt wurden, heut zu Tage ist das ergreifende Abc die Toilette, die Eleganz, der Kleiderprunk, und wenn ja erst die Steine im Schmucke echt sind, so ist die Bewunderung um so größer. Die Mimen sind gut situirte Hofbeamten geworden, die nur ausnahmsweise ihre Schulden nicht bezahlen, die Leidenschaften halten sich immer in den Grenzen der Etikette, und

ein Devrient, der noch in jener berühmten Weinstube den Champagner ohne Eis zu sich nahm, würde heute leicht gegen die Theatergesetze verstoßen. Ja die Mode und der Salon hatten so weit über die Dichtung gesiegt, daß den Künstlerinnen erst durch eine strenge Ordre der Intendanten das Tragen solcher Kleider verboten werden mußte, deren innerer Mechanismus nicht so nachgiebig war, daß die Gefühle der Anbetung, der Hingebung, der Zerschmetterung und des in die Erde Sinkens auch plastisch ausgedrückt werden konnten.

Aber nicht blos auf der Bühne, auch in der wirklichen Welt ist die Gefahr vorhanden, daß der Salon über das Haus siegt, daß wir mehr repräsentiren, eine Rolle spielen, als natürlich empfinden, und dem Zug des Herzens folgen. Und das ist wieder die Kehrseite der Hauptstadt, daß wir gleich den Franzosen und den Steinen mehr von außen nach innen, als von innen nach außen uns bilden. Die Stadt der Intelligenz geht im Sommer auf Reisen, und bringt, wie der Hamster, die Nahrung in die Heimath, um den Winter desto besser ertragen zu können. Plato wollte in seiner Republik, daß Niemand vor dem vierzigsten und keiner nach dem sechzigsten Jahre auf Reisen gehen sollte. Die Frauen der Alten hielten sogar das Reisen für unanständig, und die Königin von Saba reis'te nur einmal, den Salomon zu sehen. Den Süddeutschen wird es leicht dem Plato zu folgen. Sie bleiben in ihren Bergen und ihren fruchtbaren Gefilden, an den rebenumkränzten Ufern ihrer silbernen Ströme, während bei uns schon der Jüngling das Ränzel auf dem Rücken dahin pilgert, weil in der flachen Ebene, wie dies schon Rahel bemerkt, die Phantasie keine Nahrung findet. Und dieser Jüngling, der freie Bursche, er erregt und findet überall Theilnahme. Bewegt er sich

aber in Glacé-Handschuhen, in gezierten Formen, dann zeigt sich oft der hohle Firniß der so verschrieenen berliner Bildung, die, mehr eine Bildung des Kopfes, als des Herzens, dem derberen Süddeutschen wie eine Karrikatur erscheint. Georg Forster, der Naturforscher des Volks, wie ihn Moleschott genannt hat, ein feuriger Kosmopolit, machte im Jahre 1778, nachdem er den ganzen Erdball umschifft hatte, eine Reise nach Berlin, um die berühmten berliner Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft kennen zu lernen. „Ich erwartete, schreibt er an Friedrich Jakobi, Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Licht erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder. Und siehe da, ich fand Menschen, wie andre und was das ärgste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten." Und Göthes Urtheil lautet nicht viel besser. Ja, Einfalt und Demuth, die mehr Räthsel lösen können, als der Verstand der Verständigen finden kann, das thut der Stadt der Kritik noth, wenn sie eine wirksame Propaganda durch ihre reisenden Emmissaire ausüben will. Es ist nicht zu läugnen, daß der reisende Berliner, indem er die Lichtseiten der Königstadt fortwährend preist, gerade zur Anschwärzung der Lichtseite, zur Kehrseite, am meisten beigetragen hat. Er nimmt häufig dann die Rolle des Renommisten, oder was noch schlimmer, die Maske des Blasirten an, der scheinbar nur auf dem Grabe des Genusses wandelt, und auf jede natürliche Empfindung, wie auf einen überwundenen Standpunkt herabsieht. Wer mit kräftiger Kost genährt ist, und sich in seiner gesunden Haut wohl fühlt, kann sich nicht zu dieser schwindelnden Höhe erheben und der gebildete Berliner Windbeutel führt dann leicht Conflicte herbei, in denen die großstädtische Pfiffigkeit nicht immer den Sieg davon trägt. Nun liebt

es aber der Mensch zu generalisiren. Was dann ein Berliner verbrochen hat, fällt zuletzt allen zur Last, und so kann ein zudringlicher, vorlauter commis-voyageur oft die Arbeit der Weisesten über den Haufen werfen.

Stiften wir deshalb einen geistigen National-Verein, der wie der Koburger die politischen, so die sozialen Antipathieen beseitigen soll. Wir haben bereits soviel Berliner Witz nach dem Süden exportirt, wie dies die dortigen Volksbühnen zeigen, daß die preußische „Spitze“ Gefahr läuft, abgebrochen zu werden, wenn wir nicht durch die oberdeutsche Gemüthlichkeit wieder lebensfrische und sympathische Elemente zu importiren anfangen. Wie Venus und Mars die Harmonia, die Göttin der Eintracht, erzeugten, so wird dann aus diesem Geisterbunde jene wahre deutsche Innigkeit hervorgehen, die den Gehalt des Gefühls zur Klarheit des Bewußtseins erhebt, und umgekehrt wie der Champagner in Eis, dem kalten Sprudel des Kopfs durch die wohlthuende Wärme des Herzens jenes temperirte geistige Ferment verleiht, das nicht nur moralische, sondern auch reelle Eroberungen macht. Sein wir wie der Magnet, der liebend anzieht und zugleich lehrend die Gegend des Himmels zeigt! Dann werden wir nicht mehr durch einen Witz wichtige Fragen beseitigen wollen, sondern mit innigem Antheil auf ihre Lösung eingehen, und vor dem Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen uns hüten. Wir werden dann wie der deutscheste Mann Luther zngleich glückliche Träumer und dennoch Männer der That sein, nicht blos die Zunge, sondern das Schwert der Zeit sein, dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf werfen und Abends die Flöte blasen. Diese harmonische Bildung, die die Freiheit eben so liebt wie Wein, Weiber und Gesang, die gleich dem Stahl durch Gluth und Kälte gehärtet wird und die Nach-

giebigkeit mit der Schärfe vereinigt, sie wird die Brücke zwischen Geist und Materie schlagen, zwischen dem berauschenden Aroma des Champagners und dem an der Scholle klebenden Grundeis. Wie Schlegel die Architektur eine gefrorene Musik nannte, so wird auf diesen Grundlagen, wo der Süden und der Norden sich die Hand reichen, der Tempelbau der deutschen Einheit sich erheben und die Musik der Zukunft mit ihren Feierklängen die neue Aera einweihen, die Aera, in der alle Deutschen, das Concrete mit dem Abstracten vereinend, ein warmes Herz und einen kalten Kopf, diese schönste Mitgift der Natur, aus der Hand der Geschichte empfangen. Berlin wird dann seine rauhe abstoßende Kehrseite, den brummenden Bären in seinem Wappen verlieren, die kämpfenden Elemente werden versöhnt, die saure Arbeit vollendet sein. Was Wilhelm I. als Zukunftsmusik in seiner zweiten Proklamation verkündete, wird jetzt eine Harmonie der Gegenwart sein und das bedeutungsvolle Wort eine Wahrheit: Preußen ist von jetzt an bestimmt dem Genuß der erworbenen Güter zu leben!

Das Ministerium der kalten Tage. 1862.

Als noch das ständische Prinzip in Europa blühte und die Theilung der Gewalten mit großer Schärfe aufrecht erhalten wurde, waren die Verfassungsformen nicht in unzählige Paragraphen gespalten, sondern sehr kurz und bündig, und deshalb für Jedermann leicht verständlich. So huldigten die Stände von Arragonien und Katalonien ihren Fürsten mit den einfachen Worten: „Du bist nur König, wenn Du diese Gesetze hältst; wo nicht, nicht.“ Diese lakonische Formel, dieses „aut Caesar, aut nihil“ würde heute bei einer feierlichen Thronbesteigung fast wie eine Majestätsbeleidigung klingen und den Sprecher in die Hände des Staats-Anwalts liefern, und doch wird sie in einem Kreise noch mit einer Strenge aufrecht erhalten, in einem Kreise, dem wir unsere Hingebung und Verehrung nicht versagen können. Befolgt da der Monarch nicht die alt hergebrachten Gesetze, will er absolut nach eigner Willkür regieren, so verliert er nicht nur sein göttliches Prädikat, selbst seine zahllosen Unterthanen, die sonst gern seinen Ruhm verkünden und ihn auf allen Ausflügen begleiten, ziehen sich schmollend von ihm zurück; sogar die haute volée kommt nicht nach der fernen Hauptstadt, sondern bleibt ruhig auf ihren Landsitzen, und wartet so lange, bis in Folge einer natürlichen Revolution der Himmel sich aufgeklärt hat und

den Menschen ihr Recht geworden ist. Dieser Monarch ist aber kein anderer, als der König der Jahreszeiten, und speziell sein Vasall, der König Lenz, mit der uralten Anciennetät vom 21. März, dessen Diadem die Frühlingssonne, dessen Hermelin der grüne Wald, dessen Reichsapfel die vereinigte Blüthe sämmtlicher Aepfel ist. Und dieser mächtige König, wie arm und vereinsamt steht er da, wenn er willkürlich von den Gesetzen der Natur sich emanzipiren, wenn er die winterliche Vergangenheit wieder heraufbeschwören, wenn er der Stimme der Zeit, wenn er dem Kalender nicht folgen will. Die haute volée der Vögel, die sonst regelmäßig zur Huldigung eintrifft und die größten Reisen nicht scheut, wo nur eine magere Diät, aber keine fetten Diäten sie begleiten, sie bleibt ruhig in der traulichen Heimath, die Nachtigallen erscheinen nicht, selbst der Storch verschmäht es, die unglückliche Bevölkerung zu vermehren, und die Schwalben lassen aus Aerger das Ungeziefer und die kriechenden Würmer massenweise ihre Verheerungen anrichten. Dieser passive Widerstand ergreift dann alle Kreise. Naht der April heran, der seinen Namen vom Oeffnen der Blüthen hat, will der Fürst der Erde dann noch keine Frühlingsfreuden gestatten, so wird kein grünes Blatt sein Auge erfreuen, alle Blätter sind in eng geschlossener Opposition wie die Sinnpflanze, die bei jeder rauhen Berührung ihre Blätter schließt. Die nackten Bäume seufzen, vom rauhen Winde gepeitscht, die Erde vergeht vor Scham, da sie ohne Schnee- und Pflanzendecke den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt ist, die Ströme können ihre lang verhaltene Wuth nicht verbergen und stürmen mit riesigen Eisblöcken gegen die Ufer an. Da endlich melden die aufmerksamen Beobachter der meteorologischen Stationen, daß ein Gewitter im Anzuge ist: mit Hülfe des Aufruhrs der Elemente erzwingt sich Zephyr

Gehör, ihm wird die Bildung eines neuen Ministeriums anheimgegeben, und Boreas entflieht, von den Verwünschungen der großen Majorität begleitet. So stürzt in einer Nacht das ganze System; am nächsten Morgen sind dieselben Orte kaum wieder zu erkennen, die nackten Bäume schlagen vor Freuden aus, die Vögel singen in den Zweigen, die Gräser schießen jubelnd in die Höhe, der Storch geht stolz, wie ein Grande von Spanien, durch die grüne Wiese. Ueberall hört man die lauten Ausbrüche des Entzückens; selbst diejenigen, die noch keine Sprache haben, summen in unartikulirten Tönen, und das süße Regen einer warmen Empfindung zieht sich durch die Brust jeglicher Kreatur. Die Erde ist gerettet und ihr Herrscher beugt sich vor dem Gesetz der Jahreszeiten, das mit unauslöschlichen Sonnenstrahlen geschrieben ist.

Wir haben hier das Ministerium des Frühlings, das Ministerium der neuen Jahreszeit geschildert, wenn es so glücklich ist, einen entscheidenden Sieg zu gewinnen. Aber das ist nicht immer der Fall und selbst der große Friedrich, ein Mann der entschiedensten Fortschrittspartei, mußte es empfinden, daß die winterlichen Gewalten sich nicht so schnell entfernen lassen, und noch immer mächtige Anhänger zählen. Sein treuer Gärtner warnte ihn, die zarten Keime recht zu schonen, und die wohl gepflegten Pflanzen, die aus einem milderen Klima stammten, so lange in dem erwärmten Hause zu lassen, bis die rauhen Stürme vollständig entfernt und auf den Aussterbe-Etat gesetzt seien. Aber der große König glaubte, daß seinem entschiedenen Wollen und seiner Macht Niemand widerstehen dürfe, und an einem schönen Tage erblickte die staunende Welt auf dem sanft emporsteigenden Hügel von Sanssouci das schöne Land: „wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn."

Und der König war voller Freude, aber der treue Gärtner zitterte. Und richtig, wenige Tage waren vergangen, da zogen in einer dunklen Nacht drei gestrenge Herren auf den grünen Berg, knickten die jungen Keime, und um Früchte und Blüthen war es geschehen. Und das geschah dem großen Friedrich, den wir noch immer den „Einzigen" nennen, weil kein zweiter ihn erreicht hat. Und kein gelehrter Naturkundiger hat es bis jetzt erforscht, woher die drei strengen Herren stammen, die selbst dem Philosophen von Sanssouci einen solchen Streich spielten. Stammeu sie vom Nordpol, oder vom Südpol, kommen sie zu Lande oder zn Wasser? Niemand weiß es; aber sie finden sich regelmäßig ein, überall, wo es Frühling geworden, und vernichten in wenigen Stunden die lieblichsten Blumen, die vertrauungsvoll und dankbar ihre Augen gen Himmel aufschlugen. Das sind die bösen Dämonen, die den Blumen und den Menschen kein harmloses Dasein gönnen, und noch im wunderschönen Monat Mai, wo wir so gern die freie Luft einathmen, uns noch den winterlichen Mantel aufzwingen. So werden wir ängstliche Seelen, die die offene, ungezwungene Hingebung gänzlich verlieren und immer den mephistophelischen Dämon sehen, der auf einen unbewachten Augenblick wartet, um uns zu überlisten und in Fesseln zu schlagen. Und diese Angst verzärtelt uns wieder und bringt uns neue Fesseln. Ach wie gefährlich, wie drückend sind diese Fesseln! die Aerzte wissen genug davon zu erzählen. Selbst vom Blumenduft soll man sich nicht einschläfern lassen, denn der Duft ist oft ein Schlaftrunk, ein Schlaftrunk für die Ewigkeit, aus der kein Erwachen mehr möglich. Und das ist noch der süßeste, der leichteste Tod. Was aber das schlimmste ist, das sind die Nadelstiche, mit denen die gestrengen Herrn die Frühlingsfreunde peinigen. Eine Erkältung kommt nach

der andern, dann folgt ein Katarrh, eine bösartige Grippe, zuletzt Husten und eine solche Heiserkeit, daß wir, die wir so gern im Frühjahr unsern Gefühlen Luft machen, ganz die Stimme verlieren und uns ein Pflaster auf den Mund gelegt wird. Nun sind wir wieder wie mitten im Winter, wo wir uns den Mund zubinden ließen, um nicht die rauhen Lüfte einzuathmen; jetzt steht die Sonne hoch und wir verbinden den Mund, um ihn nicht zu verbrennen. So schleichen wir denn, wie verkrüppelte Invaliden, krank und elend einher, bis uns die Gewohnheit die Fesseln wieder erträglich macht und wir zuletzt selbst unsere Ketten zu lieben anfangen. Und die Schwindsucht heuchelt dann noch ein Roth auf unsere Wangen!

So häufig aber auch diese pathologische Katastrophe eintritt, und diese Frühlingsleiden im gesammten Erdenleben uns begegnen, ebenso häufig wird ihr erster Ursprung vergessen und deshalb die Heilung so erschwert. Der Gärtner von Sanssouci sollte nur unser Vorbild sein, der offen dem mächtigen Herrn seine Meinung sagte, und sich von den einschmeichelnden Lüften nicht täuschen ließ. Oder der Beherrscher der Erde, der König der Jahreszeiten, er sollte sich, gleich dem König Darius, immer die Worte zurufen lassen: Herr, gedenke der gestrengen Herren! Denn ist es nicht wunderbar, daß bei der Theilung der Gewalten unter vier Jahreszeiten doch der Winter eine solche Macht hat, daß er drei Herren drei Tage lang mitten in des Frühlings Parlament sendet, das aus dem allgemeinen Stimmrecht der Vögel hervorgegangen, während doch der Frühling trotz der Gleichberechtigung niemals mit seinen Deputirten im Winter auftreten darf? Und was noch wunderbarer, daß diese Herren eine solche Macht besitzen, die schönsten Schöpfungen des Frühlings mit einem Hauch zu vernichten? Wie können wir

nun dies winterliche Uebergewicht paralysiren? Allein dadurch, daß wir vom Winter uns nicht mehr auf's Eis führen lassen. Haben wir im harten Winter unsre Kräfte so gestählt, daß er uns nichts anhaben kann, so werden wir auch drei winterliche Tage im Frühling siegreich überwinden können. Das Schlimme nur ist, daß der Winter durch seine aristokratischen Reize für manche Menschen so viel Anziehendes hat, daß sie gegen die Gefahren des Nachwinters sich nicht schützen. Der Winter ist aristokratisch und sondert die Menschen in ausgewählte Kreise, während der Sommer demokratisch ist, da für die freie Luft noch keine Steuer erhoben werden darf. Einflußreiche und reiche Leute hassen die Zeit des Hochsommers und nennen sie verächtlich die der sauern Gurken, während sie den Winter als den Schöpfer der geselligen Freuden und des Karnevals preisen. Es leben daher eine Menge Menschen vom Winter und seinen aristokratischen Genüssen, ohne doch zu bedenken, daß das, was sie von der einen Hand empfangen, ihnen die drei gestrengen Herrn doppelt und dreifach wieder wegnehmen können. So lange es daher noch Verehrer der rauhen Jahreszeit und der langen Nächte giebt und solche, die sich ihrem Dienste weihen, so lange wird der Kampf ein schwerer sein und die kalten Tage werden noch immer die Früchte einer milderen Zone erstarren und verderben lassen. Im Jahre 1832 hörte plötzlich die Censur in Kurhessen auf, weil sich kein Mensch fand, der das Amt eines geistigen Scharfrichters übernehmen wollte. Die kalten Tage fanden somit keine Werkzeuge mehr, durch die sie ihre Wirksamkeit entfalten konnten. So hatte nach einer Richtung der Frühling in Kurhessen gesiegt. Und wenn wir auch keinen Vergleich ziehen wollen mit den schweren Prüfungen, die jenes Land erduldet, so sehen wir doch, wie schwer es bei uns hält, dem Ministerium der

neuen Aera, das so viele hoffnungsvolle Keime entwickelte, das „das Vertrauen des wohldenkenden Theils der Nation besessen,“ ein Ministerium der kalten Tage folgen zu lassen. Nach drei Wochen war noch kein Handelsminister vorhanden, und alle Kandidaten schienen die unangenehme Temperatur zu fürchten, die sie im Hause der Volksvertreter verbreiten würden. Ist das nicht schon ein Sieg über die gestrengen Herren, den die öffentliche Meinung davon getragen? Und im Staate der Intelligenz sind es die wissenschaftlichen Korporationen, voran die Universität Berlin, die es offen erklären, daß sie als treue Gärtner und Pfleger der Jugend den vorübergehenden Stürmen sich nicht beugen, sondern, fest vertrauend auf die Macht der freien Ueberzeugung, „über den Wechsel und die gegenwärtige Bewegung hinaus,“ das Panier der Unabhängigkeit hoch halten werden. Ein großer Staatsmann sprach das große Wort: Der Wille freier Menschen ist der unerschütterliche Pfeiler des Throns. Was hilft das zwangsweise Stimmen, dies Bekehren und Konvertiren durch Drohungen und Reskripte? Sie bringen oft gerade das Gegentheil hervor von dem, was man erwartet hatte. Schon Cicero sagt in seiner Schrift über den Staat, diese Konvertirungen betreffend: omnia nimia in contraria convertuntur, „das, was zu viel ist, schlägt in das Gegentheil um.“ Die Geschichte geht oft eigene Wege, um zu ihrem Ziele der geistigen und sittlichen Vervollkommnung zu gelangen, und die Freiheitslinie ist gebogen wie die Schönheitslinie. Das Samenkorn der christlichen Entwickelung und Gesittung entblühte aus düstern Katakomben, und das Dörfchen Bethlehem stürzte das römische Weltreich. Wie klein erscheinen da die gestrengen Herrn, die dem warmen Pulsschlag der Geschichte ein Halt zurufen wollen! Betrachten wir von dieser Höhe

aus das Ministerium der kalten Tage, so werden wir in dieser Krisis die größte Ruhe behaupten und den alten Römern der Republik gleichen, die, nach einer Niederlage, der Besonnenheit, der „menti," einen Tempel errichteten, um sich kein Dementi zu geben und nicht von leidenschaftlicher Erbitterung sich hinreißen zu lassen. Ein Uebel, das so klar zu Tage liegt, ist der Heilung nahe, und die erkältenden Nebel werden der Sonne weichen. Fürchten wir daher nichts, schon ist das Thermometer im Steigen, eine Brieftaube bringt die besten Nachrichten. Es muß doch Frühling werden!

Das häusliche Leben des Deputirten.

Es ist das Zeichen geordneter, staatlicher Zustände, daß gewisse Erscheinungen mit derselben Regelmäßigkeit wiederkehren, wie tellurische, daß der gesellschaftliche Organismus, gleich dem der Natur, in bestimmten Perioden neue Triebkräfte verlangt, die zu seiner Entwickelung erforderlich sind. So gewiß es ist, daß die Gestirne auf- und niedergehen, so gewiß der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, so gewiß, daß das Wasser bei 80 Gr. Wärme in den Siedepunkt übergeht und der Magnet unter allen Umständen das Eisen anzieht, so gewiß ist es, oder müßte es sein, daß die Vertreter des Volkes alljährlich in die Hauptstadt berufen werden, um neue Lebenssäfte dem großen Staatskörper zuzuführen. Um die Zeit, wenn die Sonne bereits in den Wendekreis des Steinbocks getreten ist und auf ihrer glorreichen Bahn unaufhaltsam dem Wassermann sich nähert, wenn der Katzenjammer des Sylvester mit allen seinen herzbrechenden Folgen bereits überstanden, die Poesie der Neujahrswünsche überwunden, wenn die vortragenden Größen mit Instrumenten und Manuscripten die weißen Kravatten noch mehr stärken, als ihr Auditorium, dann treffen auch die Deputirten ein, um hier ihre Winterquartiere zu beziehen und mit entschiedener Majorität für das Wohl des Landes zu wirken. Schon hat die Physiognomie der Hauptstadt sich geändert,

die Stagnation der letzten Monate ist vorüber und die Fremdenliste schwillt an wie ein Strom, der aus seinen Ufern tritt. Aber dieser Strom ist nicht Gefahr drohend, sondern wohlthätig wie der Nil, wenn er das Delta befruchtet. Zahlreiche Klassen des Volks, ganze Familienkreise nehmen den innigsten Antheil, nicht blos an der Entwickelung des Staates, sondern an den Diäten, die täglich den Deputirten zu Theil werden. Die Verfassung ist bereits eine Erwerbsquelle geworden und in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Ein stehender Artikel in den Zeitungen und Anzeigeblättern ist: „für die Herren Abgeordneten, und wer nur ein Plätzchen übrig hat und ein möblirtes Zimmer versorgt wissen will, der beeilt sich eins der nothwendigsten menschlichen Bedürfnisse, die Wohnung, gegen monatliche Diäten, dem Landtagsmitglied zu überlassen. Für die Herren Abgeordneten ist die Wahl einer Wohnung eine weit schwierigere Aufgabe als für die einfachen „Herren," die Mitglieder der ersten Kammer, die, gewöhnlich zur glücklich situirten Minderheit gehörend, und selbst keiner Wahl unterworfen, größere Räume, an denen kein Mangel ist, schon im Voraus in Beschlag nehmen. Wie die chambre des deputés so bedarf auch die chambre garnie einer jährlichen Revision. Schon seit einigen Wochen werden möblirte Zimmer gelüftet, gereinigt und bis auf die Thürschlösser in allen Theilen geputzt. Der Tapezier heilt die Furchen und Senkgruben der Kanapés, die Narben der Wände, der Tischler die Beinbrüche der Stühle. Aus den Schubladen der Komoden wird der zurückgelassene Geruch aufgespeicherter Naturalien sorgfältig entfernt, während die Toilette, in der eine Hand die andre wäscht, eben so blank ist, wie der darüber hängende Spiegel. Gegen die kleinen Blutsauger, die unter dem Schutz der Wuchergesetze

ihr Wesen treiben, wird ein unbarmherziger Krieg geführt, in dem kein Pardon gegeben wird und das Bett strahlt endlich nach vielen Mühen in schneeweißer Unschuld. Nach allen diesen Vorbereitungen zeigt die sorgsame Zimmervermietherin ihre chambre garnie „unweit der zweiten Kammer“ an; indem sie einen in jeder Beziehung konservativen Deputirten, vorzugsweise ihrer Möbel wegen, wünscht, macht sie die Anzeige nur in dem alten festbegründeten Intelligenzblatt, und siehe da, schon nach einem Tage hält ein Gesetzgeber mit Koffer, Hutschachtel und einer Schreibmappe seinen feierlichen Einzug. Der Deputirte ist als harmloser Junggeselle bei allen Hauswirthen sehr beliebt; er hat seine Kinder in der Heimath gelassen und das ist jetzt, wo „ein Kind im Hause“ zu sein keine große Annehmlichkeit ist, seine beste Empfehlung. Augenblicklich ohne Deszendenz wird er, wie der Vater der Stadt, nur der Vater von Gesetzen, für die er wenigstens bei seinen Wirthsleuten nicht verantwortlich ist. La recherche de la paternité est interdite, dies ist ein konstitutioneller Satz, der aus dem bedingungslosen Vertrauen der Zimmervermiether sich nothwendig ergiebt.

Hat nun der Deputirte einen Ort gefunden, wo er sein Haupt niederlegt, so ist die körperliche Nahrung für den Provinzialen, der an einen regelmäßigen Lebenswandel gewöhnt ist, eine der brennendsten Fragen. Wir kommen hier zu dem interessanten Kapitel der politischen Gastronomie, das erst in der Gegenwart eine wichtige Bedeutung erlangt hat. Zwar hat schon Aristoteles gesagt, daß der Mensch ein politisches Thier, und daß daher auch seine thierischen Bedürfnisse innig mit der Politik verwandt sind, aber unmöglich konnte der große Weise die Zeiten der ruhmreichen Staatsmänner ahnen, die selbst einem Aktienbudiker nur dann die Verabreichung von Speisen und Getränken

gestatten wollten, wenn er aufrichtig dem Ministerium der rettenden That ergeben war. Zu solcher Höhe der politischen Anschauung hat sich erst diese jüngste, bereits überwundene Vergangenheit erhoben, so daß die ganze Staffel der Kochkunst, vom sogenannten „kleinen Jagor" bis zum großen, eine geistige Grundlage erhielt, an die selbst Rumohr, dieser Mann von feinem Geschmack, niemals gedacht hat. Dem entsprechend ist nun der höhere Restaurant zugleich die Fahne einer politischen Partei, und wenn wir bisher von einer Fraktion Arnim hörten, so wußten wir nie, ob der ehemalige Minister des Jahres 1848 damit gemeint ist, der stets der Bewegung um einen Schritt voraus sein wollte, oder der Gasthofsbesitzer Arnim, bei dem die Karte wirklich eine Wahrheit ist. Durch diese eigenthümliche Verkettung von Umständen kam es, daß man aus dem Platz, den ein Deputirter bei Tische einnahm, auf seinen Platz im Abgeordnetenhause schließen konnte, so daß der Liebig'sche Satz, daß der Mensch das wird, was er ist, hier eine siegreiche Anerkennung fand. Dieser treffende Satz, den der berühmte Münchener Gelehrte vielleicht mit einem ironischen Blick auf die Bier trinkende sechste Großmacht in so präziser Form gefaßt hat, erklärt uns selbst den großen Umschwung, der jetzt in Rußland stattgefunden hat. Jahrhunderte lang haben die Russen das Talg in großen Massen verschlungen; seitdem sie im orientalischen Kriege mit civilisirten Völkern in Berührung gekommen und gleichsam von ihnen „angesteckt" worden sind, brennt das Talg von innen heraus als die Leuchte der Aufklärung und wirft seinen Glanz auf mehr denn 60 Millionen. Wer weiß es auch nicht, daß sich am gedeckten Tisch noch leichter klug sprechen läßt, als am grünen? Aber brauchen wir heut zu Tage noch so viele gedeckte Tische unsern parlamentarischen Gästen

anzubieten? Die Partei des Fortschritts hat eine so imposante Majorität im Lande und in den Kammern, daß alle Zersplitterungen in Fraktionen und Fraktiönchen nur dazu beitragen werden, den Gang der Geschäfte unnöthig zu erschweren und dem Lande Kosten zu verursachen. Leider besitzt Berlin kein so großartiges Café, wie Hamburg, Wien, Paris, das bescheidenen Ansprüchen genügt und zugleich eine große Kopfzahl fassen und restauriren kann. In einem solchen Lokale, das noch eine Aufgabe der Zukunft ist, könnte die große Majorität ihre Gedanken in harmloser Weise austauschen, und zugleich durch die gegenseitige Bekanntschaft allen persönlichen Bemerkungen, die für die Wähler kein Interesse haben, die Spitze abbrechen. Diese großartige Tafelrunde würde uns vor manchen langen Reden, Stylübungen und Aufsätzen bewahren, die weiter nichts als polirte Tafelaufsätze sind, die der Eitelkeit des Gastgebers dienen. Auch läßt sich in großer Gesellschaft weit besser verdauen und unverdaute Sentenzen werden sogleich mit dem Geträrk heruntergespült. Justinian nannte seine Pandekten „digesta,“ was zugleich wohl gesammelt und verdaut bedeutet. Nur aus Indigestionen kommen Kongestionen, doch haben wir zu den gegenwärtigen Deputirten das volle Vertrauen, daß der Mangel eines gemeinsamen Lokals „außer dem Hause,“ sie nicht „im Hause“ zersplittern wird, und sehen auch ohne kompakte Speisung einer kompakten Majorität mit Freuden entgegen.

Aber wir haben die häuslichen Verhältnisse des Deputirten noch nicht nach allen Seiten beleuchtet. In den Mußestunden, nach genossener Mahlzeit, finden wir unter den Linden und in den angrenzenden Straßen die Vertreter des Volks, wo sie sich im heitern Flaniren die Füße vertreten. Aber mit diesem Ministerium sind auch die Phy-

siognomien der Deputirten ganz andere geworden. Das ist nicht mehr das stolze Präfekten-Bewußtsein, das die Lippen umspielt und ein „nicht räsonnirt!“ uns entgegendonnert. Ein mehr sanfterer Gesichtsausdruck deutet auf kontemplative Naturen, denen jedes Ueberstürzen verhaßt ist. Da kommt der bescheidene, richterliche Beamte, von dem Alpdruck der Akten und der büreaukratischen Pyramide befreit, und betrachtet stillvergnügt die Kuriositäten der Industrie, die in den Schaufenstern ausgestellt sind. Mit sichtbarem Behagen verweilt er bei jenem Magazin, das einen ganzen Olymp bronzener Götter versammelt hat, und die Venus von Milos, treu nach dem Pariser Original, erinnert ihn an seine klassischen Studien, als noch die alma mater in den ersten Semestern ihm gestattete, den Honig aus allen Blumen zu saugen. Doch in demselben Augenblick trifft unsern juristischen Deputirten der zündende Blick einer Venus, und er, der sonst kraft seines Amtes ohne Ansehen der Person den entscheidenden Spruch fällt, hätte beinahe mit Ansehen der „Person“ die Ruhe seines Herzens verloren. Da ermannt er sich schnell, er denkt an die 40,000 Seelen, die er vertritt, und an das Liebste, das er in der Heimath gelassen, sein Weib und sein Kind. Wie schwer war ihm der Abschied geworden, da seine Gattin den jungen Ehemann nicht den Gefahren und Fallstricken der Residenz preisgeben wollte und mit der bloßen „Verfassungstreue“ sich nicht begnügen wollte! Die Frauen der Berliner Deputirten genießen in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung, die eigentlich mit der Gleichheit vor dem Gesetz nicht erträglich ist. Der Deputirte aus der Provinz wird im Interesse des Staates Monate lang zum Cölibate verurtheilt, während der Deputirte aus der Hauptstadt ruhig am häuslichen Heerde bleibt und mit seiner Gattin die

wichtigsten Fragen besprechen kann. Nun darf aber nur aus den Gesichtspunkten beider Geschlechter die Wahrheit hervorgehen, wie auch Venus und Mars die Harmonia erzeugten, während der einzelne, verlassene Mann nur die Welt einseitig mit kaltem Kopfe betrachtet und das warme Herz in der Provinz gelassen hat. Dadurch, daß die Frauen weder das aktive, noch das passive Wahlrecht haben und außerdem noch Meilen weit von dem legislativen Körper getrennt sind, ist ihnen jede direkte Wirkung auf die Gesetzgebung genommen, und es ist ein immer sich erneuernder Irrthum, daß im konstitutionellen Staat die Kopfzahl vertreten sei, man müßte denn das gesammte schöne Geschlecht um einen Kopf kürzer machen.

Wie ist nun eine Rettung aus diesem Dilemma zu finden, wenn man nicht die Fundamente der Constitution umstürzen will? Allein dadurch, daß sämmtliche Berlinerinnen, die Frauen der hauptstädtischen Vertreter an der Spitze, sich wie ein Mann erheben und die verletzte Ehre des Geschlechts zu retten suchen. Was ihnen die Verfassung nicht verliehen hat, das müssen sie durch List wieder zu gewinnen suchen, und Gastfreundschaft den Deputirten gegenüber muß die erste Regel der Familien sein. Hätte man es gewagt die Frauen aus den religiösen Vereinen der Dissidenten zu verbannen, wenn jeder Deputirte nur ein Mann, der Mann seiner gegenwärtigen Frau oder nur der Verehrer einer Berlinerin gewesen wäre? Das ideale Element, das, wie Goethe sagt, in den Herzenskammern edler Frauen schlummert und den Mann veredelt, würde dann auch in der Abgeordnetenkammer pulsiren und man würde den Herzschlag Preußens hören, selbst wenn nicht gesprochen wird. Die verlassenen Frauen in der Provinz, die das unerbittliche parlamentarische Schicksal von ihren Männern getrennt hat,

würden dann nicht mehr so viel Sehnsuchtsthränen vergießen. Was der Strohwittwe an Familienfreuden entzogen wird, würde sie an Rechten wieder gewinnen und aus dem Stroh- ein Lorbeerkranz wachsen, den ihr tapferer Gatte in der Hauptstadt für sie erkämpfte. Und jetzt, wo so viel Fragen vorliegen, die beide Geschlechter so nahe berühren, Religionsübung, Erziehung, Ehescheidung und Civilehe, sollte da nicht dem „mulier taceat“ ein Ende gemacht werden?

Wir könnten unser Gemälde noch weiter ausführen, wäre nicht unser Deputirter, in dessen Fußtapfen wir traten, bereits ermüdet, da der Lärm der Hauptstadt mit der bisher gewohnten idyllischen Ruhe zu sehr contrastirt. Der Deputirte schlägt den Weg nach seiner Wohnung ein, unterwegs genießt er noch zur Stärkung ein Glas Wein in einem glänzend erleuchteten Lokale, aber schon bei den ersten Zügen denkt er an das Wort des Dichters: „Der Götter ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil.“ Aber trotz dieser Täuschung kehrt die Bitterkeit nur in seinen Magen, nicht in sein Herz ein. Froh, daß der Nachtwächter noch nicht sein Haus verschlossen, tritt er in sein behagliches Zimmer. Bald umfängt ihn ein süßer Schlaf und er träumt von seiner Gattin, von der Majorität seiner Wahlmänner, von seinen parlamentarischen Triumphen und vom Justizminister. Dieser letzte Traum, der nicht so süß war, und der anbrechende Morgen treiben ihn aus seinem Bette. Er prüft bei einer Tasse Kaffee die Vorlagen und ist pünktlich um 10 Uhr im Abgeordneten-Hause auf seinem Platze zur Linken der Minister, da er nicht eine Null sein wollte, die rechts gesetzt werden muß, wenn sie mitzählen soll.

Mögen alle Deputirten diesem hier geschilderten Muster gleichen und ihr Privatleben so einrichten, daß das öffentliche nicht darunter leidet! Immer früh auf dem Posten

und niemals bei Abstimmungen durch Abwesenheit glänzen, das stärkt das Vertrauen der Wähler, diese schönste Krone des Abgeordneten. Adolph von Nassau verlor das Vertrauen seiner Wähler, der Kurfürsten, und die Kaiserkrone auch aus dem Grunde, weil er erst nach 9 Uhr Morgens aufstand. Die Morgenstunde hat Gold im Munde!

Ein so gewissenhafter Deputirter kann dann auf die ganze Periode seiner legislatorischen Wirksamkeit mit Stolz zurückblicken. Ja beneidenswerth sind seine letzten Stunden, selbst wenn er keines natürlichen Todes gestorben und das Opfer einer gewaltsamen Auflösung wurde. Da fährt er dahin sinnend und nachdenklich in einer von der Morgenluft angehauchten Droschke, die außer seinem Koffer noch ein Konvolut stenographischer Berichte auf schwellendem Polster in sich aufgenommen. Es ist ein trüber finsterer Morgen. Der Nebel lag auf der Stadt und umhüllte mit seinem dichten Dunstschleier die breiten Straßen und Plätze. Ein kalter Wind zerriß unbarmherzig und stoßweise dies feuchte Gewebe, machte mühsam eine Bresche in die Wolken und verhalf der frostigen Maisonne zu ihrem Recht, schlaftrunkene Maikäfer zu bescheinen. Auch die Menschen waren noch schlaftrunken und nur sehr wenige und sorgenvolle Exemplare bewegten sich selbstständig auf dem schlüpfrigen Boden der Trottoirs. Und doch waren Droschken und Gasthofsfuhrwerke thätiger denn je, und brachten große und kleine Herren mit großen und kleinen Koffern und Kisten nach den entgegengesetzten Richtungen, nach den äußersten Grenzen, wo die Eisenbahnhöfe den letzten Wachposten der Civilisation bilden. Oft fuhren die Droschken hart an einander vorüber, Freunde erkannten sich, tauschten im Fluge Grüße und Glückwünsche aus, die letzten Grüße „bis zur nächsten Session,“ nachdem sie sechs Monate lang sich täglich Stunden

lang ins Antlitz geschaut und oft gelächelt hatten, wie die römischen Auguren. Draußen aber auf den Bahnhöfen des Westends, da entfaltete sich das regste Leben. Gutsbesitzer, deren Wangen in Folge der parlamentarischen Thätigkeit etwas ausgebleicht waren, während die Nasenspitzen hell in der Morgensonne funkelten, Pfarrer in langen fadenscheinigen Röcken, die um ein Jahrhundert zurück den modischen Firniß verachteten, alte Militairs, kurze Pfeifen im Munde, bis auf die Pedale von Gesundheit strotzend, die militairische Gradheit mehr im Gesicht, als in den Beinen, Fabrikbesitzer, die mit den duftendsten Cigarren die Atmosphäre erfüllten, umgürtet mit allen möglichen Reise-Requisiten und dem ganzen Stolz der Geldaristokratie, der sich selbst in dem modern gekleideten Diener mit Tressenhut aussprach. Zuletzt kamen noch einige Autonomen im vollen Galopp dahergefahren; der alte und befestigte Grundsitz zeigte sich gleich in dem reich galonnirten Jäger, dessen mächtigen Federbusch der Wind bewegte. Es fehlten nur noch wenige Minuten, die demokratische Maschine fing schon an vor Ungeduld zu schnauben — denn vor der Lokomotive sind alle Preußen gleich — da entwickelten sich noch so herzzerbrechende Abschiedsscenen, daß wir fast für das Bestehen der Verfassung fürchteten; denn es hatte den Anschein, als sollten die Bleibenden und die Fahrenden nie mehr in diesem Leben zusammen kommen. Ein Wirth, der ein böses Gewissen zu haben schien, schüttelte seinem Chambregarnisten, einem Seelenhirten, so derb die Hand, daß wenn wir nicht an die Unverletzlichkeit der Deputirten bis zur jüngsten Stunde glaubten, wir eher einen absichtlichen Knochenbruch, als eine zärtliche Freundschaftsbezeugung vermuthet haben würden. In den billigsten Wohnungen schien noch die meiste Herzlichkeit vorhanden zu sein, wie denn ganze Familien der

kleinen Aftermiether, die wieder in der dritten Hand vermiethen, wie zu einer Landpartie mit hinausgewandert waren. Was an Diäten gespart war, das war an Liebe gewonnen. Unser „Deportirte," so nennt ihn die Wirthin, die seit ihrer politischen Infection die Fremdwörter besonders deutlich aussprechen will, ist hier wie ein Kind des Hauses und gehört mit zur Familie. Deshalb floß auch auf dem Perron des Bahnhofs, auf dieser mit Thränen reich gedüngten Stätte, eine so salzige Fluth, daß selbst hartherzige Vertheidiger einer erhöhten Salzsteuer darüber erweicht wurden. Denn manchen Leuten gehen die Augen nicht eher auf, als bis sie ihnen übergehen. In dem dichten Gedränge von Menschen, Paketen und Reisetaschen entdeckten wir auch zwei Amazonen-Hüte, die einer Fraction anzugehören schienen. Um die schönen Trägerinnen hatten sich die Parteigenossen versammelt und spendeten ihnen Trost; denn obgleich die Frauen kein politisches Wahlrecht besitzen und öffentlich keinen Deputirten wählen dürfen, so geschieht es doch heimlich desto häufiger. Sagt doch schon Tasso's Eleonore: „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an." Und wenn immer unter Strohdächern die süßesten Idyllen spielen, warum nicht unter dem Strohdach eines Amazonen-Hutes? Und sind nicht die Franen die besten, von denen man am Wenigsten spricht? Aus diesem herzbrechenden, fractionsmäßigen Abschied müssen wir schließen, daß gleiche politische Ansichten auch auf das Privatleben influiren und eine ganze Fraction auch privatim unter einen Hut gebracht werden kann, dessen Form übrigens dafür wie geschaffen ist. Warum übrigens der Abschied diesmal so schmerzlich war und in allen Kreisen der Restaurants und Chambregarnisten so tief gefühlt wurde, das haben die grausamen Deputirten selbst zu verantworten. Nach dem neuen Gesetz werden sie

wahrscheinlich nicht mehr in diesem Jahr, sondern erst im nächsten zusammenberufen werden, und manche leibliche Restauratoren werden ihre Diätarien schmerzlich vermissen. Dies drakonische Gesetz schien sogar der Amazonen-Hut zu kennen und er seufzte darüber, wie über jenes andre, daß das Creditgeben an Minderjährige nicht mehr erlaubt ist.

Doch jetzt wurden unsere Amazonen-Hüte und sämmtliche hier Ansässige von den Wagen durch die Conducteure entfernt. Man läutete zum drittenmal und die Deputirten und die — Redefreiheit flogen wie auf Sturmesflügeln davon.

Ein politisches Ballet.

Wenn die Bühne, wie es Shakespeare verlangt, der Spiegel des Jahrhunderts sein soll und der wahre Dichter darin seinen Genius offenbart, daß er wirkliche Menschen zu schildern fähig ist, so ist doch dieses hohe Ziel nur in seltenen Fällen erreicht worden. In der Monarchie der Dichter giebt es leider keine legitime Erbfolge, Jahrhunderte gehen darüber hinweg, ehe ein König erscheint, und die Kärrner ernähren sich dann von den Brosamen der Tafel, von den Gedankenspänen, die von der Keule des Herkules abgefallen sind. Aber selbst diese Gedankenspäne, werthvolle Diamanten, die eine moderne Fassung erhalten, werden uns häufig entzogen; die Hoftheater müssen, gleich der officiellen Presse, zu viel Rücksichten nehmen, und fürchten die zündende Kraft des Wortes, während die kleineren Theater nicht Mittel genug haben, um imposante, historische Gestalten in einer würdigen Darstellung erscheinen zu lassen. Um so anerkennenswerther ist es, daß die Berliner Hofbühne, unter der langen Regierung des Herrn von Hülsen, endlich den Versuch gemacht hat, an die Mauer der Rücksichten und Vorurtheile eine Bresche zu legen, und auf einem Felde, in dem man bisher nur dem Genuß und der flüchtigen Unterhaltung gefröhnt hat, ein dreiaktiges, fesselndes Drama uns vorzuführen, ein Drama, dessen durchsichtiger, kunstreicher

Schleier nur dazu dient, die Tiefe seiner Gedanken zu erhöhen. Zwar hat man es noch nichl gewagt, dem geflügelten Wort jene Mission anzuvertrauen, man hat dem geflügelten Fuß die historische Rolle übertragen, ein Organ der bewegenden Gedanken der Gegenwart zu sein. Es giebt eine stumme Sprache, die eben so hinreißend wirkt, wie die tönende Stimme; wenn die Augen sprechen, wenn in jeder Bewegung, in jeder Geste der Gedanke versinnlicht wird, so ist dies die natürlichste Sprache, die Sprache des Paradieses, die auf eine Einheit des Menschengeschlechts deutet, und den Vorzug hat, von allen Nationen mit bewaffneten Augen verstanden zu werden. Laokoon, die Venus von Milos, Niobe, der Jupiter vom Kapitol, sie sprechen noch heute und haben doch nie gesprochen.

Unser berühmter Balletmeister Paul Taglioni, der mit seinem eigenen Fleisch und Blut die Fahne der Intelligenz hoch empor hält, hat durch seine neuste Dichtung das corps de ballet zu jener Höhe erhoben, die die Aesthetik aller Zeiten als Ziel der Kunst hingestellt hat. Paul Taglioni, der mit seinem Arm und Fuß bis nach Mailand reicht, dem wir eine enthusiastische Anerkennung Preußens von Seiten Italiens zu verdanken haben, viel wärmer als die, die wir dem neuen Königreich zu Theil werden ließen, er war der Mann dazu, um nach seinen volksthümlichen Triumphen in Flick und Flock die Errungenschaften der politischen Bildung in bengalischer Flammenschrift vor uns leuchten zu lassen. Von dem kunstsinnigsten Volk der Erde wissen wir es, daß sie die Thaten ihrer Heroen durch Tänze versinnlichten, sie tanzten den Achilles, den Alexander, den Miltiades in dem Sinne, wie man in unserm Jahrhundert von einer berühmten Priesterin der Terpsichore gesagt hat, daß sie der getanzte Goethe sei. Welchen Feldmarschall der Ge-

genwart könnten wir tanzen lassen, wo ist die geflügelte Muse, deren mimisch-plastische Kunst dieselben Empfindungen in uns erregt, wie ein Lied des großen Dichters, ein Lied in dem der Gedanke Dich küßt, während das Wort Dich umarmt? Und selbst wenn jene seltenen Wesen noch existirten, wer weiß, ob die Empfänglichkeit ihrer Verehrer dieselbe wäre? Unsere Zeit ist eine andere geworden, sie strebt danach, die Ideale, die große Männer als das Ziel der Gesittung erkannt haben, zu verwirklichen, sie strebt danach, die Ideen der Humanität aus der geistigen Werkstatt der Dichter und Denker in das Leben einzuführen und sie, so weit es menschlichen Schwächen möglich ist, gesetzlich und unwiderruflich zu begründen. Die legale Begründung der menschlichen Gesellschaft, die Festsetzung allgemeiner Rechte und Pflichten, diese Legitimität: das ist die Propaganda der heutigen Zeit, und wer sie erkannt hat, wird sich nicht wundern, daß heut zu Tage der Kreisrichter eine so einflußreiche Rolle spielt.

Auch in den Kreisen des corps de ballet, die sich sonst vom politischen Leben fern halten und in den Mitgliedern der beiden großen Staatskörper mehr den Menschen mit Diäten achten, als den Träger bestimmter Ideen, die über dem allgemeinen Wahlrecht nie ihr persönliches vergessen, auch in diesen Kreisen muß jetzt die Erkenntniß gereift sein, daß wohl die Kirche, nicht aber das Theater, vom Staate getrennt sein darf, daß ihre Aufgaben und Zwecke gemeinsam sind, und daß, wenn das Ohr zu empfindlich geworden ist für die streitenden Parteien, das Auge muthig den Handschuh aufnehmen muß. Auch das Ballet muß, mit einem Worte, eine moralische Anstalt sein. Und diese moralische Eroberung, die uns jenseits der Alpen Sympathien gewonnen, die einzige, die wir leider in der letzten

Zeit gemacht haben, wir finden sie wieder in der neuesten Schöpfung unseres Meisters, in dem phantastischen Ballet Elektra, das mit Recht ein verfassungstreues Ballet genannt werden muß. Schon ist unser Meister auf dringendes Verlangen zum zweitenmal nach Mailand geeilt, um dort wieder dieses inhaltsreiche Tanzpoem an der Skala in Scene zu setzen. Wie edel sind die Italiener! Wir zollten ihnen nur eine kühle geographische Anerkennung, sie erwidern sie warm mit einer choreographischen!

Wir nannten Elektra ein verfassungstreues Ballet. Jeder, der in Turin war und auf der Piazza St. Carlo jenen mächtigen Obelisken gesehen hat, der mit dem Namen Sikkardi geschmückt ist, wird uns verstehen. Sikkardi war das hervorragende Mitglied des Sardinischen Parlaments, das bei der Feststellung der Verfassung die Gleichheit vor dem Gesetz als Fundament der Constitution so siegreich gegen die Angriffe der klerikalen und reaktionären Partei vertheidigte. Wie die alten Aegypter ihre geheimsten Gedanken in phantastischen, hoch aufgethürmten Steinen darstellten, so haben die Sardinier den Grundbegriff ihrer neuen Aera in den Stein eingeschrieben. Seitdem wissen es selbst die Steine, daß die Sardinier vor dem Gesetze gleich sind, und sie redeten so laut davon, daß das Echo durch ganz Italien wiederhallte, und eines schönen Morgens alle Italiener vor dem Gesetze gleich wurden. Auch wir Preußen haben in unserer Verfassung jenen weltbewegenden Artikel, und hätten wir diesen an den Obelisken, der unserm Parlamentsgebäude gegenübersteht, mit goldenen Buchstaben eingeschrieben, wer weiß, ob nicht aus dem preußischen ein deutsches Parlament entstanden, und endlich Deutschland aus seiner Erniedrigung und Zerrissenheit erlöst wäre? Aber der Löwe, der den Fuß des Obelisken verunstaltet, ist kein Sikkardi, er speit nur

Wasser, womit man daß Feuer löschen, aber nicht anfachen kann, er ist kein Löwenmund, sondern nur der Leumund, der jede begeisterte Erhebung durch kleinliche Bedenken, Winke und Rücksichten zu hemmen sucht. So haben sich denn auch unsere Gerichtshöfe lange darüber gestritten, ob denn auch wirklich alle Preußen nach dem Artikel 4 der Verfassung vor dem Gesetze gleich sind. Die idealen Preußen sind es von der Weichsel bis zur Mosel, darüber ist kein Zweifel, aber die wirklichen, die Preußen in einem bestimmten Verhältniß, z. B. im Verhältniß zum schönen Geschlecht, die heirathsfähigen Preußen? Diese Frage ist bis heute noch nicht gelöst, obgleich wir das Glück haben, schon zwölf Jahre lang eine Verfassung zu besitzen. Wer erinnert sich nicht noch jener Sitzung im Herrenhause, in der in Folge einer Petition von Seiten der Erbberechtigten die Heirath eines hohen Adligen mit einer Bürgerlichen zu einer langen Debatte Veranlassung gab, wobei einige Mitglieder sich nicht scheuten, solche Verbindungen überhaupt als nicht rechtsgültige Ehen zu betrachten. Damals rief der Herrenhäusler, der selige Herr Pernice, dessen Wissenschaft die ständische Gliederung war, die denkwürdigen Worte von der Tribüne: „Ich habe mich mein ganzes Leben mit Mißheirathen beschäftigt!"

Paul Taglioni, der ein feines Ohr hat für die Fragen der Zeit, hat nun in seinem Ballet dem Herrenhaus eine tüchtige Lection gegeben. Seine talentvolle Tochter tanzt vor dem gefüllten ersten Rang, in dem oft Standesherren Platz nehmen, den Artikel 4 der Verfassung, und die klugen Herren klatschen, ohne zu merken, was ihnen hier geboten wird. Was ist der Inhalt der verfassungstreuen Elektra? Eine Hofdame der Sternenkönigin Meroe verliebt sich in einen einfachen norwegischen Landmann, und trifft die ernstlichsten Anstalten ihn zu heirathen. Sie opfert sagar

aus Liebe zu dem freien Bauer — Norwegen hat bekanntlich die freiste demokratische Verfassung — ihren Stern, das Zeichen ihrer hohen Geburt, sie erfährt sogar, daß der norwegische Landmann schon verlobt ist, und dennoch will sie, die sehr hochgeborene Hofdame, die Plejade, von ihrer plebejadischen Inklination nicht ablassen und nur an der Seite ihres Erik ein idyllisches Glück. Die Aufregung ist so groß, daß mehrere Mal der Vorhang fallen muß. Die verlassene Braut jammert, ihr Vater Nelson, gleich jenem Admiral Nelson, der vor der Schlacht von Trafalgar seine Mannschaft an die Pflichten gegen England erinnerte, verlangt, daß jeder Norweger und Lappländer seine Pflicht thue. „Nelson," heißt es im Textbuch, „ruft im höchsten Zorn die Landleute herbei und fordert sie stürmisch auf, die Fremde (die Hofdame) zu entfernen. Noch zögern die Landleute, die Freunde der Nelson'schen Familie, sich Elektra's zu bemächtigen, doch endlich machen sie Miene, die Dame zu ergreifen und für immer unschädlich zu machen. Erik ist indeß nach dem Hintergrunde der Bühne geeilt, erklimmt in Verzweiflung einen Felsen dicht am Wasser und stürzt sich in die Wellen."

So endet dies inhaltreiche Ballet mit einem tragischen Bruch. Aber wie in jeder Tragödie ist die Versöhnung hinter den Coulissen und im Herzen jedes Zuschauers. Erik (Karl Müller) wird gerufen und zeigt, daß er keinen Bruch bekommen hat, und Elektra (Marie Taglioni) zeigt dem Beifall klatschenden Publikum, daß sie in ihrem Pas de deux keinen Faux pas gethan. Der Artikel 4 der Verfassung sagt es deutlich: „Standesvorrechte finden nicht statt." Das Textbuch des Ballets und das Textbuch der Verfassung sind beide in demselben offiziellen Verlage fehlerfrei gedruckt, und beide dienen nur dazu, um

sich gegenseitig zu decken. Um die Fülle der liberalen Anschauungen, die dem Tanzpoem zu Grunde liegen, noch stärker hervortreten zu lassen, wird sogar im Nachspiel des dritten Akts, die verlassene Braut, die Jungfer Nelson zu dem Rang einer Hofdame erhoben und Elektra erhält ihren Stern wieder, nachdem die verfassungstreue Sternenkönigin sich überzeugt hat, daß nach Artikel 4 der Sternkarte, die Geburtsprivilegien aufgehoben sind, und jede Hofdame ihr Herz und Hand selbst einem einfachen Landmann schenken kann. So scheiden wir vollständig versöhnt und befriedigt, obgleich wir Erik's Tod vor unsern Augen sehen. Aber Erik stirbt nicht, so wenig wie Ferdinand und Louise an dem Gifte sterben, das sie in „Kabale und Liebe" nehmen, es sterben ihre Gegner davon, die Vertheidiger der Privilegien, während die Ideen der todesmuthigen Märtyrer fortleben. Auch Göthe schöpfte neues Leben aus der Pistole, die Werther's Leben, sein eigenes alter ego, endete. Viktor Hugo sagt: Grands hommes, voulez vous avoir raison demain? mourez aujourd'hui. Würde man solche erschütternde, verfassungsmäßige Gedanken, die direkt gegen das sogenannte konservative Prinzip gerichtet sind, in Worte fassen; kein Hoftheater würde sich zum Organ dieser Ideen machen. Eine Kulturtragödie, die die Gegenwart malt, wie sie ist, findet in diese offiziellen Hallen keinen Eingang, sie müßte denn von einem Dichter herrühren, dessen Werke doch in aller Händen sind. Wieviel Kämpfe hat der Kaiser Napoleon mit den Poeten, und seine Minister streichen so unbarmherzig, daß er selbst oft genöthigt ist, die Wunden zu heilen, die seine allzu gehorsamen Diener geschlagen. Musik und Tanz genießen mehr Freiheit, als das Wort. So giebt es viele Mütter, die ihre Töchter Dinge singen lassen, deren Deklamation sie nie gestatten würden.

Man wird nun fragen, weshalb hat der sinnige Dichter und Balletmeister den Schauplatz seiner Handlung nicht in vaterländische Gegenden, nicht nach der Ukermark oder Hinterpommern verlegt, warum gerade nach Norwegen? Müßte nicht das Drama im Niederbarnim'schen Kreise auf einem Kartoffelfelde getanzt, eine weit mächtigere Wirkung haben? O nein! Nicht allein, daß der Decorationsmaler eine weit schwierigere Arbeit gehabt hätte, wenn er etwa den Plötzensee bei Sonnenuntergang als eine romantische Gegend hätte darstellen wollen, nicht allein, daß die malerischen Trachten der nordischen Skalden uns entgangen wären, die wir mit den Kostümen der Werderschen Obstfrauen vertauschen müßten: was das schlimmste ist, die handelnden Personen wären uns unwahr erschienen, nur als Ausgeburten einer Phantasie, die sich beim Tanzen bis zur völligen Gedankenlosigkeit erhitzt hat. Denn leider ist es wahr, daß die Verfassung und namentlich der Artikel 4 noch nicht so in das Fleisch und Blut unserer heimischen Kossäthen eingedrungen ist, daß etwa ein ukermärkischer Bauer sein Auge zu einer hochgeborenen Dame erheben sollte. Er klebt noch immer an den Standesvorurtheilen, so gut wie die Dame. Die Gesetzgeber haben nur den Samen ausgestreut, da dauert es noch lange, bis man das Brod an den Mund bringen kann. Norwegen dagegen hat schon seit einer Reihe von Jahren die freiste Verfassung, und der König kann durch sein Veto kein Gesetz hindern, das in drei Reichstagen angenommen worden ist. Norwegen hat keinen Adel, den es bereits im Jahre 1821 abgeschafft, es kennt keine Standesprivilegien und der norwegische Bauer Erik bleibt ganz in den Schranken der Verfassung, wenn er sein gleich berechtigtes Auge zu der Hofdame der Sternenkönigin erhebt. Der Dichter hat deshalb die Damen unter die höchsten

Herrschaften, die Sterne, versetzt, um zu zeigen, wie stark das Selbstgefühl eines norwegischen Landmannes ist, und welcher Kühnheit er fähig ist. Meroe und die Plejaden, die die veralteten Anschauungen repräsentiren, schnauben vor Wuth, ja sie schneuzen sich — weshalb die vielen Sternschnuppen — aber die Hofdame bleibt ihrem Geliebten treu, wie er der Verfassung. Die Sterne haben wahrscheinlich wenig von dem erfahren, wie sich die Erde in den letzten Jahrhunderten verändert, sie bleiben immer in ihren vorgeschriebenen Kreisen und lesen gewiß nur die Zeitung ihrer Kreise: die jetzt selig entschlafene Sternzeitung. Erik muß erst als Märtyrer der Verfassung sterben, da kommen sie zur Besinnung, nehmen sogar die demokratische Hofdame wieder zu Gnaden an, und geben der verlassenen Braut, der Tochter eines armen redlichen Bergmanns, eine der höchsten Hofchargen.

Dieser Sieg des moralischen Imperativ's über die Schroffheit des socialen Lebens ist aber nach beiden Seiten hin festgehalten, so daß der politische Verstand befriedigt wird, und doch das Herz nicht kalt bleibt. Erik muß sterben, weil er seiner verlobten Braut sein Wort gebrochen, weil dieser Eid, den er seiner Braut geleistet, ebenso heilig ist, wie der auf die Verfassung. Vestris sagt, ein großer Tänzer muß tugendhaft sein. Dieser tragische Konflikt zwischen Liebe und Constitution verlangt ein Opfer, indeß Elektra, die ihr Herz, ihrer Neigung folgend, verschenkt hat, ihren Stern wieder erhält und in Amt und Würden wieder eingesetzt wird. Mit feinem psychologischen Takt hat der Dichter die Heldin seines Ballets „Elektra" genannt. Schon aus diesem Namen sprüht uns der zündende Funken des Jahrhunderts entgegen. Elektra ist hier nicht die Tochter des Agamemnon und der Klytemnestra; Paul Taglioni

verschmähte es, mit den Füßen des corps de ballet in die Fußstapfen des Sophokles zu treten; seine Elektra ist eine der himmlischen Plejaden, eine der sieben Mädchen im Sternenzelt, die, obgleich sie nur des Abends sichtbar sind, dennoch des besten Rufs sich erfreun. Die Sterne sind die kunstreichsten Tänzer aller Zeiten. Luzian sagt in seiner Schrift: de saltatione „die gemessene Bewegung der Gestirne, ihre Ordnung und Harmonie: das ist der Ursprung des Tanzes.“ Wie schön war daher der Gedanke, die Tänzerinnen wieder in die hohe Stellung zu versetzen, die sie früher einnahmen, und das Podium des Opernhauses zum leuchtenden Firmament zu erheben! Da ziehen sie an uns vorüber hoch in den Lüften die lieblichen Genossen, die die schlummernde Erde mit ihrem Strahlenkranze schmücken, da ist die Iris, der Wassermann, der große Bär, die Gefährten unserer Leiden und Freuden, so freudvoll und leidvoll, sie hangen und bangen in schwebender Pein! Und das Publikum wendet sein Auge gen Himmel, wo die luftigen Wesen gravitätisch vorüberziehen und klatscht Beifall. Die herrlichen Worte Göthe's fallen uns ein: „Wozu dient all der Aufwand von Sonnen uud Planeten, von Sternen und Milchstraßen, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“ Aber Elektra, so ätherisch sie ist, sie läßt doch den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts zum Bewußtsein kommen. Elektron heißt der Bernstein, der nicht nur wegen seiner durchsichtigen Klarheit so hoch geschätzt wird, sondern auch wegen der Anziehungskraft, die er auf alle Körper ausübt. Elektra ist nun die durch die weibliche Metamorphose gesteigerte Anziehungskraft, die das ewig Weibliche mit dem Reiz Funken sprühender Blitze vereinigt. Hierdurch gelingt es der bewunderten Plejade, das Publikum drei Akte hindurch in einer elektrischen

Spannung zu erhalten, die zuletzt beim Anblick des elektrischen Lichts in den lautesten Interjektionen sich entladet. Dieser elektrische Blitz ist aber, wie der Dampf, die bewegende Kraft des Jahrhunderts. Sie besiegeln beide den Artikel 4 der Verfassung und sagen beide: Standesvorrechte finden nicht statt. Kein Fürst, und wenn er den glänzendsten Marstall besitzt, kann heute schneller reisen als der geringste seiner Unterthanen, und jedem ohne Unterschied des Standes steht der schnellste Botschafter, der Telegraph, zur Disposition. Die Naturwissenschaft und die Staatswissenschaft erklären: es giebt keine Privilegien mehr!

Unsere Possendichter nehmen im Interesse der freien Rede oft die Maske des höhern Blödsinns an, wie der ältere Brutus im Interesse der römischen Freiheit. Paul Taglioni wirft die Maske ab und dichtet ein politisches Ballet, eine Apotheose der Verfassung. Und Elektra lehrt uns: es giebt keine Mesalliancen mehr, indem die herrschende Macht keinem bestimmten Stande das Privilegium der Treue zuerkennen darf! Mesalliancen sind verfassungswidrig, es giebt für die strahlende Krone nur noch eine heilige Allianz: das ist die mit dem ganzen Volke.

Auf der Staatseisenbahn. 1862.

Wer zum erstenmal auf der Eisenbahn in England fährt, und an die kontinentalen Schienenwege gewöhnt war, der wird in das Land der Selbstregierung mit Dampf eingeführt, und wird, ohne es zu wollen, sein eigner Herr. Auf dem heimathlichen Bahnhof umgiebt ihn eine Schaar von untergeordneten Beamten, die auf seine Winke achten, seine Befehle vollziehen, und dem Druck seines Portemonnaie Folge leisten; auf der englischen Station nichts von diesen zarten Aufmerksamkeiten, keine dienstfertige Büreaukratie, keine Stütze für den erschöpften Wanderer. Alles muß der Passagier sich selbst besorgen, seine Habseligkeiten unterbringen, seinen Wagen aussuchen, und wenn die gewählte Klasse besetzt ist, gleich zu einer höhern übergehen. So keucht der Unglückliche, der im Vaterlande an eine Menge amtlicher Liebesdienste gewöhnt war, wenn er die ersten schüchternen Versuche mit dem englischen Flügelroß macht, und auf dem Expreß-Train neun deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegt. Aber noch mehr wird er unterwegs in Unruhe und Angst versetzt, wenn er zum Wagenfenster heraussieht; da durchschneidet ein Kreuzweg die Eisenbahn, eine Menge Menschen warten, bis der Zug vorüber ist, Männer, Weiber, Kinder; auch keine Barriere, auch hier kein Bahnwärter, kein Beamter!

Nichts als ein Pfahl, ein Wegweiser, auf dem mit großen Buchstaben die Worte stehen: Look out for the engine, seht euch nach der Maschine um! aber wer nicht diese Umsicht hat, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er von den Rädern zermalmt wird. Und der Kondukteur, der seine Zeit genau inne halten muß, fährt weiter und ruft: all right, alles richtig! So kommt der deutsche Reisende erst nach mehrmaligen Fahrten und Abentheuern zu der Ueberzeugung, daß er auf der grünen Insel sein eigner Schutzmann sein muß, daß er aus den Ketten der väterlichen Bevormundung entlassen und selbst bei jeder Gelegenheit Mund und Auge aufthun muß. Das einfache Gebot: Helft euch selbst, so wird euch Gott helfen! hat England so groß gemacht, währeud die vielen Gesetze über unerlaubte Selbsthülfe andre Staaten verkümmern ließen und so viel Steine des Anstoßes aufhäuften, daß in kritischen Zeiten die Regierung sie nicht mehr fortschaffen konnte. Auch die mystischen Schutzheiligen fehlen in England, die in katholischen Ländern auf der Landstraße uns so wehmüthig anblicken. Da ist kein heiliger Bernard, der den Katarrh zu bannen vermag, der noch vor kurzem in einem Wiener, von Nonnen geleiteten, Krankenhaus als die beste Medizin gepriesen wurde, kein Otto von Bamberg, der die beginnende Kolik schon im Entstehen zu unterdrücken vermag. Die Aerzte sind weder kanonisirt, noch brauchen sie sich von der Regierung prüfen zu lassen. Es ist dem Publikum überlassen, sie nach ihren Leistungen zu prüfen. Nach einem alten Privileginm kann sogar der Erzbischof von Kanterbury aus eigner Machtvollkommenheit jedes beliebige Individuum zum Doktor der Medizin ernennen, und, da der gegenwärtige leidenschaftlich der Homöopathie ergeben ist, so hat er schon einige Homöopathen zu Doktoren kreirt.

Wo bleibt da die Würde der Wissenschaft und wo die Gesundheit?

Und doch ist in England die Sterblichkeit noch geringer als anderswo, weil das Publikum, durch Schaden klug geworden, doch nur die tüchtigsten Aerzte zu Rathe zieht. In England ist die Lebensdauer durchschnittlich 42, in Preußen nur 35 Jahre. Wo die Charlatanerie und die Pfuscherei vollkommen frei umhergehen kann, da sind diese illegitimen Künste nicht gefährlich; wo sie aber verfolgt werden, da gewinnen sie durch die Märtyrerkrone einen Anhang, der oft so blind ist, daß selbst die väterlichen Ermahnungen und Strafen der Regierung nichts fruchten. Die verbotenen Früchte reizen am meisten und während an sich ein saurer Apfelwein nichts verführerisches hat, gewinnt er als corpus delicti ein Aroma und eine berauschende Kraft, mit der die Gaben des Bacchus kaum wetteifern können. Wie oft haben religiöse Sekten, die in einem freien Lande sehr bald ihren Untergang erlebt hätten, nur durch die Verfolgung, die man ihnen angedeihen ließ, eine Bedeutung gefunden. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, und es ist daher das beste Mittel, wenn man sich keine Feinde machen will, so wenig Gruben wie möglich zu machen. Eine Regierung, die danach strebt, nicht blos zu leben, sondern leben zu lassen, kann selbst Gruben und Maulwurfslöcher noch in Menge bestehen lassen und das Volk, das ein großes Maaß von Freiheit besitzt, wird diese Reliquien einer vergangenen Zeit kaum beachten, noch weniger gewaltsam diese Hindernisse hinwegräumen wollen. Der kalte englische Protestantismus der Hochkirche stammt aus „Eisleben" und hat so viel Formelwesen in sich aufgenommen, daß Luther, der in Wittenberg auch an Sonntagen die Flöte blies und Wein, Weiber und Gesang liebte, heute mit der englischen Kirchlichkeit

und der strengen Sonntagfeier nicht zufrieden wäre. Aber weil die politische Freiheit so groß ist, daß sie die religiöse weit überragt, übersieht man all diese Makel, wie bei einem schönen Kopf kleine Difformitäten nicht in Anschlag kommen. Dabei ist so viel Respekt vor der Tradition und dem Hergebrachten, daß selbst die Hochkirche auch hier weichen muß, wie dies noch vor kurzem ein Beispiel dargethan hat. In Thurmby in Leicestershire geht der Fuchsjägerkultus so weit, daß die Kirchenvorsteher seit Dezennien die Ankunft des bejahrten Lord Stamford, eines ausgezeichneten Sportsman daselbst, durch Glockengeläute zu feiern pflegen. Ein neuer Pfarrer wollte diese Profanation nicht dulden und leitete eine Klage ein, doch wies der Friedensrichter die Klage als unbegründet ab. Aber die entgegengesetzte Richtung kann sich eben so laut machen und feiert auch ihre Siege. Die Bill, die die Heirath unter nahen Verwandten gesetzlich begründen wollte, ist wieder bei der dritten Lesung abgewiesen worden, und eine Scheidung möglich zu machen, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit. Mr. Monsay, ein frommes Mitglied des englischen Parlaments, der die Bill sehr angriff, erklärte, daß wenn solche Ketzereien gestattet würden, wir bald Zustände wie in Preußen bekommen würden wo, wie er wörtlich sagte, „es manchmal vorkommt, daß ein Mann mit seiner Frau und zwei seiner geschiedenen Frauen Whist spielt." Bisher mußten die Theater in London während der Osterwoche geschlossen sein; erst im Jahre 1862 hat der Lord Chamberlain, der die Theater zu beaufsichtigen hat, dies Verbot aufgehoben. Obgleich Präventivmaßregeln nach keiner Seite hin existiren und die Censur kaum dem Namen nach gekannt ist, so existirt sie doch noch für die Londoner Theater, und der Lord Kammerherr hat bis auf den heutigen Tag die Aufführung des Dümas'schen

Schauspiels „Die Dame mit der Kamelie“ nicht gestattet. In Paris könnte ein solches Verbot, das der Schaulust Schranken setzt, eine Revolution herbeiführen. Die Engländer haben aber so viel andre Gelegenheit, ihrem Zorn Luft zu machen, daß solche Kleinigkeiten ihnen keine üble Laune verursachen. Und wo herrscht mehr Loyalität als im freien Land, wo giebt die Krone mehr den Ton an, der für alle Kreise maßgebend ist? Wird die Nationalhymne selbst im untergeordnetsten öffentlichen Lokal gesungen, so entblößen sich alle Häupter, und es herrscht förmlich ein Wetteifer im Publikum, seinen Respekt zu beweisen. Vielleicht kann das gegenwärtige England darin nur noch dem alten China zur Seite stehen. Dort herrschte im zwölften Jahrhundert die Kaiserin Tanku, die mit Klumpfüßen geboren war. Seit dieser Zeit sind die Klumpfüße in China Mode geworden und die loyalen Chinesinnen, die in der jedesmaligen Kaiserin ein Urbild der Vollkommenheit sehen, leben auf dem kleinsten Fuße. Wie in China der Kaiser einem geknechteten Volke gegenüber sich der Sohn des Himmels und der Bruder der Sonne nennt, so gilt die englische Krone als die erleuchtende und erwärmende Sonne, die durch ihre Anziehungskraft die Ordnung des Weltsystems stützt und es deshalb unter ihrer Würde hält, je die vorgeschriebene Bahn zu verlassen.

Wenn wir in dieser Beziehung die Angelsachsen als unsere Vorbilder betrachten und England immer als einen Musterstaat ansehen, in dem die größte Freiheit mit der größten Ordnung sich paart und ein gewaltsamer Umsturz kaum nur denkbar ist, so müssen wir uns bestreben, dem stammverwandten Volke zu folgen und Institutionen zu schaffen, die eine dauernde Prosperität der Nation begründen.

Die insulare Lage Englands ist seit der Erfindung der Dampfschiffe kein Vorzug mehr; Louis Napoleou kann schneller nach London als nach Berlin kommen; und doch suchte er England zuerst durch seine Allianz zu fesseln, weil er sich vor diesem Feind am meisten fürchtete. Die Selbstregierung des Volks ist der schützende Wall der Krone, wie dies England beweist, das 1848, wo der Kontinent im Aufruhr war, ruhig wie ein Fels im Meere stand; diese Selbstregierung aber ist nur durch eigne Thätigkeit zu gewinnen. Kein Fürst ist so mächtig, dem Volke die Freiheit zu schenken, und wenn auch Epimenides vierzig Jahre schlief und dann den Athenern Gesetze gab, so konnten doch die Athener diesen legislatorischen Traum nicht fortsetzen, sondern mußten rüstig arbeiten, um das Gegebene nicht nur zu konserviren sondern fortzuentwickeln. Denn im menschlichen Leben ist Stillstand gleichbedeutend mit Tod, der das Herz stille stehen läßt, und in den meisten Sprachen geht das Verbum „Sein" unregelmäßig, weil es eben kein regelmäßiges Sein giebt, sondern nur ein ewiges Werden. Die große Frage aber, wie Freiheit zu gewinnen ist, läßt sich nur dahin beantworten, daß wer schwimmen lernen will, ins Wasser gehen muß. Wie die freie Luft nur in der Luft zu schöpfen ist, so kann man nicht für die Freiheit reif werden ohne die Freiheit. Zuerst muß aber das Grundrecht der freien Luft, das nothwendigste Element da sein und dann findet sich das übrige, während Frankreich häufig und noch jetzt das umgekehrte Experiment macht und auf die Pyramide der Zwangsmaßregeln die Göttin der Freiheit setzen will. So verhält es sich auch in der englischen und französischen Industrie. Die Engländer machten zuerst das Nothwendigste, die Hemden, während die Franzosen die Manschetten hinzufügten. Betrachten

wir nun unser eignes Vaterland, so müssen wir es als ein Glück ansehen, daß uns durch die Auflösung des Abgeordnetenhauses die Prüfung auferlegt worden ist, ob wir auch den Genuß der freien Luft hinlänglich zu schätzen wissen. Und siehe da, es zeigte sich das erfreuliche Schauspiel, daß trotz aller materiellen Vortheile, die die Regierung theils versprach, theils ins Leben rief, das Grundrecht der Gewissensfreiheit für das höchste Gut gehalten wurde und eine amtliche Einwirkung auf die Wahlen von allen Seiten entschieden abgelehnt wurde. Ja zuletzt mußten die Schöpfer dieser Maßregeln, da Proteste auf Proteste folgten, ihre Erlasse dahin erläutern, daß sie mißverstanden seien und nicht im mindesten die Wahlfreiheit beeinträchtigen wollen. So müssen wir der Regierung Dank wissen, daß sie das preußische Volk oft auf die Feuerprobe gestellt hat und zu einer geistigen Gymnastik Veranlassung gegeben, die die Reife der Nation im schönsten Lichte dargethan hat. Als Hunderttausende an den Wahltisch traten, da waren sie alle von dem einen Gedanken erfüllt, daß nur auf gesetzlichem Wege alle Differenzen auszugleichen sind und mit der höchsten Ruhe gab das ganze Volk sein fast einstimmiges Votum ab. Die Beamten scheuten sich nicht trotz aller Winke ihre Meinung zu dokumentiren, die Kaufleute opferten einen Geschäftstag, um mit reinem Gewissen in die Messe zu gehen, und die Handwerker und Landleute hielten trotz aller Versprechungen die höchsten Güter für werthvoller, als die vergänglichen. Ein Volk, das sich bei öffentlicher Abstimmung so ausspricht, das hat den Muth einer Meinung bewiesen, die sich wohl gewaltsam brechen, aber nicht mehr beugen läßt. Die Regierung hat, indem sie ganz konstitutionell an die Nation appellirte, zugleich das beste Rezept verschrieben,

um Charaktere zu bilden, die nicht in ruhigen Zeiten, sondern nur „im Gewühle der Welt" ihre Festigkeit zeigen können. Die Kugeln der Abstimmung sprechen lauter als die Kugeln des Kriegs, die oft von der Glücksgöttin abhängen, die auch auf einer Kugel steht. Kein Handschuh ist hingeworfen, aber der deutlichste Fingerzeig gegeben und die Hand zur Verständigung ausgestreckt. Nachdem wir mit dem aufgefangenen Licht der Gegner, wie Archimedes, ihre Schiffe verbrannt haben, so muß jetzt eine Einigung erfolgen. So hoffen wir denn, daß die Würde des großen Gerichtshofes, der endlich eine Anerkennung finden wird, die dem Vaterlande gewiß zum Segen gereicht und der Frühling wird bald, nachdem die kalten Tage überwunden sind, am Baum der staatlichen Freiheit so schöne Knospen entwickeln, wie sie in dieser Stärke nur nach einer glücklich beseitigten Krisis zum Vorschein kommen.

Das sind die Vorzüge der Selbstregierung, zu der ein Appell an die Nation die besten Grundlagen legt, daß das, was sie errungen, auch dauernd in das Fleisch und Blut der Nation übergeht. Hier sind keine Blüthen, die nur künstlich mit Fäden angebunden sind, sondern sie sind organisch aus dem ausgestreuten Saamen hervorgegangen. Wie Rubens mit einem Pinselstrich aus einem weinenden Kinde ein lachendes machte, so kann ein Fürst mit einem Federstrich aus einem weinenden Volke ein lachendes machen, aber doch ist der Regent mehr zu preisen, der sich von solchen Ordonnanzen fern hält und die brennende Frage der Nation zur Prüfung vorlegt. Der absolute Fürst mag die Birkenruthe führen, die manchmal, wie der Stock Friedrichs des Großen, das lässige Volk antreibt; das Scepter des konstitutionellen muß die Wünschelruthe sein, die die verborgenen Kräfte an's Tageslicht lockt. So ist

der Fürst, indem er den Kräften freien Spielraum läßt, dem Kampfe der Parteien enthoben, zwischen Königthum und Parlament ist kein Gegensatz, und das parlamentarische Regiment, im Einklang mit den andern zahlreichen Regimentern erhöht, wie dies England beweist, den strahlenden Glanz, den Nimbus der Krone. Der Aufruf zu den geistigen Waffen, der mit solcher Ruhe vor sich ging, hat dem Volke das beste Zeugniß der politischen Reife gegeben; das sich selbst regierende Volk hielt die Ordnung aufrecht, und der Friede ist nirgends gestört worden. Da der Weg des Gesetzes streng inne gehalten und jede Gewalt von beiden Seiten verschmäht wurde, ist auch kein gefährlicher Märtyrer gemacht worden, und wie beim Kreuzweg auf der englischen Eisenbahn so hat die Regierung, wo sie eine Durchkreuzung ihrer Pläne fürchtete, in ihren modificirten Erlassen zuletzt nur den warnenden Ruf der englischen Nation ertönen lassen: Seht euch nach der Staatsmaschine um! das „pas trop gouverner" ist der sicherste Pfeiler des Staatsgebäudes und bildet die stärkste und dauerhafteste Brücke zwischen Regierung und Volk. So sind wir ohne Furcht und Zagen glücklich auf der ersten Station angelangt, und nehmen wir die einzelnen Waggons näher in Augenschein, so sind alle Klassen, die erste, zweite und dritte von den besten Hoffnungen für eine glückliche Weiterreise erfüllt. Laßt nur die zahlreichen Ventile der Presse offen, damit der Dampf ausströmen kann und die Selbstregierung des Volks wird eine Mäßigung der Parteien herbeiführen, die dem Worte des Fürsten keine Differenz, sondern nur ein Echo folgen läßt. Wilhelm von Humboldt, ein preußischer Minister, der schon am Anfang dieses Jahrhunderts die Wohlfahrt der Krone im selfgovernement des Volks

erkannte, sagt in einem Briefe an Georg Förster: „Auf der gegenwärtigen Stufe der Kultur sind alle Einrichtungen, welche die eigenen Entwickelungen der Individuen hindern, schädlicher als jemals. Die vortheilhafteste Lage für den Bürger scheint mir die, in welcher er durch soviel Bande als möglich mit seinen Mitbürgern verschlungen, aber durch so wenige als möglich von der Regierung gefesselt wäre."

Der Jokey=Club.

Obgleich das sogenannte europäische Concert sich nur noch in Disharmonien bewegt, und die Lärmtrommel das einzige Instrument ist, das einen reinen Ton von sich giebt, so sind wir doch so militairfromm geworden, daß selbst schreiende Dissonanzen uns keinen Schrei der Entrüstung mehr entlocken, geschweige denn zu einer kräftigen That uns aufstacheln können. Seitdem Italien seinen Schmerzensschrei hören ließ, und in wenigen Monaten sich regenerirte, zeigen sich überall klaffende Wunden; die Aerzte stehen am Krankenbett, aber ihre Recepte sind so theuer geworden, daß die Patienten, aus Angst die Medicin bezahlen zu müssen, noch kränker werden, und zuletzt, wenn auch geheilt, doch am Hunger sterben. Wenn die Mittel fehlen, um die Mittel herbeizuschaffen, so tritt der vollständige Bankrott ein, die Erschöpfung nach allen Seiten, deren Heilung höchstens noch durch eine Wunderkur gelingen kann. Wer mit einem Licht, das 5 Sgr. kostet, einen Silbergroschen eine Stunde lang sucht, und ihn endlich findet, hat doch mehr verloren, als gewonnen, und der ehrliche Finder erhält keine Belohnung. Als der Dichter, der neunzig Jahre lang das deutsche Vaterland vergebens suchte, auch das Lied sang: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, er wollte keine Knechte" da dachte er nicht daran, daß man auch ein Knecht des Eisens

werden kann, und daß diese Fesseln noch drückender sind, als goldene. In unserer Zeit sind keine hervorragenden Dichter, Denker, Staatsmänner, die unserer Epoche den Stempel ihres Geistes verleihen; nur auf einem Felde, auf dem der Fabrikation sinnreicher Mordwerkzeuge, finden wir eine so lebhafte Thätigkeit, daß ein Chronist der Zukunft einst unsere Periode das Zeitalter der Artilleristen nennen wird. Ueberall wird gehämmert, geschmiedet und Probe geschossen, aus Platzpatronen sollen die Schutzpatrone des Völkerglücks hervorgehen, und nicht bis an, sondern bis über die Zähne bewaffnet, steht Europa da. Aber, wenn auch der Halbgott Achill in den Spielen bei der Leichenfeier des Patroklus ein Stück Eisen als Preis aussetzte; so wird doch das Eisen nur dann den Preis davontragen, wenn es den Künsten des Friedens sich hingiebt und nicht zum tödtlichen Schwert, sondern zum befruchtenden Pfluge sich schmieden läßt. Dieses so einfache und doch so wichtige Werkzeug ist der mächtige Hebel für die Gesittung der Völker geworden, alle gebildeten Völker, Griechen, Römer, Aegypter kannten dieses, die harte Erde erweichende Instrument, während die rohen Völker wohl den blendenden Glanz der Waffen, aber nicht den bescheidenen der Pflugschaar zu schätzen wußten. Wie erstaunt waren die Spanier, als sie die Inselgruppen entdeckten, die den Kanarienvögeln ihren Namen verdanken, und dort die naiven Bewohner den Boden mit Ochsenhörnern aufwühlen sahen. Anstatt durch die Ochsenhörner den Pflug ziehen zu lassen, spannten diese kindlichen Seelen das Pferd hinter den Wagen und ahnten nichts von der innigen Verbindung, die der Ochs mit dem Pfluge eingeht. Es ist ein Vorzug der kaukasischen Race, daß die Jungfrau Europa durch einen Stier sich entführen ließ, und derselbe Gott Jupiter, der Blitz und Donner, die

Kanonen des Himmels, zu seiner Disposition hatte, er sah doch ein, daß die zarte, gebildete Jungfrau leichter durch einen Stier, als durch das schwere Geschütz sich erobern läßt. Auch noch bei der letzten Thierschau, die den Namen Thiergarten wieder zu Ehren brachte, sahen wir europäische Frauen und Jungfrauen reich geschmückte Stiere mit hingebender Theilnahme betrachten, und man konnte oft in ihren leuchtenden Augen den tiefen Eindruck wohl geformter Hörner lesen. Der Gott der Schlachten, der sonst bei fühlenden Herzen leicht Anklang findet, war ganz in den Hintergrund getreten, und die Repräsentanten des alten befestigten Grundbesitzes trugen hier einen weit entschiedeneren Sieg davon, als ihre Collegen im — Herrenhause, die abgelebten päpstlichen Bullen ein neues Leben einhauchen wollen.

Diese so festlichen Tage, an denen die Eisenbahnen uns weit mehr Gäste zuführten, wie je zu einem Manöver oder einer Parade, sie geben uns den besten Beweis, daß trotz der martialischen Lärmtrommel die Künste des Friedens immer fortschreiten und wir zuletzt so an den kriegerischen Lärm gewöhnt werden, daß wir nur seine Kosten, aber nicht mehr seine Melodien fürchten. Für uns war die Nachricht erhebend, daß Preußen allein 60 beneidenswerthe Böcke geliefert hatte, die mit ihren Nachkommen nur darauf warten, geschoren zu werden, und ihre weiche Wolle flößte uns weit mehr Bewunderung ein, als die Schießbaumwolle Entsetzen. Ja wir entdeckten auf dieser idyllischen, durch ein Jagdnetz eingezäunten Arena einer Uniform, die die wahre Uniform des Friedens ist, und die Arbeit der Menschen zu schützen, zu vermitteln, zu erleichtern den Beruf hat. Das waren die Mitglieder des Berliner Jokey-Clubs, die uns hier zum erstenmal in einzelnen thätigen Exemplaren begegneten. Während der Pariser Jokey-Club nur noblen Passionen

huldigt, dem Hazardspiel sich hingiebt, Pferde lahm reitet, und mit Jagdpfeifen den Tannhäuser auspfeift, ist der Berliner Jokey=Club eine Gesellschaft, die nur die Form der Kopfbedeckung mit den Parisern gemein hat, sonst aber diesem Vereine von Müßiggängern diametral entgegengesetzt ist. Schon die blaue Blouse, dieses Kleid des Volkes, das für robuste Formen so passend ist, zeigt uns, daß diese Männer mit den arbeitenden Klassen sympathisiren, und daß sie nie jenen aristokratischen Marotten sich hingeben, die gewöhnlich aus Standesvorurtheilen hervorgehen. Kein Komponist, kein Dichter hat ihre blinde Parteinahme zu fürchten, obgleich die Jagdtasche aus Seehundsfell, die sie nie ablegen, leicht zu der Annahme uns bewegen könnte, daß auch eine demonstrirende Jagdpfeife darin verborgen sei. Aber weit gefehlt; werfen wir einen Blick auf die kleidsame Jokey=Mütze, die mit einem sprechenden Blechschild geziert ist, so sehen wir, daß jene Herren im Dienste einer ewigen, unsterblichen Idee stehen, der die Menschheit ihre Kultur zu verdanken hat. Wir meinen die Idee der Theilung der Arbeit, ohne deren Verwirklichung, die in dem in einander Greifen der Kräfte sich kundgiebt, das menschliche Geschlecht in lauter unfruchtbare Atome zerfallen würde. Das ist die große Bedeutung der Berliner Jokey's, die sich die ersten Diener der Gesellschaft nennen können, gleich dem großen Monarchen, der sich den ersten Diener des Staats nannte. Was dich bedrückt, was dich belästigt, was dich quält, so lange es sichtbar und mit den Händen zu greifen ist: das gieb vertrauungsvoll dem Dienstmann mit der Jokey=Mütze, der dich gegen eine Quittung liebreich von alleu Drangsalen und Lasten befreit, und sie richtig an Ort und Stelle befördert. Sonst warst du gezwungen, eins jener Fahrzeuge zu nehmen, die dir nicht nur „nach der Uhr" die Zeit rauben,

sondern noch für 5 Sgr. dein Innerstes so gewaltsam erschüttern, wie es keinem Drama der Gegenwart mehr möglich ist. Und wie häufig tragen diese Sitzbänke der Droschken noch die deutlichsten Spuren früherer Besitzer, die leicht deiner hellen Sommer-Toilette gefährlich werden können, und einen ganz unbefleckten Ausgang in den seltensten Fällen gestatten! Zu welch einem furchtbaren Verbrechen ließ sich einst ein Schimmel, das Symbol der Unschuld, von dem Rosselenker verleiten, ein Verbrechen das bis heute noch nicht entdeckt ist. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt und die Unglückliche, die im Dunkel der Nacht abgeschlachtet werden sollte, kam noch mit dem Verlust eines skalpirten Koffers davon. Jetzt bist du all dieser Sorgen überhoben, die der eifrige Dienstmann mit einem kühnen Griff dir abnimmt; seine Uniform ist zweckmäßig, sauber, und kann selbst vor der Kritik der reinen Vernunft die Probe bestehen, sein Arm ist stark und groß sein Muth, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebt und sein Selbstgefühl so mächtig, daß er in der richtigen Erkenntniß seiner Kräfte sich doch nie „überheben" wird.

So wird das ehrenwerthe Mitglied des Berliner Jokey-Club, der Dienstmann, zugleich als Hermes, als leicht beschwingter Götterbote in den Dienststunden fungiren, wie auch, wenn es sein muß, als Atlas, der bei einem Wohnungswechsel einen ganzen Globus auf seine Schultern nimmt, und für jede Beschädigung der Welttheile bis zu zehn Thalern aufkömmt. Uebernimmt er aber die Rolle des Hermes, der oft zu vertraulichen Missionen benutzt wird, und manchmal, wie ein junger Attaché, die wichtigsten Briefe bei sich führt, in denen es sich um ein zärtliches Attachement handelt, so ist die erste Pflicht des Dienstmannes die höchste Discretion. In solchen delicaten Fällen muß der Apostel

hören, sehen und schweigen, selbst den reizenden Verlockungen eines Trinkgeldes widerstehen, noch weniger von schönen Augen sich blenden lassen, er muß wie ein treuer Soldat, oder ein Ordensritter, ein willenloses Werkzeug seiner Oberen sein, ein corpus exanime, ein seelenloser Körper, wie es Ignaz von Loyola von der Armee des Glaubens verlangte. Während der Pariser Jokey allen seinen Launen sich hingiebt und nur dem Genuß der ererbten Güter lebt, muß der Berliner ein Bild der Enthaltsamkeit sein, der selbst einer Kleopatra gegenüber ein Stoiker bleibt, „unbewußt der Freuden, die sie schenket, nie entzückt von ihrer Herrlichkeit!“ Wenn das Auge den Himmel offen sieht und das Herz in Seligkeit schwelgt, darf doch der Dienstmann niemals von dem Pfade der Tugend und der strengen Pflichterfüllung abweichen, und muß immer des Spruches eingedenk sein, daß Herrendienst vor Gottesdienst geht; er muß seinen überströmenden Empfindungen Schweigen gebieten, er muß nur die Nummer sein, die auf seinem Blechschild steht, er muß gefühllos, ja fast geschlechtslos sein.

Stellen wir an den dienenden Bruder diese strengen Forderungen des kategorischen Imperativ, so versteht es sich von selbst, daß das Mitglied des Berliner Jokey-Club niemals niedrigen Leidenschaften fröhnen darf; auch das muß er dem Pariser überlassen, der sonst weiter nichts zu thun hat. Der Berliner Jokey, ein echter Spartaner, der mit allen seinen Kräften dem Staat und der Gesellschaft sich hingiebt, darf niemals gefährliche Stimulationen anwenden, um seine Kräfte zu erhöhen, und nie mit berauschenden Getränken seinen Gaumen kitzeln. Während seine Ahnen, die Standespersonen, an jeder Ecke dies thaten, soll der geflügelte Dienstmann der Gegenwart mit der Vergangenheit brechen, und muß als Mitglied einer Corporation die

Standesehre, den esprit de corps, aufrecht erhalten, der aber leicht durch den Genuß des esprit de vin gefährdet wird. Wie der Prinz von Wales in seinem Wappen die Worte „ich dien'" führt, so muß dieser Wahlspruch immer dem Dienstmann eingedenk bleiben; dies schöne Bewußtsein, der Träger der Gegenwart zu sein, muß ihn stets bei der oft schweren Erfüllung seiner Pflichten zu erneuertem Eifer anspornen, und wie das Reglement ihm befiehlt, müssen „Nüchternheit, Zuverlässigkeit und Höflichkeit" sein unumstößliches Glaubensbekenntniß sein. Nur auf diese Art wird es der ehrenwerthen Körperschaft gelingen, das Vertrauen ihrer Mitbürger zu gewinnen, die in der Begründung des Instituts ein lang gehegtes Bedürfniß befriedigt sehen. Auch in entfernteren Stadttheilen müssen die dienenden Brüder ihre Stationen haben, so daß es dem Publikum leicht sein wird, in jedem Augenblick einen Jokey zu finden, der mit Schnelligkeit und Pünktlichkeit den ihm gewordenen Auftrag ausführt. Es heißt in dem Reglement, daß die Dienstmänner auch zur zeitweiligen Uebernahme häuslicher Dienstleistungen engagirt werden können, so weit solche mit dem Erforderniß anständiger und sauberer Kleidung verträglich sind, wie „Wassertragen, Packen, Ausklopfen." Wird dieser Paragraph streng innegehalten, so kann auch der ambulante Dienstmann, ein Muster der Reinlichkeit, in wenigen Minuten den Vorübergehenden einen nützlichen Dienst leisten, und wir möchten daher den Vorschlag machen, daß während der Pariser Jokey mit der unnützen Hetzpeitsche sich brüstet, der Berliner immer eine Bürste bei sich trägt, mit der er in unserer staubgeborenen Residenz den unvermeidlichen grauen Firniß der Kleider und Stiefel leicht entfernen und der Toilette einen neuen Nimbus verleihen kann.

Der Abgeordnete Schulze (Berlin), der sich um die arbeitenden Klassen so große Verdienste erworben, sagte in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 3. Mai 1861 bei der Berathung des Gewerbegesetzes: „Ich habe mich schon früher dagegen verwahrt, daß man den Menschen nackt auffasse, ich sehe in demselben einen Träger der socialen Interessen.“ In diesen wenigen Worten finden wir den ehrenvollen und wichtigen Beruf der Dienstmannschaft auf das Treffendste charakterisirt. Der Mensch kann nichts Höheres sein, noch werden, als ein Diener der Gesellschaft, ein Träger der socialen Interessen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist ein jeder Bürger entweder ein Dienstmann, der Arbeit erzeugt und vermittelt, oder ein Schutzmann, der das freie Spiel der Kräfte, die Rechte und die Pflichten der Einzelnen schützt. Nur der Pariser Jokey-Club ist mit seinen gleich gesinnten Anhängern eine Schmarotzerpflanze am Baum der Gesellschaft, während der Berliner auf der Höhe des Jahrhunderts steht, dessen Richtung dahin geht, in jedem Menschen einen Pfeiler des socialen Gebäudes zu sehen und ihm dadurch eine gleiche Berechtigung zu sichern. So ist der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts theils ein Dienstmann, theils ein Bedienter, und dieser Gedanke der gegenseitigen Nothwendigkeit muß dazu beitragen, endlich die Bedientenseelen auszurotten. Der Dienstmann kann daher mit Stolz auf seine sociale Thätigkeit blicken, die Lasten seiner Mitbürger zu erleichtern und zugleich zu den Lasten des Staats beizutragen. Wem dieses Loos zugefallen, der wird selbst bei der schwersten Last den Kopf noch oben tragen und niemals verzagen. Schenken wir daher unserm jüngsten Mitbürger das vollste Vertrauen, und kränken wir nie seinen Bürgerstolz dadurch, daß wir ihn mit dem Auftrag zugleich an seine Pflichten erinnern.

Stellen wir ihm eine Aufgabe, so verlassen wir uns darauf, daß er sie lösen wird, ohne nach dem ob und wie zu fragen. Der gebildete Dienstmann des neunzehnten Jahrhunderts, dieser active Repräsentant der Hebung der arbeitenden Klassen, wird alles, was ihm auferlegt ist, an die richtige Adresse bringen, und immer der Heine'schen Verse eingedenk sind:

Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaubt' ich trüg es nie,
Und ich hab' es doch getragen
Aber fragt mich nur nicht: Wie?

Ein Schmerzensschrei der kleinen Herren.

Die Zeit des romantischen Ritterthums, der Abenteuer, der Turniere, die Zeit in der der persönliche Muth des Einzelnen die höchsten Lorbeeren errang und der tapfre Recke der Held aller Gesänge war, ist noch immer für schwärmerische Seelen ein süßes Ideal geblieben, das alle Eroberungen der Gegenwart nicht vernichten können. Seit der Einrichtung der stehenden Heere, die das Waffenspiel von der Höhe einer freien Kunst zu einem besoldeten Handwerk herabsetzten und aus der Massenwirkung uniformirter Körper eine leicht bewegliche Maschine machten, begegnen wir nur noch dem fahrenden Ritter, der auf Eisenbahnen und Dampfschiffen fährt und die Trümmer und Ruinen zerstörter Burgen bewundert, die ihre zerrissenen steinernen Glieder emporstrecken, als wollten sie wegen der entschwundenen Herrlichkeit den Himmel verklagen. Aber der Himmel weint nur, wie die Physik lehrt, wenn zuviel Dünste aus der Erde emporsteigen, für vereinzelte melancholische Seufzer hat er kein Mitgefühl und läßt häufig die lachende Sonne scheinen, wenn düstere Wolken auf der Stirn des Menschen sich lagern. Und solche Wolken, die nicht blos die Gegenwart, sondern noch mehr die Zukunft verfinstern, sie rücken uns immer näher, wenn wir bei der Betrachtung mittelalterlicher Burgen den großen Abstand zwischen

einer kräftigen Zeit und einem schwächlichen Jahrhundert zu unserer Beschämung wahrnehmen. Ohne ein Anbeter des Faustrechts zu sein, läßt es sich doch nicht läugnen, daß in der Faust eine natürliche Waffe des Menschen liegt; die Faust vor Zorn ballen und dann sie wieder ruhig in die Tasche stecken, mag wohl sehr klug und diplomatisch sein, aber diese Selbstverleugnung entnervt und entmannt die Menschen und macht sie aus lauter Vorsicht zu Sklaven.

Wie schwach ist auch die menschliche Faust im Lauf der Jahrhunderte geworden. Wenn wir Waffensammlungen besichtigen und Rüstkammern durchwandern, da sehen wir noch Ritterschwerter und Hellebarden, für deren Wucht unser Arm nicht mehr ausreicht. Manche kühne Touristen versuchen es mit Unterstützung des Kustoden das verrostete Eisen zu heben und zu tragen, aber uns fallen die Worte des Dichters ein: Und ich hab' es doch getragen, aber fragt mich nur nicht: wie? Unsere Ritter, die jetzt Branntwein brennen, Rübenzucker fabriziren und die Grundsteuer nicht bezahlen wollen, sie nennen sich mit Recht kleine Herren, aber wie der Herr so der Diener, auch die Diener sind klein geworden und wir haben, wenn es so fortgeht, zuletzt ein Geschlecht von Pygmäen zu erwarten, die ein starker Orkan einst von der Erde wegwehen wird. In der lesenswerthen Schrift des Statistikers Professor Helwing „über die Abnahme der Kriegstüchtigkeit der ausgehobenen Mannschaften" finden wir Schrecken erregende Resultate, die mit schlagenden Zahlen den Verfall der physischen Kraft und der Leibesbeschaffenheit konstatiren. Die Gewerbe treibenden Städte und namentlich die Stadt der Intelligenz Berlin zeigt hier, wenn wir noch die günstigste Seite hervorheben, daß der Körper auf Kosten des Geistes bedeutend gelitten. In den Jahren 1858 und 1859 waren von den 14000 Militairpflichtigen in

Berlin 8050 und 7988 wegen Körperschwäche und sonstiger Gebrechen zeitig unbrauchbar, und 517 und 524 vollständige Invaliden. Der ganze Regierungsbezirk Potsdam, der doppelt so viel Seelen als Berlin zählt, hat nur wenig Schwächlinge mehr und wir müssen vor den Potsdamern wegen ihrer wohl konservirten Naturwüchsigkeit immer mehr Respekt bekommen. Dabei zeigt sich hier die wunderbare Erscheinung, daß die Berliner im Ganzen das richtige Maaß halten, so daß im Jahre 1859 nur 202 Zwerge waren, während der doppelt so große Potsdamer Bezirk 2639 zu kleine Herren zählte, so daß also die riesigen Eindrücke, die die berühmte Garnison machen sollte, hier gänzlich spurlos vorübergegangen sind und die oft bezweifelte Moralität der Potsdamer Flügelmänner im günstigsten Lichte erscheint. Dagegen hat sich in diesen winzigen Figuren, die im Königreich Sachsen die „Untermäßigen" heißen, oft ein Grad von Kraft gezeigt, so daß sie, wie dies bei Werken von lakonischer Kürze der Fall ist, an innerm Gehalt gewonnen haben, was ihnen an äußerer Ausdehnung mangelt.

Um so trauriger erscheint aber die Beschaffenheit der Berliner Krüppel, die das richtige Maaß halten und dennoch unbrauchbar sind, so daß selbst eine Herabsetzung des Volumens, wie kürzlich in Frankreich, wo man bis auf den fünffüßigen Pentameter herunterging, hier nicht mehr helfen kann. Die Berliner sind daher nur noch eine optische Täuschung, die ihrer Länge nach wohl die kleidsame Uniform tragen können und wie auf dem Theater Soldaten spielen, aber nicht mehr Soldaten sein können. Die Pariser Gamin's sind immer noch gute Soldaten und machen in den Zuaven-Regimentern die Schule der Strapatzen durch; was soll im Fall eines Krieges aus den Berliner Gamin's werden, die nach den Regulativen erzogen, soviel Vaterlands-

kunde und Bibelsprüche wissen und doch keine Gelegenheit haben, dem Vaterlande mit eignen Armen unter die Arme zu greifen? Ja unsre Konsuln haben seit langen Jahren danach getrachtet „ne quid respublica detrimenti capiat," ob aber die Menschen dabei an Leib und Seele Schaden nehmen und zuletzt nur ein großes Lazarath bilden, das ist ihnen nie eingefallen. Was könnte aber aus den Berlinern für eine Mustertruppe, für eine echte Garde werden? Die Waffenfähigen haben es im Kriege gegen Dänemark bewiesen, daß selbst im ärgsten Kugelregen weder ihr Muth, noch ihr Humor wankte. Obgleich als Knaben so wenig für ihre körperliche Erziehung geschehen, hat eine kräftige Minorität dieses Mißgeschick besiegt und die Jünglinge wurden die besten Soldaten. Weshalb kann nicht die Majorität solche Früchte tragen? Wie lange sind die Leibesübungen verdächtigt worden, und wurden die Turner gemaßregelt, die doch nur den unwiderleglichen vernünftigen Grundsatz haben, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper wohnen kann. Die Epigonen jener ängstlichen Reaktion, die nach dem Aufschwung der Freiheitskriege eintrat, haben ein Geschlecht erzeugt, das mit der Milch der Bureaukratie genährt ist und den tödtlichen Aktenstaub statt der belebenden reinen Luft einathmen mußte. Die alten Griechen hatten ihre idealen Götter aus der Wirklichkeit entnommen; uns würde es schwer werden, die Portraits zu den Gruppen der Schloßbrücke unter den Linden zu finden. An einem gefangenen Olinthier studirte der Bildhauer Parrhasius die Götterleiden des Prometheus, der bekanntlich an der Leber litt; heut zu Tage ist in den Sommermonaten die Krankheitsfamilie des Prometheus in den böhmischen Bädern versammelt, aber an diesen Staatshämorrhoidarien können nur noch die Aerzte, aber nicht die plastischen Künstler ihre Studien machen.

Soviel ist für die Veredlung der Thierracen geschehen; Pferde, Kühe, Schafe gewannen durch die Kreuzung verschiedener Nationen an Schönheit; selbst die Ziegen haben seit der Meyerbeer'schen Oper „Dinorah“ ein mehr harmonisches Aeußere, und machen graziöse Sprünge, die sofort in Musik gesetzt werden. In welchen Prachtgewändern strahlen jetzt die Hühner, die durch ihre Geschwister aus Kochinchina, aus Peru, aus Tscherkessien neues Lebensblut empfangen und um einige Zoll gewachsen sind. Wie wird das Wild geschont, selbst die Schweine werden nach wissenschaftlichen Prinzipien gehegt und gepflegt, nur für die physische Veredlung der menschlichen Race, die doch ein Ebenbild der Gottheit sein soll, geschieht so wenig und sie verkümmert sichtbar je mehr sie in großen Städten zusammengedrängt wird. Je mächtiger und größer der Mensch als Herr der Natur wird, desto schwächer und kleiner wird der einzelne Herr, und je mehr die Kraft der Maschinen dem Menschen das Leben erleichtert, desto mehr macht ihm seine eigene Maschine zu schaffen.

Wir sind weit davon entfernt, gegen jene Errungenschaften, die mit Recht der Stolz der Gegenwart sind, anzukämpfen und einen Krieg gegen Dampfschornsteine zu führen, der von einem Krieg gegen Windmühlen sich nicht unterscheiden würde. Und doch müssen wir auf Mittel sinnen, um das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper, das namentlich in den großen Städten gestört ist, wieder herzustellen, wenn nicht die Centralpunkte der Bildung und Gesittung große Lazarethe werden sollen. Hier muß die Schule, die Bildnerin der Menschen, ebenso wirken, wie die Sanitäts- und Baupolizei vermittelnd einschreiten. Die Gymnastik muß mehr und mehr ein Gemeingut des Volks werden und Gelegenheit zu gymnastischen Uebungen an allen

öffentlichen Orten geboten werden, wie man schon im Kroll'schen Garten die Kraftmesser aufgestellt hat. Die überströmende Kraft des Volkes, die sich häufig in gemeinen und gefährlichen Schlägereien in kunstlosen Püffen verpufft, würde auf diese Art in eine Bahn gelenkt werden, wo das Schöne mit dem Nützlichen sich vereinigt. Wie die alten Griechen und Römer auf allen großen Plätzen gymnastische Künste trieben, wie in den Verkehrshallen, Märkten, in den großartigen Thermen, ohne Unterschied der Altersstufen, körperliche Uebungen beliebt waren, so müßten auch bei uns, wo es der Raum gestattet, die Barren und die Reck's sich erheben und sich einer lebhaften Theilnahme erfreuen. Sollte nicht auch bei der neuen Börse, dieser herrlichen Walhalla der Mammonshelden, auf solche Einrichtungen Rücksicht genommen werden? Personen, die in Folge einer mißlungenen Spekulation gedrückt einherschleichen und an Silberbarren Mangel leiden, könnten durch diese hölzernen Barren aufgerichtet und ihnen der Kopf wieder auf den rechten Fleck gesetzt werden; auch ist gegen den beklagenswerthen verführerischen Schwindel das Hängen in freier Luft das erfolgreichste und einzig radikale Mittel.

Wenn die Privaten mit den Behörden im Einklang sind und gegen die unterirdischen Kellerwohnungen, in denen ein lichtscheues skrophulöses Geschlecht heranwächst, ankämpfen, so kann hierin manches Gute geleistet werden; auch sollten die Väter der Stadt bei der Anlegung neuer Straßen nicht gleich jeden Fleck den Bauunternehmern einräumen, sondern immer einige Plätze reserviren, die mit Rasen belegt, und mit Bäumen bepflanzt werden nach Art der so schönen Londoner Squares, die man die Lungen der Weltstadt genannt hat. Leider aber scheinen unsere Väter der Stadt auf die Gesundheit der Einwohner gar nicht bedacht zu sein;

wir haben sogar in neuster Zeit Rückschritte gemacht, und ein Fremder, der jetzt im Sommer die Straßen Berlin's durchwandert, wird die Luft bei Weitem schlechter finden, als bei einem früheren Besuche. Durch das Niederreißen vieler Häuser ziehen große Staubwolken über die Stadt und nichts geschieht, um die Luft zu reinigen. Das Besprengen der Straßen, wodurch die Wasserleitung eine allgemeine segensreiche Wirkung haben könnte, geschieht viel zu mangelhaft. Beim Durchbruch von Straßen, wo Reihen von Häusern in Schutt gelegt werden, erhalten die anliegenden Quartiere einen unauslöschlichen grauen Firniß und die Bewohner und Gäste der Residenz sind der Gefahr ausgesetzt, gleich den ersten Menschen in einer Sündfluth, so umgekehrt in einer Staubfluth unterzugehen. Schon ist am hellen Tage ein Gefangener, ein dünner Schneider, entsprungen und seine Spur rettungslos verloren, weil er vor Staubwolken nicht sichtbar war. Es wird Berlin wie das alte Baktrien werden, von dem Curtius erzählt, daß es oft von Staubwirbeln so verdunkelt war, daß die Reisenden den Weg nicht finden konnten und die ewig leuchtenden Sterne abwarteten, um ihnen auf ihrem Pfade zu leuchten. Wollen wir uns aber von den Abendsternen führen lassen, deren Augen oft hell leuchten, so können wir leicht verführt werden und erst recht nicht den Weg nach Haus finden. Hierzu kommt die gegenwärtige Tracht der Damen, die ganz dazu geschaffen ist, um den spröden Berliner Sand jedem Vorübergehenden in die Augen zu werfen. Wenn wir auch die Frauen für Diamanten, für Kohlenstoff halten, an dem man in der angenehmsten Weise schmelzen kann, so gleichen sie doch darin nicht den Diamanten, daß sie nur in ihrem eigenen Staube geschliffen werden können. Im Gegentheil, die Krinoline's lassen eine Staubwolke zurück, die für ihre

Trägerinnen ebenso schädlich ist, wie für ihre Verehrer. Das Besprengen von innen auf dem Umweg des Magens, etwa mit kohlensaurem Wasser, hilft nur indirekt gegen diese Stadtplagen und ist für die ärmere Klasse ein Opfer. Wie sehr die Augen und die Lungen darunter leiden, durch das Einathmen dieser Sandtheile, wird Niemand leugnen können, und das kluge Berlin, das sich ruhig so viel Sand in die Augen streuen läßt, wird bald wegen dieses grauen Firniß die Stadt der grauen Theorie heißen, in der des Lebens grüner Baum wegen Nahrungsmangel abstirbt. Man betrachte nur die wenigen Bäume innerhalb der Stadt, die bald ihren wenigen Schmuck verloren haben und im Frühling dahinsiechen. Und je mehr der Verkehr steigt, je mehr die Menschen ausgehen, desto mehr gehen die Bäume aus, die wie der Hirsch nach frischem Wasser schreien. Wir werden bald ein treues Bild der glänzenden Stadt Palmyra haben, wo mitten in der baumlosen Wüste die großartigsten Gebäude sich erhoben.

Alle diese Uebelstände, die für Körper und Geist gleich unerträglich sind, lassen sich aber beseitigen, wenn nur jeder Einwohner sich zu einem kleinen Beitrag an die Wasserleitungsgesellschaft entschließt. Namentlich sollten die Ladeninhaber den Schaden berechnen, den die Staubwolken ihren ausgestellten Artikeln, die als Lockvögel dienen sollen, verursachen und mit Freuden in die Tasche greifen, um diesen lästigen Feind zu verbannen. Wenn reiche Hausbesitzer so egoistisch sind, daß sie bei einem gemeinnützigen Unternehmen, von dem Alle Nutzen ziehen, ihren Beitrag verweigern unter dem nichtigen Vorwand, daß sie im Sommer auf dem Lande wohnen, wie dies geschehen, so sollte man die Namen dieser Peiniger ihrer Mitbürger veröffentlichen und der allgemeinen Verachtung preisgeben.

Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß der benetzende Wasserstrahl eine Quelle und ein Ausfluß des Bürgersinnes werde und vertrauen dem gesunden Sinne der Mehrzahl, der seine gesunden Sinne konserviren will. Geschieht dies aber nicht, so wird die nächste Aushebung noch traurigere Resultate liefern, und aus Augen-, Lungenkranken und Pygmäen wird das Berliner Kontingent bestehen, das bei einer Besichtigung nach der Größe der — blauen Brillen aufgestellt werden muß. Die Straßen werden mitten im Frieden ambulanten Lazarethen gleichen und die degenerirten Berliner weiter nichts sein, als abschreckende Beispiele von den entsetzlichen Folgen, die die Wasserscheu auch bei Menschen herbeiführt. Kömmt dann ein historisches Ereigniß, wo sich die Hauptstadt wie ein Mann erheben soll, dann wird der Geist Schiller's, auch wenn seine Statue bis dahin noch nicht vollendet ist, die klagenden Worte des Zornes wiederholen:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Bilder aus der Gegenwart.

Als Diogenes zu Megara die Menschen in Lumpen gehüllt sah, während die Schafe in den reichsten wollenen Kleidern promenirten, da rief er aus: „in Megara ist es besser ein Schaf als ein Mensch zu sein." Da jetzt im gebildeten Europa die löbliche Einrichtung getroffen ist, daß die Schafe geschoren werden und die Menschen, als Ritter des goldnen Vließes, im Schafskleide einhergehen, so kann, namentlich zur Zeit des Wollmarkts, kein cynischer Denker es behaupten, daß bei uns die Thiere, denen das Fell über die Ohren gezogen wird, ein besseres Schicksal hätten als die Menschen. Wäre dies der Fall, so hätten wir ein weit traurigeres Loos als die Leute von Megara, da in unserem Vaterlande, in Preußen, wie die Statistik lehrt, grade eben so viel Bewohner wie Schafe vorhanden sind, nämlich 18 Millionen und keiner bei einem Rollenwechsel seinem Schicksal entgehen könnte. Man kann aber hieraus nicht die Folgerung ziehen, daß bei uns die Menschen etwa ungeschoren bleiben und in der Wolle sitzen, wie man zu sagen pflegt; im Gegentheil, jeder Tag zeigt uns auf der einen Seite so viel Elend, Noth und paradiesische Nacktheit und auf der andern Uebermuth, Luxus und Völlerei, daß wir mehr den Typus gebildeter Raubthiere als den lammfrommer Wesen an uns tragen.

Während im Mittelalter die Menschen aus Frömmigkeit gymnastische Uebungen machten und ihre Glieder kasteiten, haben wir es heut zu Tage nicht mehr nöthig in dieser Art unser Müthchen zu kühlen; das Schicksal giebt uns so viel Schläge, daß wir sie nicht freiwillig zu provoziren brauchen und für eine Garibaldi'sche Riesenarbeit ist nicht Jeder geschaffen. Indeß Garibaldi dem Sprüchwort folgt, den graden Weg für den besten hält und muthig auf die Insel der Unglücklichen lossteuerte, um den Fluch der Leiden von ihr zu nehmen, drücken und winden wir uns herum, um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen und die Demuth wird, wie dies selbst England beweist, eine Nationaltugend des Weltbürgers. Dennoch aber giebt es viele Personen, die das Märtyrerthum lieben und mit Aufopferung bereitwillig ihre Haut zu Markte tragen. Sie setzen gern ihren Kopf zum Pfande ein, ja oft lassen sie sich alle Glieder abnehmen, ohne sich dabei chloroformiren zu lassen. Zur Zeit des Wollmarkts, wo der Menschenstrom der ländlichen Grundbesitzer so stark ist, ist die Zahl dieser Märtyrer bedeutend gewachsen und fast an allen Straßenecken sehen wir Männer mit und ohne Kreuze, die sich freiwillig an's Kreuz schlagen und aufknüpfen lassen. Ein Gang durch die belebtesten Viertel der Stadt bringt uns mit diesen Märtyrern immer in Verbindung; wie geisterhafte Schatten und doch in Reih und Glied aufgestellt, stieren sie uns an, und ihr strenges Antlitz offenbart, daß sie sich mit kaltem Blute im Interesse ihrer Familie oder des Jahrhunderts opfern ließen. Während wir sonst sogenannte Eckensteher hatten, die nur für Geld Märtyrer waren und die Lasten ihrer Mitbürger auf ihre Schulter nahmen, während diese Kavaliere in einer harmlosen Zeit eine volksthümliche Literatur hervorriefen, sehen wir jetzt ganz andre Beispiele der Selbst-

verleugnung und finden ganze Schaaren von Herren und Damen, die sich in effigie an der Straßenecke nicht weit vom Laternenpfahl aufhängen lassen, und fern von menschlicher Eitelkeit und Gewinnsucht weiter nichts sein wollen als — Kunstproben. Sein Antlitz, seine Züge den Vorübergehenden preisgeben, sich selbst auf den Moquirstuhl im Interesse der Kunst zu setzen, sich der Welt ohne Retouche zu zeigen und jede Maske von der Larve fallen zu lassen, welcher Grad von Selbstverleugnung gehört zu diesem Beginnen und wo hat eine frühere Zeit ähnliche Thaten der Opferfreudigkeit aufzuweisen?

Wir sprechen hier nicht von den berühmten Personen, die unter dem Steindruck seufzen und manchmal ihre Glieder tausendmal abziehen lassen, da jede Krone auch ihre Dornen hat, wir meinen hier friedliche Bürger, Familienväter, ältere und junge Damen, Säuglinge, hoffnungsvolle Unteroffiziere, Militairs aus tropischen Ländern, die ihr Spiegelbild auf Papier fixiren lassen und dann, als Empfehlungskarte an der Ecke, der heißen Sonne ebenso ausgesetzt sind, wie der kalten Kritik. Indem uns unwillkürlich die Neugierde einen Blick auf diese menschlichen Ausstellungsgegenstände, diese Bilder aus der Gegenwart, werfen läßt, belauschen wir manchmal die interessantesten Gespräche. „Die kennen Sie doch auch" sagte ein Elegant zum andern, „dies Trotzköpfchen, nein sie ist zum Sprechen, sie ist fast zum Widersprechen ähnlich." „Und wie unschuldig sie aussieht," erwidert der Andre, indem er seinen Nasenkneifer tief in die Augen drückt, „so gut hat sie noch nie im Korps ihre Rolle als fliegender Engel der Unschuld gespielt wie hier, wo sie fast unwillig zu werden scheint, wenn man sie ansieht." Aber man soll nie auf der Straße mit seinen Aeußerungen zu laut sein und nie auf

Damen mit Fingern zeigen. Jene Worte sind von einem aufrichtigen Verehrer der Dame, der ihre Vergangenheit nicht zu kennen scheint, gehört worden, er wendet sich zu den beiden vorlauten Roués und stößt mit lauter Stimme die beleidigenden Interjektionen „unpassende dumme Bemerkungen" aus. Ein Kreuzfeuer von Blicken begegnet jetzt dem kühnen Ritter der Unschuld, von Blicken, die alle zu sagen scheinen: „Was wollen Sie damit sagen?" Glücklicher Weise nimmt sich der Himmel, dem ein Sünder lieber ist, als hundert Gerechte, der gekränkten Jungfrau an; ein starker Gewitterregen schneidet alle weitern Randglossen ab und die kalten Tropfen kühlen die erhitzten Gemüther.

Oft sehen wir auch Modelle männlicher Schönheit, die die treffende Kunst des Photographen an malerischen Stellungen, Attitüden und bedeutungsvollem Augenblinzeln zeigen. Häufig ist das der Photograph selbst oder sein erster Gehülfe, den wir in einer Reihenfolge mimischer Verwandlungen erblicken. Manchmal sitzt er da, melancholisch wie Napoleon auf St. Helena, als ob er eine Krone verloren, dann wieder nachdenkend den Finger an den Mund gelegt mit gerunzelter Stirn, endlich als heiterer kontemplativer Orientale einen Tschibuk rauchend. Immer dasselbe ehrliche Gesicht, das dich anblickt, nur manchmal mehr oder weniger von der Sonne ausgebleicht.

Die Rolle des Photographen, sein eigenes Modell zu sein, übernehmen auch häufig sogenannte denkende Künstler, d. h. solche, die es in Gedanken sind. Junge Mimen, denen die Mitwelt keine Kränze flicht, die sich aber schnell einen Namen machen wollen, lassen sich an der Straßenecke aushängen und zeigen ihre Vielseitigkeit in der Auswahl reich gestickter Kostüme oder charakteristischer idealer Verrenkungen. Auch junge Künstlerinnen, die eben erst als Mädchen aus

der Fremde angekommen sind, aber schnell ihre Züge dem Publikum einprägen wollen, lassen sogleich Lichtbilder von sich anfertigen, damit ja ihre Schattenseiten nicht vor dem ersten Debüt bekannt würden. Oft sind dies nur Kopieen früherer Bilder aus der ersten Jugendblüthe, manchmal sogar avant la lettre, ehe sie noch den ersten Liebesbrief empfangen, und wir sind dann erstaunt, diese eingerahmten Kinder im Flügelkleide als alte erfahrungsreiche Burschen vor den Koulissen kennen zu lernen. In anderer Weise zeigt uns die Bildergallerie des Photographen die Vergänglichkeit alles Irdischen. Wir glaubten, daß nach dem staatsmännischen Memoire im Luckauer Kreisblatt der Kopf des Exminister Manteuffel wieder sichtbar würde, aber nein, dieser einst so mächtige Lausitzer ist um keinen Preis mehr feil; er muß schon in die Unterwelt der Trödler gewandert sein und seinen letzten „sauren Gang" angetreten haben.

Wie die Familie, die Kunst, die hervorragenden Erscheinungen der Gegenwart in der Ausstellung des Photographen vertreten sind, so ist es doch vorzugsweise ein Gefühl, das die eigentliche, am reichsten fließende Nahrungsquelle des Atelier ist. Nicht die Liebe ist es, die zu eifersüchtig ist und mit ihrem Abbild geizt, nicht die Eitelkeit, die oft die frappante Treue des Spiegelbildes verschmäht, nein, nur allein die Freundschaft ist es, die in jugendlichen Herzen leicht sich entzündet und in älteren in der Erinnerung fortlebt. Was sonst die Albums, die Stammbücher thaten, die selbst in den Reihen des „gebildeten Hausknechts" zu finden sind, diesen Liebesdienst verrichten heut zu Tage in einer höheren Atmosphäre die photographischen Sammlungen massenhafter Freundeskreise. Aehnlich wie Don Juan das Register seiner Eroberungen entrollt, eben so können wir jetzt durch eigene Anschauung die

Bekanntschaft der Freunde des Hauses machen. Größtentheils sind es die stehenden Freunde, wie sie eben zur Thüre hereintreten, den Hut in der Hand und ihre Visitenkarte abgeben; manchmal aber sind es auch sitzende Grobiane, die nachlässig auf einem Fauteuil hingestreckt, nicht einmal aufstehen, wenn die Dame sie empfängt. Wie interessant ist es, in diesem Album der Freundschaft zu blättern! Kaum hat sich das Blatt gewendet, so ist schon wieder ein anderer Freund an der Reihe und sie vertragen sich untereinander so gut, wie nicht immer im Leben, wo einer hinter dem Rücken des Anderen oft anders erscheint, wie en face. Unsere renommirten Photographen liefern täglich viele Dutzende von Freunden und Freundinnen, die alle das schärffste Spiegelbild der Wirklichkeit sind. Ja die Photographen sind selbst Spezialitäten für bestimmte Klassen der Gesellschaft geworden. Während der Photograph Haase den Hof und die Sterne der Wissenschaft tausendfach verewigt, bearbeitet Lehmann das Ballet und die Oper, Lutze das Wallner=Theater, Schwendy die Künstler, Günther und Graf die Löwen des Salons. Man kann diesen Gesichtern es ansehen, wie sehr sie selbst im kleinsten Format sich getroffen fühlen. Wie viel besser sind wir daran als die Herren zu den Zeiten des Orest und Pylades! Wer einen lockeren Freund aus seinem Bunde verliert, kann ihn schon am nächsten Tage wieder bekommen und schwarz auf weiß nach Hause tragen.

Sollte aber die Photographie nur die Freundschaft, diese ungeflügelte Liebe besiegeln? Sollte sie nicht auch den Amoretten und dem Hymen dienen können? Wir lesen so häufig jetzt in den Zeitungen Heiraths=Annoncen, aber wir können uns von dem Herrn in mittleren Jahren, der auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin

sucht, die von ihren Eltern mehr als ihre Tugenden geerbt hat, wir können uns, sagen wir, von diesem Herrn nie einen recht handgreiflichen Begriff machen. Wäre es nicht weit zweckmäßiger, eine Photographie einzusenden, die, was bei der Ehe so wichtig, den Vorzug der Treue hat? Dabei vielleicht einen Pocken= und Konfirmations=Schein nebst einigen Weisheits=Attesten der höheren Bürgerschule? Eine solche Illustration mit der einfachen Unterschrift „un jeune homme à marier“ wäre weit zweckmäßiger als eine lange Beschreibung, da die Sprache immer zu arm ist, um alle männlichen Vorzüge auszudrücken. Die Thronkandidaten bedienen sich eifrig dieser Mittel und haben den Photographen ihre Kronen zu verdanken. Prinz Georg von Dänemark schickte 100,000 Photographien nach Athen, den Athenern gefiel seine Nase und er wurde König von Griechenland, Prinz Mürat verunglückte mit seiner Larve in Neapel und er verlor ein photographisches Königreich. Wie die Photographie zur Entdeckung der schwärzesten Verbrecher dient, so werden auch die hellsten Geister durch diese Kunst unser täglicher Umgang und der Photograph Schauer macht durch seine meisterhaften Nachbildungen die Meister Raphael, Murillo, Tizian zu einem Gemeingut der ganzen Welt. Im Jahre 1863 zählte Berlin 200 Photographen und mehrere große Fabriken photographischer Apparate, die das Silber in Centnern konsumiren. Den Photographen haben wir es zu verdanken, daß das Eigelb im Preise gefallen und das Eiweiß gestiegen, daß die Schale werthvoller als der Kern wurde.

Wäre die Photographie schon vor Jahrtausenden entdeckt worden, wir wüßten es genau durch Herkulanum und Pompeji, wie der einfache Bürger zu Zeiten der Griechen und Römer ausgesehen hat. So kennen wir nur Götter, Heroen und einige Regenten, indeß der Philister uns gänzlich

verloren gegangen ist. Wir wissen nicht einmal wie das Mittelalter, wie der Mittelschlag des vorigen Jahrhunderts aussah, da nur Personen aus den höheren Ständen sich portraitiren ließen. Die schöne Kunst, die in wenigen Augenblicken das Spiegelbild zu fixiren weiß, und die ihre Kreise immer weiter und weiter ausdehnt, diese so geheimnißvoll malende Sonne, sie hat dafür gesorgt, daß wir alle auf die Nachwelt kommen, daß wir alle unsterblich geworden sind. Was man von Göthe gesagt hat, läßt sich von dieser Kunst mit gleichem Rechte sagen: die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf — die Photographie.

Anarchische Bewegungen.

Die festliche Freude ist jetzt verstummt, der Ernst des Lebens verlangt wieder seine Rechte. Verschwunden sind die flatternden Fahnen, die grünen Kränze, die Laubgewinde, und die Adler, die auf den höchsten Spitzen der Häuser und der Marschallstäbe thronten, sind wieder in ihre Nester zurückgekehrt, und nur ein außergewöhnliches Ereigniß kann sie aus ihrem Winterschlaf stören. Wie der französische Soldat in seinem Tornister, so trägt der deutsche Handwerker in seinem Schurzfell den Marschallstab; das Vertrauen seiner Genossen beruft ihn zum Zugführer und er wird bei einem großartigen städtischen Fest eine obrigkeitliche Person, der die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung anvertraut ist. Wenn dann der Vater der Stadt freiwillig die Kette an seine Brust legt und seine jungfräuliche Tochter im Gewande, weiß wie die Unschuld, prangt, wenn überall fröhliche Gesichter strahlen und aus den Fenstern der Häuser, aus dem Rahmen frischer Kränze ein Kranz frischer Augen hervorleuchtet, wenn aus dem Pflaster Blumen sprießen, zu Ehrenpforten emporwachsen, und jedes Haus, wie ein salutirendes Schiff, eine Flagge aufzieht, dann ist der Bürger und Meister Ceremonien-Meister der Stadt, und ladet seinen königlichen Herrn ein, über das Volk ohne Waffen die Heerschau zu halten, und triumphirend

durch die Reihen zu ziehen, die mit den Emblemen des Friedens geschmückt sind. Die Unterschiede des Standes sind dann verschwunden, vor einer monarchischen Spitze beugen sich die übrigen Spitzen, ein gestickter Kragen hat keine höhern Rechte, jeder Bürger ist eine Schildwache der Ordnung, und hinter der Chaine der Arbeiter fühlt sich Niemand hintenangesetzt.

Aber nur wenige Stunden dauert der glückliche Traum. Der Verkehr öffnet wieder seine Schleusen, der Erwerb fordert seine Rechte, und der arme Fußgänger, der am Festtage die Straße beherrschte, sieht sich auf ein Terrain zurückgeschleudert, wo ihm die traurige Wahl bleibt, entweder in den Laufgraben, der Pferd und Mensch trennt, zu fallen, oder auf einem Trottoir sich zu bewegen, das equilibristische Kunststücke erfordert, falls man permanent darauf bleiben will. Wenn man von der Breite des geebneten Bürgersteigs einen Schluß auf die Breite der bürgerlichen Rechte ziehen darf, von der Größe der Granitplatten auf die Größe der bürgerlichen Freiheit, so merken wir bei jedem Schritt, daß innerhalb der Mauern der Residenz die Freiheit der Bewegung noch nicht garantirt ist, und daß unser Fortschritt nur auf Umwegen und in Schlangenlinien möglich ist. Namentlich in den Tagen, die der Einholung folgten, als noch Tausende von Fremden in den Straßen sich ergingen, konnten wir nur gesenkten Hauptes auf dem Bürgersteig wandeln; wir hörten so viele Verwünschungen nicht über das theure, sondern über das schmale Pflaster, daß der Stolz des Berliners dadurch tief gekränkt wurde. Strebsame patriotische Jünglinge aus Friesak, Trebbin, Luckenwalde, die sonst in ihren Ansprüchen bescheiden sind, die Bewohner jener Städte, in denen ein Aufenthalt von drei Minuten dem Reisenden, zur Erholung der Lokomotive, gestattet ist,

ganze Familien aus kleinen romantischen Flecken, die selbst ein „Bädeker" noch nicht durchforscht hat, rüstige Landwirthe vom platten Lande, die sonst ihre Glieder nach jeder Richtung zu strecken gewohnt sind, sie verurtheilten einstimmig jene magern Granitstreifen, die den einfachen Menschen, der den geraden Weg liebt, zur Verzweiflung bringen können. Namentlich war die Friedrichsstraße in jenen geräuschvollen Tagen eine Klippe, die für den bescheidenen Fußgänger schwer zu überwinden war. „Immer rechts" hieß zwar die Parole, aber der Unglückliche, der unter allen Umständen dem Feldgeschrei folgen wollte, gerieth leicht mit dem einen Fuß in den Abgrund jener Gewässer, in denen kein Narziß sich spiegeln kann, während der andre Fuß „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe" noch auf der Höhe des Tages sich befand. In dieser eben so traurigen wie gespreizten Situation fanden wir einen korpulenten Gutsbesitzer, der, im Gewühl von seiner treuen Ehehälfte getrennt, ein Spielball des Menschenstroms geworden, und nun ganz die Fährte verloren hatte. Menschenfreundliche Theilnahme an seiner Lage, die dem Koloß von Rhodus ähnlich war, bewog uns ihm zu helfen; die Schweißtropfen des Vergnügens standen dem Unglücklichen, wie große Perlen auf der Stirn, und er war froh, durch unsere Hülfe wieder in den Besitz des einen, auf hohem Niveau befindlichen Fußes zu gelangen, der ihm fast wie seine Gattin abhanden gekommen war, so daß neben dem gebrochenen Herzen des Verlassenen noch die Perspektive eines gebrochenen Fußes sich öffnete. Wir nahmen den erhitzten Landmann in eine Seitenstraße, griffen ihm unter die Arme, brachten seine Glieder wieder in Ordnnng, aber kaum fühlte er sich seines Körpers und Geistes wiedr mächtig, kaum waren die „disjecta membra" wieder zusammengefügt, als er nach kurzen

Dankesworten in eine Fluth von Verwünschungen ausbrach über dies armselige Berlin, das eine Residenz sein wolle, und solches Pflaster habe, über das aufgeklärte, freisinnige Berlin, das einen solchen Bürgersteig seinen Bürgern einräume, über die Väter der Stadt, die ihre Kinder auf den schlüpfrigsten Boden führen, und über die Barbarei eines Trottoirs, das zu dem Umfang einer Standesperson in gar keinem Verhältniß stände.

Wir mußten dem erhitzten Landmann leider Recht geben, so groß auch der sittliche Konflikt war, in den unser Patriotismus, der noch auf der Höhe der Einholung stand, dadurch gebracht wurde. In welcher gebildeten Stadt, sagte der Gutsbesitzer, findet man so mangelhafte Einrichtungen? Ein abschüssig gelegtes kaum zwei Fuß breites Trottoir, von den spitzesten Feldsteinen begrenzt, und dann einen tiefen Graben, der mit Wassern angefüllt ist, über denen der Geist Gottes nicht schwebt? In Wien, London, Paris nimmt die Granitplatte oder das Asphaltpflaster den ganzen Bürgersteig ein, so daß die Menschenmenge sich gleichmäßig vertheilt, während in der Metropole der Intelligenz die Fußgänger auf dem schmalen Streifen entweder zum Gänsemarsch sich bequemen müssen, oder fortwährend ausweichend, in die gefährlichste Situation gerathen können. Mit der Demuth eines Urwählers nahmen wir diese Belehrung von dem pommerschen Gutsbesitzer hin, aber, fügten wir zum Abschied hinzu: es giebt doch noch eine berühmte Stadt, die Stadt, die jetzt Europa in fortwährender Aufregung erhält, die Stadt, der die Welt ihre Civilisation zu verdanken hat, und die, was das Pflaster betrifft, würdig dem Athen an der Spree zur Seite steht. Das ist das klassische Rom, die Stadt der sieben Hügel, wo auch das Pflaster, wenn es nicht aus den Zeiten des Cäsar und Augustus stammt, eine

Kette von Hügeln ist, die der leichtbeschwingten Sohle die empfindlichsten Wunden beibringen. Der heilige Vater weiß noch nicht, wohin er sich bei der nächsten Katastrophe wenden soll. Er vertausche die Ufer der Tiber mit der Spree, und er wird hier denselben gepflasterten Boden wiederfinden, den er in Rom verlassen hat, und wenn er den Blick in einer schwachen Stunde zur Erde wendet, und nicht besonders erleuchtet ist, wird er den spanischen Platz und den Alexander-Platz kaum unterscheiden können. Das ist der Gewinn, den wir aus dem Boden ziehen: die täuschende Aehnlichkeit mit der Wiege der Cultur. Was den Stein des Anstoßes betrifft, sind wir klassisch, nur die Laufgräben, die den Fahrdamm begrenzen, sind unser eignes Produkt; sie sind nicht innerhalb des römischen Weichbildes zu finden, nur die pontinischen Sümpfe athmen im Hochsommer einen Duft, der den unbedeckten, verstopften Kloaken der Residenz einigermaßen ähnlich ist.

Wenn auch die körperlichen Gefahren nicht immer so groß sind, wie wir sie eben bei jenem unglücklichen Landmann geschildert haben, so giebt es doch in Folge dieser mangelhaften Einrichtungen kleine Leiden des menschlichen Lebens, die nervöse, zarte Naturen im höchsten Grade aufregen können. Wer mehr als fünf Fuß hoch ist und in contemplativer Weise flaniren will, riskirt häufig einen Zusammenstoß, der ohne einen empfindlichen Fußtritt nicht abläuft. Wenn dann selbst die höflichsten Entschuldigungen im Vorübergehen gestottert werden, was auch nicht immer der Fall ist, so ist doch der Eindruck ein so tiefer, daß wir ihn vom Kopf bis zur Zehe empfinden und kein Wort ihn mindern kann. Es kommt noch dazu, daß das Piedestal des Berliners ein sehr empfindliches ist, das häufig mit Reliefs bedeckt ist, die von der Unwegsamkeit der Straße herrühren.

Nichts schmerzt aber mehr als alte Wunden aufzureißen, und ein lebhaftes Temperament kann in solchen Fällen, gleich einem revolutionairen Individuum, das Pflaster aufreißen, nur um seinen Schmerzen und seiner Wuth Luft zu machen. Während man in Paris selbst für die Pferde chaussirte Wege schafft, damit sie auf dem Parquet des Macadam nie die Qualen ihres Berufs kennen lernen, sondern nur adamitische Freuden genießen, müssen bei uns, wo die Oberfläche der Erde am flachsten ist, die Wege so beschaffen sein, daß sie nur auf Umwegen zu passiren sind. Cäsar schrieb, als er die Höhen und Abgründe der Alpen passirte, eine gramatische Schrift: de analogia; wo ist der Cäsar, der bei uns auf ebnem Boden zu solcher Höhe sich emporschwingen, und die Gefahren, die von allen Seiten drohen, vergessen könnte? Deshalb mußte in Berlin ein kluger politischer Kopf, wie jener zünftige Meister, zu einer so hohen Bedeutung gelangen, weil er durch den Import starker Kalauer Stiefel die mit Rindsleder bekleideten Füße vor Schmerzen schützt, und so die Köpfe frei macht. Die philosophische Stadt, die früher dem Pantheismus, der in der grauen Thorie sich bewegt, ihre Huldigungen darbrachte, hat jetzt dem Panseismus, der frisch vom Leder zieht, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Es „heftet sich an seine Sohlen das furchtbare Geschlecht der Nacht."

Wie immer Geist und Körper unzertrennlich ist, und ein Dualismus nicht statthaft, so sind auch sittliche Schäden da nicht zu vermeiden, wo das leibliche Wohlsein so wenig beachtet wird. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sagt die Schrift, aber das Berliner Trottoir, auf dem nur Ankündigungen von Delikatessen zu lesen sind, führt eine andere Sprache, und reißt den Mann von seiner Gattin, den Freund vom Freunde, das Kind von der Mutter los.

Das Trottoir ist so schmal, daß zwei Wesen, mögen sie auch sonst in einander aufgehen, hier nicht zusammen gehen können. Die heiligsten Bande werden gelockert, und die Ehefrau, der ihre männliche Begleitung nur auf dem Fuße folgen kann, erscheint auf den ersten Anblick wie eine emancipirte Dame, die von jedem Schutz sich losgesagt hat. Welche Mißverständnisse hierdurch herbeigeführt werden können, brauchen wir nicht zu schildern, oft sind sie kaum mehr gut zu machen, da die böswillige Verläumdung aus der Mücke einen Elephanten macht, der den weiblichen Ruf, das höchste Kleinod der Frau, mit seinem breiten Piedestal zertritt. Seitdem die Dienstmänner sich mit der Fruchtbarkeit der Kaninchen vermehren, und einen großen Raum des Bürgersteigs okkupiren, selbst reservirte Plätze einnehmen, ist die Passage in der Friedrichs- und Leipziger Straße nur noch schwieriger; auf der einen Seite die Blouse, auf der andern die Krinoline: das sind die Pässe der Thermopylen, zu deren schneller Ueberwindung die Todesverachtung eines Leonidas gehört. Ein Gang mit einer Dame am Arm auf dem Plateau des Trottoirs ist in diesen Gegenden nur ein schöner Traum; immer durch unsanfte Geister aus dem Traume gerissen, verzichten wir endlich auf einen graden, ehrlichen Fortschritt, und suchen in anarchischen Bewegungen mit Hülfe gymnastischer und strategischer Künste unser Ziel zu erreichen.

Von einem Flaniren, diesem süßen sich Ergehen, dieser anmuthigen Kunst des Parisers, kann bei der gegenwärtigen Beschaffenheit des Pflasters in Berlin keine Rede sein. Wer es versuchen wollte, hier diese Kunst, mitten in den Wogen des Lebens doch niemals Schiffbruch zu leiden, mit allen Kräften einzuführen, der würde bald verzagen, selbst wenn er die Kraft eines Achilles besäße, denn auch dieser war an der Ferse verwundbar. Und doch sollen wir von Berlin

aus moralische Eroberungen machen, von hier, wo wir in jedem Augenblick den Schwerpunkt verlieren! Diese anarchischen Bewegungen, diese unfreiwilligen Angriffe auf das Gleichgewicht, diese zarten Quetschungen, diese tiefgefühlten Kontusionen, die selbst den Damenmantel durchbohren, sind der ersten deutschen Stadt nicht würdig. Aus einem vernunftwidrigen Straßenbau hervorgegangen, können diese Schäden nur durch rationelle Steinsetzer geheilt werden, die der logischen Zunft angehören. Denn peccatur intra et extra muros, und die Anarchie ist nur radikal zu heilen, indem man sich nicht „Immer rechts“ zuruft, sondern indem man dem Volke die Möglichkeit giebt, ohne Gefahr immer rechts zu gehen. Jeder andere Weg ist ein „Verlorener Weg,“ über den so viele Klagen in den Zeitungen geführt werden. Wie einst der preußische Herrscher die Souverainetät auf einen „rocher de bronze“ gegründet hat, so müssen jetzt, bei der Theilung der Gewalten, die Granitplatten so breit werden, wie die bürgerlichen Rechte. Louis Napoleon machte die Pariser zu einem konservativen Völkchen, indem er ihnen ein Pflaster auf den Mund und ein noch festeres auf die Straße drückte, und Deukalion, einer der bewährtesten Mineralogen seiner Zeit, schuf sogar aus gut sortirten Steinen ein neues, anständiges Menschengeschlecht.

Ein Völkerkongreß.

Der wunderschöne Monat Mai, der die Erde regelmäßig mit einem reich gestickten Kleide beschenkt, hat immer so berauschend auf Tausende von Menschen gewirkt, daß manchem der Verstand stille steht. Seit der Zeit der Eisenbahnen ist in Berlin, Paris, Wien, in ganz Europa eine Reisewuth ausgebrochen, die an die Zeiten der Völkerwanderung erinnert, ein Wohnungswechsel in so massenhafter Weise, daß die schlausten Kontrakte dadurch vereitelt werden, eine Mobilmachung, unter der alle Immobilien zu leiden haben. Wenn das nicht eine Zeit des rapiden Fortschritts ist, so giebt es keinen Fortschritt mehr. Ganze Schaaren von Franzosen kletterten „im Interesse der Civilisation und Humanität" vor wenigen Jahren über die schneebedeckten Gipfel der Alpen, aber wenn man einen aus dieser Straßenreinigungs-Kolonne nach dem Grunde fragen würde, warum er bei diesem stürmischen Wetter nicht lieber zu Hause geblieben; die Antwort würde ihm schwer werden. Denkende Wesen aus Oesterreich, in Röcken so weiß wie die Unschuld, kommen ihnen entgegen, und marschiren in Reihe und Glied bis dahin, wo die Welt mit gezogenen und ungezogenen Kanonen vernagelt ist. Seitdem die Zusammenkunft der Machthaber sich zerschlagen hat, soll der Zusammenstoß der Völker den Knoten zerhauen. Wäre es aber nicht besser

und vernünftiger, dem Kriegsfürsten persönlich diese Rolle zu übertragen, nachdem ein Kaiser, wie er behauptet, zur Förderung der von ihm vernichteten Freiheit das Zeichen zum Waffentanz gegeben hat. Weshalb sollen zwei den Krieg beschließen, und Millionen, die am Beschlusse nicht Theil genommen, ihn ausführen? Wäre es nicht besser, daß Millionen den Krieg beschließen und zwei ihn ausführen? Nachdem Jahrtausende lang die Menschheit für die freie Entschließung des Individuums, für das Recht der Persönlichkeit gekämpft hat, wirft ein Krieg alle Lehren unserer Weisen über den Haufen. Schon die Sprache zeigt, wie sehr die blutige Entscheidung alle Errungenschaften der Bildung und Gesittung vernichtet. Wir sagen ganz gedankenlos, und in jeder Zeitung ist es gedruckt zu finden: Frankreich schickt „hunderttausend Mann" nach Italien, ohne nur zu ahnen, daß diese wenigen Worte die Barbarei zeigen, in die wir gerathen sind. „Hunderttausend Mann" ist eine gedankenlose Masse, über die der Selbstherrscher an der Seine blindlings verfügt, Hunderttausend Männer, wie wir eigentlich sagen müßten, ließen sich nicht so leicht über die Grenzen schicken, um die Freiheit zu bringen, die sie selbst nicht haben. Denn nur ein Schelm verspricht mehr, als er hat. Unsere Frauen, die sich so oft über die tyrannische Herrschaft der Männer beklagen, müssen jetzt einsehen, wieviel höher sie stehen, und sollten Charpie zupfen, um ihren hohen Rang zu behaupten. Die Frauen, die das Regiment haben, können noch zwischen Singular und Plural wählen, die Männer, die im Regiment sind, zählen nur noch als Körperschaft und haben den Plural und die Köpfe verloren.

„Kein Mensch muß müssen", sagt der weise Nathan im tiefsten Frieden einer Theater-Vorstellung. Auf dem

Kriegs-Theater hört der kategorische Imperativ des Einzelnen auf, und der des Imperators tritt an seine Stelle. Unsre weisen Nathans an der Börse, die sonst auf ihre selbstständige Spekulation, auf ihre freie Arbitrage so stolz waren, sind seit der berühmten Neujahr-Gratulation ganz der Willkür des Machthabers preisgegeben. Wie der unglückliche korinthische König Sisyphus bemühen sie sich, den herabrollenden Fels aufwärts zu wälzen, aber vergebens. Unter seiner Last fallen Millionen von Oestreichern und Franzosen, noch ehe die Schlacht begonnen, und in Hütten und Paläste zieht die Trauer ein. Schon sieht die Industrie ihre Flügel gelähmt, das Handwerk verliert seinen goldenen Boden, die Künste des Friedens ruhen und nur noch die Vervollkommnung der Mordwerkzeuge beschäftigt wenige Hände. Das haben wir „dem Retter der Gesellschaft" zu verdanken, den die Fürsten der Börse und des Besitzes nicht genug preisen konnten, als er einst am zweiten Dezember kurz vor Jahresabschluß seine heiligsten Schwüre brach. Was er damals seine Lobredner und Satelliten gewinnen ließ, das müssen sie jetzt wieder verlieren und es wäre dies kein Uebel, wenn nur nicht so viele Unschuldige mit in das Verderben gezogen würden. Die Solidarität der Interessen in Europa hat durch die gesteigerte Kommunikation und die industrielle Verbindung aller Länder eine so hohe Stufe erreicht, daß der einfachste Handwerker und Tagelöhner von den Beschlüssen der Kabinette abhängt. Kabinette, die ganz außer Connex mit dem Volke stehen und selbst von der Presse nichts hören wollen, sind daher in der Gegenwart eine Anomalie, selbst wenn sie das allgemeine Stimmrecht auf ihre Fahne geschrieben haben. In einem Kongreß der Zukunft müßten daher nicht blos die Fürsten, sondern die Völker vertreten sein und es würden Beschlüsse zu Tage

kommen, die es beweisen, daß trotz aller Kanonen und Bayonette die Humanität und die Gesittung so weit vorgeschritten sind, daß kein Volk mehr das andere allein aus Nationalhaß befeindet. Die Franzosen und die Engländer sind durch Stammeseigenthümlichkeit so verschieden, wie wenig andere Nationen, es ist nicht dasselbe Fluidum, das durch die Adern beider Völker fließt, aber seitdem man den Kanal in anderthalb Stunden überschreiten kann, und London und Paris täglich einen Theil ihrer Bevölkerung austauschen, schleifen die Unterschiede der Race sich mehr und mehr ab und der englische Konsument ist ebenso beliebt wie der französische. Nach dem Orsini'schen Attentat wollte Louis Napoleon durch verschärfte Paßgesetze sein Land gegen das reisende Inselvolk abschließen, aber sein Absolutismus scheiterte an dieser Aufgabe; die Kontinentalsperre, die noch sein großer Onkel durchführen konnte, war unmöglich und die Küsten mußten sich wieder den englischen Schiffen öffnen. Was die Kultur und Humanität nicht vermag, das thut die Gewinnsucht, und die Gewinnsucht der Franzosen ist noch größer, als ihre Nationaleitelkeit. Auf der Bahn von Wien nach Triest, die ein Eigenthum französischer Spekulanten ist, beförderten Franzosen die Truppen Oesterreichs, die ihren eigenen Brüdern das Lebenslicht ausblasen sollen. Kann da noch von nationalem Sinn die Rede sein, wo die allgemeine Menschenliebe im Interesse der Dividende fast bis zum Selbstmord sich erhoben hat? Louis Napoleon hat die Nation so gedemüthigt, indem er die niedrigsten Hebel ansetzt, daß die edleren Keime, wodurch sie sonst ihren Nachbaren gefährlich schienen, fast ganz erstickt sind. Die Sonnenseite der Phantasie ist dahin und die Wetterseite der Wirklichkeit hat die Herzen erkältet. Vor einigen Jahren sagte der Kaiser in Kompiegne zu dem Schriftsteller Jüles

Sandeau: „Die Literatur sinkt mehr und mehr; Ich möchte, daß die Literatur unter meiner Regierung ebenso blühe, wie Handel und Industrie, die den schönsten Wetteifer entfalten. Sagen Sie mir die Mittel.“ Mr. Sandeau war betroffen, schwieg und versprach dem Kaiser ein Memoire über diesen Gegenstand auszuarbeiten, von dem aber bis heute noch nichts verlautet hat.

Nachdem Frankreich nun todt gemacht war und nur noch die Lobgesänge der kaiserlichen Stimme ertönen durften, mußte die Literatur Gebiete aufsuchen, die von der polizeilichen Ueberwachung nichts zu fürchten hatten. Die Literatur wanderte aus und die Emigranten sammelten jenseits der Grenzen die schönsten Früchte des deutschen Geistes, von denen die Franzosen bisher keine Ahnung hatten. Der Respect vor dem deutschen Geiste, vor der Tiefe seiner Anschauungen, vor dem kühnen Schwung seiner Ideen ist nie so groß gewesen, wie gegenwärtig in Frankreich; in zahlreichen Uebersetzungen und Bearbeitungen kursiren unsere philosophischen Schriften und man sucht den Verlust der wirklichen Freiheit in den Untersuchungen über „die wahre Freiheit“ zu vergessen. Die Franzosen werden es Louis Napoleon zu verdanken haben, daß sie ein gebildetes Volk „mit Metaphysik“ geworden sind, obgleich der Kaiser gewiß dieses Resultat seines Regierungssystems nicht voraussah. Erst mit der einbrechenden Dämmerung beginnt die Eule der Minerva ihren Flug. Während die Germanen, das Volk des nüchternen Denkens, einen kalten Kopf und ein warmes Herz besitzen, haben die Gallier, das Volk des flüchtigen Enthusiasmus, die umgekehrten Eigenschaften von der Natur erhalten. Durch die neuste Wendung ihrer Schicksale und durch die kalten Umschläge der Philosophie, ist aber auch bei den Franzosen die heiße Temperatur des Kopfes

gesunken, und sie sehen jetzt mit Ruhe ein, daß sie nicht mehr die erste Nation sind, sondern alle Nationen ihre bestimmten specifischen Vorzüge haben. Unter Ludwig XIV. konnte noch ein Jesuit die Frage aufwerfen und sie in einem besonderen Werke vereinen: ob denn die Deutschen auch Menschen seien? und ein halbes Jahrhundert später als Cüstine Mainz erobert hatte, wünschte die Mainzer Kaufmannschaft die monarchische Konstitution und sagte wörtlich in der betreffenden Adresse: „wir bewundern die Größe der Franzosen, ohne selbige erreichen zu können; das Phlegma, welches uns die Natur auferlegt hat und unsere Lage, geben uns nicht die Kraft, ihnen nachzuahmen." Heut zu Tage sind, Gott sei Dank, durch die Macht der Verhältnisse der Mainzer sowohl, wie die übrigen Deutschen von dieser Nachahmungssucht befreit. Namentlich besitzen die Mainzer alles, was ein Kosmopolit nnr verlangen kann und stehen in dieser Beziehung einzig in der Welt da. Die Sprache in Mainz ist deutsch, das Gesetz französisch, die Regierung hessen-darmstädtisch, das Gouvernement österreichisch, die Kommandantur preußisch, die Garnison zum Theil italienisch, die Post thurn und taxisch, die Gasanstalt badisch, der Telegraph bairisch. Welche Stadt kann sich noch einer so kühnen Amalgamirung rühmen? Zu einem Völkerkongreß, der aus frei gewählten Vertretern hervorgegangen, sind daher die Nationen, die alle durch die gegenseitige Reibung des lebhaften Verkehrs ihre Härten verloren haben, weit fähiger als früher; bei einem Kongreß, der unter dem Schutz aller Völker tagen müßte, würde es sich gleich herausstellen, in welchem Lande Volk und Regierung in einem drohenden Zwiespalt begriffen sind. Wenn ein Volk dem andern Kredit giebt, müßten die Kreditoren auch etwas mitzureden haben und die Besitzer der östreichischen National-

Anleihe und der französischen Rente, die ihr Geld in die Waagschale gelegt, müßten zu Rathe gezogen werden, sobald diese Waagschale durch die Verwandlung des Geldes in unproduktives Eisen, zu sinken beginnt. Die heilige Allianz der Fürsten ist jetzt zersprengt, aber die heilige Allianz der Völker könnte ihr wieder ein neues und gesunderes Leben einhauchen. Kabinetskriege, wie der mexikanische, die Tausende von Menschen der Willkür eines Einzelnen opfern, widersprechen der Kultur des Zeitalters. Oder sollten etwa die Zeiten wieder erneuert werden, wo Xerxes Griechenland mit Krieg überzog, weil er gern attische Feigen aß? Die Ohrfeige, die Xerxes statt der Feige erhielt, sollte endlich ein warnendes Exempel sein. Ein Völkerkongreß würde jeden Kabinetskrieg schon in der Geburt ersticken und sich nie mit Palliativmitteln begnügen wie der letzte Pariser Kongreß. Die böse That kann fortzeugend nur Böses gebären, und der Krieg gegen Dänemark war nur populair, weil er kein Kabinetskrieg war.

Wir hatten Versammlungen von Aerzten, Naturforschern, Landwirthen, Statistikern, nur die wichtigsten Fragen, die politischen, sind noch nie einem Völkerkongreß unterworfen worden. Die Diplomaten sind überwunden und ihre Vermittlungsversuche scheiterten, weil sie nur in den Momenten auftauchen, wo die Noth am größten ist. Das diplomatische Geheimniß verbindet den Völkern die Augen, wie der Henker dem Missethäter, und macht die Sprache, dieses Privilegium des Menschen, zu einer verzerrten Maske der Gedanken. Auf einem Areopagus der Völker, den einst die Pariser Weltausstellung im Bereiche der Industrie anbahnte, würde es in der ersten Sitzung sich zeigen, daß alle Völker, durch das Weltbürgerthum vereinigt, nur den Künsten des Friedens hul-

digen wollen. Eine so weise Kosmopolitik wandelt nicht über Leichen, sie vernichtet den Krieg, indem sie ihn mit dem Namen eines Bürgerkrieges brandmarkt. So schützte Minerva, die Göttin der Weisheit, den Olymp vor den zerstörenden Giganten.

Die Wahrheit auf dem Katheder.

Ulrich von Hutten, dieser unermüdliche Kämpfer für Gedanken= und Gewissensfreiheit, der sein ganzes Leben auf der Bresche zubrachte und in seinem Wirken nie erlahmte, ruft einmal aus: „O Jahrhundert, die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“ An diesen Ausspruch dieses edlen Ritters vom Geiste wurden wir erinnert, als wir an einem Wintertage in die Vorhalle der Berliner Universität traten und einen großen Theil der studirenden Jugend nach jenem auf dem äußersten Flügel gelegenen Auditorium eilen sahen, das der Wißbegierde den größten Spielraum darbietet, indem es die meisten Zuhörer faßt. Zwischen 5 und 6 Uhr wird hier kein Brodstudium getrieben, es lehrt hier kein Professor, dessen Kolleg nothwendig belegt sein muß, es lehrt hier kein Examinator, dessen Gunst nicht zu verscherzen ist, es zeigt hier kein Naturkundiger interessante Experimente, wohl aber steht hier ein Mann auf dem Katheder, der mit der einschneidendsten Schärfe des Gedankens die höchste Begeisterung vereint und, selbst von ihr getragen, sie den Herzen der lauschenden Jugend mitzutheilen weiß. Jener Mann mit den fein und scharf geschnittenen Zügen, dem anspruchslosen, freundlichen Blick, dem schlicht in die Stirn herabfallenden dunklen Haar, der eben den Spazierstock, den er neben sich setzt, mit einem

zusammen gerollten Kollegienheft vertauscht, das ist der berühmte Verfasser des Leben York's, das ist der Geschichtschreiber der Freiheitskriege, das ist Gustav Droysen, der die Intriguen der Nachfolger des großen Alexander eben so gut kennt, wie die der Nachfolger des großen Napoleon. Sein Wort läßt die Geister erwachen, die Studien blühen!

Und heut enthüllt er uns grade das Bild, zu dem die deutschen Universitäten den Saft ihrer Nerven und das Blut ihrer Herzen hingaben. Denn es waren nicht die Schlechtesten, die einst so schöner Hoffnungen voll waren. Nicht die Schlechtesten waren es die glaubten, daß, nachdem im Namen der Freiheit der Erbfeind auf den Feldern von Belle-Alliance niedergeworfen, nachdem die Fürsten eine heilige Allianz unter sich geschlossen, nun auch die Fürsten eine heilige Allianz mit dem Volke schließen würden, und das auferstandene Deutschland wirklich eine einheitliche, selbstständige, unabhängige Nation umfassen würde. Für diesen Glauben fielen unzählige von Opfern, die Gefängnisse wurden mit Studenten bevölkert, Deutschland fand seine Einheit in der Mainzer Central-Untersuchungs-Kommission, und fresinnige Professoren und ihre Anhänger, die für den Artikel 13, der eine landständische Verfassung versprach, kämpften, geriethen in Untersuchung, büßten Amt und Würden ein. Die Zahl 13 war für Deutschland verhängnißvoll, und die akademische Jugend, die noch eben mit den Lorbeern des Kampfes geschmückt war und das eiserne Kreuz der Tapferkeit in heißer Schlacht sich erobert, mußte nun das Kreuz der Leiden in einsamer Zelle tragen. Wie ein Mehlthau fiel der böse Metternich'sche Geist auf die junge, hoffnungsvolle Saat, überall witterte man Demagogen, und die feurigsten Köpfe, die die Jugend zum Kampfe begeistert, konnten froh sein, wenn allein ihr Mund unter Schloß und Riegel gelegt

wurde. Die Wunderquelle Karlsbad, die sonst die verstocktesten Leiden heilt, und die Köpfe frei macht, hatte im Jahre 1819 die traurigsten Wirkungen. Durch die Karlsbader Beschlüsse ward die eben vom Joch der Fremdherrschaft erlöste Nation wieder unter Vormundschaft gestellt und auf eine geistige Diät herabgesetzt, die von besoldeten Censoren und Polzeiärzten überwacht wurde. Dahin war es in wenigen Jahren mit der gesetzlichen Preßfreiheit gekommen, das geflügelte Wort wurde geächtet, der sprühende Geist sollte nichts mehr sagen und das Volk nichts mehr zu hören haben. So wollte man Deutschland wieder in süßen Schlummer versenken, der die Freiheit in das Reich der Träume, in die innere Welt versetzt und die protestantische Denkfreiheit mit der Freiheit vom Denken identificirt. Im vorigen Jahrhundert sagte prophetisch der Publizist F. v. Moser: „Wenn Gott ein Volk strafen will, wird er es künftig mit deutscher Freiheit heimsuchen.“

Der Vortragende erzählte diese Thatsachen, wie es einem nüchternen Historiker geziemt, fast ohne oratorischen Schmuck, fern von jener Glätte die die vaterländische Geschichte nur mit Glacee-Handschuhen anfaßt. Er erging sich größtentheils in freier, fließender Rede, ohne irgendwie durch tönende Phrasen nach Effekt zu haschen. Indem er Witze und Anekdoten vermied, die bei manchen Professoren mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes wiederkehren, verstand er doch die Kunst der großen Maler, nämlich Licht und Schatten so richtig zu vertheilen, daß das Bild Fleisch und Blut gewinnt und einmal entrollt, nicht mehr dem Gedächtniß sich entzieht. Daher fanden wir auch unter den vielen Hunderten von Zuhörern im Ganzen nur Wenige die mitschrieben, und es zeigt dies die mächtige Federkraft der Rede, die die Federkraft der Finger nicht in Anspruch zu nehmen braucht.

Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Ein französisches Auditorium, wie wir es in Paris im Collège de France sahen, hätte es nicht vermocht, die schlagenden Stellen ohne lauten, klatschenden Beifall vorübergehen zu lassen; hier zeigte sich die Zustimmung nur in der gespanntesten Aufmerksamkeit, in dieser Beredtsamkeit des Schweigens und in leisen Interjektionen, die unwillkürlich einigen Zuhörern, als ein Tribut für die Wahrheit, entschlüpften.

Wie oft die Geschichte durch die Diplomaten verfälscht wird und wie dies immer in Zeiten geschieht, wo die Großmacht der freien Presse der rücksichtslosen Gewalt unterliegt, das zeigte der Vortragende an einem treffenden Beispiel. Bis vor einem Jahr war man immer der Meinung, und es war in allen Geschichtsbüchern zu lesen, daß die reaktionären Beschlüsse, wie sie in Karlsbad und Aachen zu Tage gefördert wurden, einstimmig von allen Vertretern der deutschen Bundesstaaten angenommen wären. Erst durch die 1859 erschienene Veröffentlichung der Bundestagsbeschlüsse, die der Professor Ilse in Marburg herausgab, kam nach vierzig Jahren die Wahrheit zum Vorschein. Hessen und Würtemberg — man muß es ihnen zur Ehre nachsagen — hatten bei diesen Konferenzen eine Verwahrung eingelegt, nur hatten sie die Schwäche gehabt, mit diesem Protest nicht vor die Oeffentlichkeit zu treten, und darin eingewilligt, daß in dem für die Publikation bestimmten Protokoll von dieser Rechtsverwahrung nichts erwähnt, sondern der Beschluß als „einstimmig“ verzeichnet würde. Droysen meinte, dieser feine Kunstgriff sei keine einfache, sondern eine „komplizirte Lüge.“ Uns fiel dabei ein, was Rahel von den Diplomaten sagt: „Sie leiden alle an einer wahren Verhärtung der Seelenorgane, verletzen die Gesellschaft im Großen und das Herz im Einzelnen und

haben sich eine eigne Phraseologie in ihren Reden und Depeschen erfunden." Wer denkt dabei nicht an die gegenwärtige Annexirung von Savoyen und an den neuen Talleyrand, der die Savoyarden vor Freude „zittern" ließ, in die große französische Familie aufgenommen zu werden. Das war ein „gallischer Judaskuß," bei dem Sardinien seine Erblande verlor! dessen bittersüße Versicherungen noch manche Früchte tragen werden.

Wäre nicht so viel Lebenskraft im preußischen Staate, so hätte er damals seine Existenz für immer gefährden und leicht seinem Berufe untreu werden können, die Schutzmacht der Denk- und Gewissensfreiheit zu sein. Die Demagogenriecher hatten alles Mögliche gethan, um die Regierung zu kompromittiren und moralische Eroberungen für eine geraume Zeit hin unmöglich zu machen. Friedrich Wilhelm III. war von diesen Obskuranten so in Angst gesetzt worden, daß er beschloß, den Kronprinzen nach der Schweiz, nach Bern zu schicken, um dort unter den Augen Ludwig von Haller's sich für seinen künftigen hohen Beruf auszubilden, unter den Augen des Mannes, der in seiner „Restauration der Staatswissenschaften" es ausspricht, daß ein Volk weiter nichts ist, als eine Menge zerstreuter Leute, die durch den Staat polizeilich zusammengehalten werden. Glücklicher Weise, sagte der Vortragende, kam in diesem Augenblick die Nachricht nach Berlin, daß Haller zur katholischen Religion übergetreten sei. Das machte Friedrich Wilhelm stutzig, der Plan unterblieb, denn „in dieser Beziehung," fügte Droysen hinzu, „war mit Friedrich Wilhelm nicht zu spaßen."

So erhalten wir hier eine Fülle von Thatsachen und Anschauungen, die das Gemälde der jüngsten Vergangenheit in schärfster Weise darstellen. So lange noch die umgekehrte, allein seligmachende Wissenschaft in den Räumen der

Universität herrschte und freisinnige Lehrer verdächtigt und gemaßregelt wurden, war man nicht so glücklich die Wahrheit auf dem Katheder zu hören, besonders wenn sie der Gegenwart so nahe lag. Für unsere Historiker ist diese „rara temporum felicitas“ wie sie Tazitus nennt, eingetreten, und die Wahrheit, wenn sie auch bitter klingt, verspricht die süßesten Früchte, gleich wie aus der bittern Olive das milde Oel gepreßt wird. Ein Historiker wie Droysen, der das Spiegelbild der Zeit in ungeschminkter Wahrheit ohne tendenziöse Färbung uns zeigt, wirkt, selbst wenn er es nicht wollte, wie ein rückwärtsgekehrter Prophet und muß den heilsamsten Einfluß auf die Jugend, auf die künftigen Staatsdiener ausüben. Sie werden es einsehen, daß nicht in der bevormundenden Bureaukratie, in diesem Despotismus der Staatsidee, der alles mechanisch zum Besten des Volkes regeln will, das Heil der Gesellschaft liegt, sondern daß nur die freie geistige Entwickelung, die den Unterschied zwischen eingeweihten Mandarinen und Laien aufhebt, das Staatsschiff in den Hafen der höchst möglichen Zufriedenheit führt. Die Vollfreiheit des sittlichen Menschen ist der unerschütterliche Pfeiler des Throns und Minerva, die Göttin der Weisheit, beschützte am siegreichsten den Olymp gegen die zerstörenden Giganten. Die Lehr- und die Lernfreiheit ist der Angelpunkt des Staates der Intelligenz, und beneidenswerth und hoffnungsvoll die Generation, die davon den reichsten Gebrauch machen kann. Von der Freiheit des Jünglings, sagt Jean Paul, muß die des Mannes zehren und ein gebogener Musensohn kann nichts werden als ein kriechender Beamter auf allen Vieren!

Il y a des juges à Berlin!

„Il y a des juges à Berlin“ so lautet ein französisches Sprüchwort, das uns mit gerechtem Stolze erfüllen muß. Das Sprüchwort wird bald sein hundertjähriges Jubiläum feiern, indem es aus der Zeit datirt, als ein einfacher, unerschrockener Potsdamer dem großen König die historisch berühmte Antwort gab „da müßte es ja kein Kammergericht in Berlin geben.“ Das französische Volk, das damals unter dem vereinigten Joch des Absolutismus und der Maitressenwirthschaft seufzte, blickte mit Neid und Bewunderung auf den preußischen Cäsar, der mit Frankreichs großen Geistern seinen Thron schmückte und den aus dem Heimathlande verbannten Verkündern der Aufklärung das ehrenvollste Asyl gab. Und noch heute bringt man an der Seine dem Philosophen von Sanssouci die schönste Huldigung dar und gerade heute mag dies Wort auf vielen Lippen schweben. Wer es recht prägnant ausdrücken will, daß das Recht kein leerer Wahn, daß es noch Gerechtigkeit auf Erden giebt, und selbst wem Berlin und Preußen, wie so vielen Franzosen, eine terra incognita, der hat doch gleich den schlagenden trostreichen Satz zur Hand: Il y a des juges à Berlin!

Uns fiel dies Wort ein, nicht etwa auf einem Ausfluge nach Potsdam, oder bei Betrachtungen über das Disciplinar-

gesetz und die Unabhängigkeit des Richterstandes, nein auf einem frühen Gang durch die Königsstraße, die wir gegen 9 Uhr Morgens passirten. „Es giebt Richter in Berlin“ und welche Quantität! Die Königsstraße sollte eigentlich die Gerichtsstraße heißen, nicht das Königthum giebt dieser großen Verkehrsader den Charakter, sondern die Themis. Wie die römischen Liktoren, die Begleiter der obrigkeitlichen Personen, ihre Ruthenbündel im Arm trugen, so sieht man um diese Zeit in der Königsstraße weiter nichts, als obrigkeitliche Personen die Aktenbündel tragen. Räthe, Rechtsanwalte, Richter aller Grade, Canzlisten, Boten, Exekutoren, die gesammte juristische Hierarchie, ist auf den Beinen und strömt nach dem Justizpalast, dessen Zinnen schon von weitem leuchten. Und nun erst die Parteien! Angst liegt in ihren Zügen, und Angstschweiß läuft bei dem hohen Thermometerstand ihnen in großen Perlen von der Stirn. Sie fürchten jeden Augenblick zu spät zu kommen, in contumaciam verurtheilt zu werden und die Frucht aller ihrer Mühen und Anstrengungen ist dahin! Für sie ist das Recht, obgleich nur eine Civilklage sie herführt, wirklich ein „peinliches,“ indem sie sich oft so viel an den Schuhen ablaufen, als das streitige Objekt beträgt. Mit Neid sehen sie auf die Glücklichen, die zu Wagen ihre Prozesse abmachen und jetzt in langen Droschkenzügen voll der schönsten Hoffnungen vorfahren.

Und welches Leben ist in der Vorhalle des großen Gebäudes! das Stadtgericht hat sich so ausgedehnt, daß es jetzt ein mächtiges imposantes Quadrat einnimmt. Man hat vor kurzem im Innern Wegweiser und Tafeln aufgestellt, bloß damit die Rechtsuchenden in diesem Labyrinth nicht so lange suchen, bis sie den Termin versäumt, und ihr Recht nicht mehr finden können. Und doch werden die uni-

formirten Gerichtsdiener, martialische Gestalten, die stets ein Schild auf der Brust tragen, mit Fragen bestürmt: Wo ist diese Abtheilung, wo jene? Wo werden Beleidigungen gesühnt, wo Ohrfeigen vergolten? Wo findet ein gekränktes Mutterherz Trost? Wo erreicht die Rache den hartnäckigen Schuldner? Alle haben zwar schon ihre Vorladungen in der Tasche und in der Hand, aber es sind so viel Corridore, Thüren, Treppen, Höfe, daß die Brille und die Praxis eines Rechtsanwalts dazu gehört, um nie zu fehlen.

Die Brille und die Dose hat der Rath mit dem Rechtsanwalt gemein, und sie sind beide an Augen und Nasen kenntlich, doch ist ihre Gesichtsfarbe verschieden. Das Antlitz des Advokaten ist blühender und runder, indem der fressende Aktenstaub durch die durchscheinenden rothen Wangen verklärt und gemildert wird. Die jungen Juristen sind größtentheils wie Vögel an den Federn zu erkennen, d. h. den Federn hinter'm Ohr; eine tiefe Sehnsucht nach den Gerichtsferien spricht sich in ihren Zügen aus, und gegen den drückenden Alp der Termine und Erkenntnisse, erscheint ihnen die Alpenluft als das beste Mittel. Ein Bild des Elends sind die Candidaten der Canzlei, oft noch Candidaten der Schwindsucht mit zehn Thalern monatlich und darunter, die Lohn- und Bogenschreiber, die bei den steigenden Papierpreisen bald für den geschriebenen Bogen nicht mehr erhalten werden, als der ungeschriebene kostet. Wie Schatten schleichen sie einher, weshalb auch die Alten die gesammte juristische Kanzlei, mit Minos und Rhadamanthus an der Spitze, in die Schattenwelt verlegten. Die Alten wußten, was der Lohnschreiber der Gegenwart zeigt, daß der Buchstabe tödtet. Sie kannten nicht einmal juristische Examina, und während unsere Juristen oft die Nächte durchwachen müssen, schlief Epimenides vierzig Jahre Tag und

Nacht hindurch und wurde dann einer der ersten Rechtsgelehrten Athens.

Während dieser Betrachtungen hat sich die Scenerie vollkommen geändert. Die große Rechtsmaschine im Stadtgericht arbeitet mit der Kraft von 104 etatsmäßigen Richtern und einer großen Zahl von Freiwilligen im Ganzen mit 800 gelehrten und ungelehrten Beamten. Eine Stunde ist vergangen und schon ist eine hitzige Schlacht geschlagen worden, und eine Menge von Prozessen und Terminen erledigt. Da kommen die Parteien aus allen Thüren und Gängen die Treppe herunter, die Sieger und die Besiegten; die einen frohlockend und hüpfend, die andern seufzend oder vor Wuth schäumend. Namentlich können sich die Frauen, die von der Natur nur zum Gewinnen geschaffen sind, durchaus nicht beruhigen, wenn sie verloren haben. Je geringer das Objekt ist, je größer ist ihre Leidenschaft. Eine Frau, die auf der Bagatell-Commission zur Zahlung von 5 Sgr. verurtheilt ist, wird ein Drache, bei einer Schuld von 2 Sgr. eine Hyäne; ist sie nach Hause zurückgekehrt, wehe ihren Angehörigen, die das Gorgonenhaupt erblicken, sie ist Stunden lang die Schlange im häuslichen Paradiese. Wie sanft sind dagegen die Männer! In den nachbarlichen Bierhallen des Stadtgerichts trösten sich die einen über ihren Verlust, die andern freuen sich ihrer Triumphe. Wem die bittre Galle recht hoch gestiegen ist, der heilt sie homöopathisch durch bittere Tropfen. In diesen Lokalen haust der Winkelkonsulent, der verdorbene Schreiber, der Wechselkommissionair. Er naht sich harmlos den Tischen der Gäste; erst sanft wie die Taube, dann klug wie die Schlange, so packt der Versucher seine Opfer; es wird Vorschuß gezahlt und ein neuer Prozeß ausgeheckt, um den Verlust des ersteren verschmerzen zu können. Nicht umsonst liegt dem Stadt-

gericht eine Dinten-Fabrik gegenüber. Der dunkle Wein, der hier aus Galläpfeln präparirt wird, mag dann manchem noch saurer schmecken, als der Apfelwein, und erst das Erkenntniß zeigt dem Unglücklichen, wie viel ihm an Erkenntniß mangelt. Die Gänse retteten das Kapitol, die Gänsefedern verschlingen das Kapital.

So spielen auf dem Königstädtischen Theater der Themis alltäglich die wechselvollsten Scenen. Die aristotelische Reinigung der Leidenschaften kann man hier studiren, und ist das Theater ein Spiegel der Sitte, so muß es das Recht um so mehr sein, wie auch das alte sächsische Landrecht der „Sachsenspiegel" genannt wurde. Erst um drei Uhr fällt der Vorhang. Beamte und Laien eilen ermüdet nach Hause und der Duft der verschiedensten Cigarren erfüllt die Straße. In neuerer Zeit sollen die in dieser Gegend entdeckten Unterleibs-Cigarren sehr in Gebrauch gekommen sein. Sie heilen die Wunden, die der Kampf zwischen mein und dein geschlagen, wie überhaupt ein Feuer speiender Mensch sich beruhigt und sollen insofern nach dem Termin von großem Nutzen sein, als sie auf das vom Stadtgericht so leicht verletzte Ganglien-System eine wohlthätige Wirkung ausüben.

Die letzten Stunden des Gewerberaths.

Wer jetzt die belebtesten Straßen durchwandert und die glänzenden zur Weihnachtsmesse geschmückten Läden eben so mustert, wie die Vorübergehenden und Vorüberschleichenden, dem bieten sich die schärfsten Gegensätze zur Betrachtung dar. Auf der einen Seite strahlt, wie im himmlischen Thierkreise, der Löwe neben der Jungfrau, auf der andern sehen wir vagabondirende Planeten, die wohl von der Sonne, wenn sie sichtbar ist, ihr Licht empfangen, aber auch weiter nichts. Modegestalten und Jammergestalten, Pracht und Elend, Ueberfluß und Noth, das zeigt sich namentlich an den Straßenecken, wo der Hülferuf „ein Dreier für ein Schäfchen" uns von erstarrten Lippen entgegentönt und die heisere Musik der weihnachtlichen Instrumente unser Ohr umschwirrt. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, mitleidige Leser zu Beiträgen für die armen Musikanten aufzufordern, noch viel weniger Mittel anzugeben, wie diese klaffende Wunde der Zeit und vorzugsweise der Hauptstädte geheilt werden soll, da dieses Räthsel der grausamsten Sphynx noch nicht gelöst ist, wohl aber können wir verlangen, daß man jetzt, wo man von oben her bestrebt ist, manche Fehler der Vergangenheit wieder gut zu machen, wenigstens darauf sein Augenmerk richte, die Fesseln des Erwerbs zu erleich-

tern, wenn man die Fesseln der Noth nicht vollständig abstreifen kann.

Zu diesen Bemerkungen werden wir veranlaßt durch das Referat einer hiesigen Zeitung über die letzte Sitzung des Berliner Gewerberaths, in der die wichtige Frage verhandelt wurde, ob die Anfertigung von Bonbons und die Fabrikation von Chokolade als ein prüfungspflichtiges Gewerbe zu betrachten sei. Würde man einem gewiegten englischen Staatsmann diese Frage vorlegen, so würde er kaum ihren Tenor verstehen, da bisher in England selbst die wichtigsten politischen Aemter von keiner Prüfung abhängig waren, nun aber gar Examina um Bonbons und Chokolade zu machen. In dem letzten Jahrzehend, wo über Berlin manche schwere Prüfung verhängt war, sahen wir häufig ergraute Staats- und Verfassungshämorrhoidarien ihre üble Laune bei einer Tasse Chokolade vergessen; ja selbst ein Mitglied des Gewerberaths nahm regelmäßig von einem renommirten Kuchenbäcker der Friedrichsstraße eine Düte Bonbons mit, um seine zarten Sprößlinge damit zu erfreuen und das Familienglück, diese festeste Stütze der Staaten, zu befördern. Er gab dann jedem seiner Kinder, wenn es die Generalfrage nach Namen, Stand und Wohnung richtig beantwortet hatte, jene eingewickelte viereckige Süßigkeit, deren Inhalt die Form bei weitem übertrifft. Bisher wo der Bonbon als Belohnung nach der Prüfung erfolgte, hatte auch dieses Mitglied des Collegiums nicht den entferntesten Gedanken, ob der Bonbon selbst noch, oder sein Verfertiger einer Prüfung unterworfen werden müßte. Eine Kandidatur für kandirte Bonbons- und Chokolade-Fabrikanten, die erst durch das Vertrauen ihrer Vorgesetzten, der höhern Bonbonkenner, zur Selbstständigkeit erhoben werden, hatte nicht existirt, und die Herstellung des Zucker- oder Gewürz-

präparates war ein Erzeugniß der freien Thätigkeit. Nachdem der Gewerberath es prinzipiell ausgesprochen, daß nur der vielgeprüfte Conditor zu der Höhe dieser Fabrikation sich emporschwingen könne, müssen die Kuchenbäcker, die bisher die Standesgrenzen nicht gewahrt hatten, wohl auf ihrer Hut sein. Zwar hatte die Majorität des Collegiums anerkannt, daß „der Begriff der Kuchenbäckerei ein schwankender sei“ und sich gleichsam bei dieser Frage in das linke Centrum verstiegen, aber mit Rücksicht darauf, daß ein begriffener Bonbon der Menschheit nichts nütze, sondern nur Ekel einflöße, hatte man sogleich von der abstrakten Theorie sich entfernt und war direkt in das gesicherte Lager der Conditoreien geflüchtet. Sollte die Regierung, die die letzte Entscheidung hat, den Ansichten der Majorität beistimmen, so hätten wir ein Bonbon- und Chokoladenmonopol, das den Anforderungen und Hoffnungen der Gegenwart nicht entspricht und auf die Gemüther der Jugend und des stärkungsbedürftigen Alters, wie der Affen im zoologischen Garten, neben nicht zu berechnenden Tantalus-Qualen, einen verhängnißvollen und aufreizenden Einfluß ausüben muß.

Wenn nach Helvetius die Menschen nur durch Belohnung und Strafe sich leiten lassen, durch die Hoffnung auf das Paradies und die Furcht vor der Hölle, so muß der vertheuerte Bonbon eine pädagogische Rückwirkung haben, die uns nothwendig der Zeit der Barbarei nähern muß. Je seltener der Bonbon wird, desto häufiger muß die Ruthe sich geltend machen; wie ein Damoklesschwert wird die Ruthe über den Häuptern der Kleinen schweben, nur um sich hinter ihrem Rücken und weiter niederzulassen. Nichts verhärtet aber den Menschen mehr, als Prügel zu empfangen und auszutheilen, und die Ruthe wird für beide Theile keine Glück bringende Wünschelruthe. Zwar hat Seemann sein

Buch über die Palmen geschrieben, weil, wie der Autor an Alexander von Humboldt schreibt, er mit einer Palme vom Lehrer geschlagen wurde, die ihm tief ins Fleisch schnitt, aber nur ausnahmsweise werden Trauben von Disteln geerntet. Wo der Stock seine That verrichtet, stockt die eigene That; Zwang verleitet zur Lüge und Bitterkeit und vergiftet, wie ein Mehlthau das jugendliche Herz. Auch das Kameel folgt leichter der Flöte vor ihm, als der Peitsche hinter ihm. Aber nicht blos für die Entwickelung zarter Kleinen offenbart der Bonbon seine wohlthätige Kraft, auch der reifere Jüngling und die Jungfrau bedarf dieser schmelzenden Süßigkeit, um zum gegenseitigen innigen Verständniß zu gelangen. Wir haben es oft im Theater bei ermüdenden Stücken bemerkt, wie von aufmerksamen Kavalieren ganze Düten Bonbons in den Zwischenakten durch die Reihen der Zuschauer hindurch herbeigeschleppt wurden, um die launenhafte Langeweile einer Nachbarin zu heben, und in der That, giebt es gegen Stücke, die uns schon aus dem Halse herauswachsen, kein besseres Mittel, als ein Bonbon, der beim Gähnen hinuntergleitet. Von diesem Augenblicke an verklärte sich das Antlitz der Schönen, und wie die Quelle Arethusa ihre Süßigkeit bewahrt, obgleich die bittern Gewässer des Meeres sie durchzogen, so äußert die schweigend genossene Gabe noch durch drei bittere Akte ihre wohlthätige Wirkung, und mit diesen Waffen ausgerüstet, konnte manches Drama als geschmackvoll gelten.

Wie viel Geist geht uns ferner verloren, sollte das Bonbon-Monopol gesetzliche Kraft erhalten! Der Bonbon für Frauen und Jungfrauen, der gewöhnlich ein größeres Volumen hat und beim Dessert servirt wird, erfordert zu seiner Bereitung einen blitzenden Geist, der seine gefühlvollen Gedanken mit lakonischer Kürze in einer sogenannten

Devise ausspricht. Die Devise enthält gewöhnlich eine Anakreontische Poesie, die die Herzensbeziehungen beider Geschlechter in schmachtenden Versen feiert. Sollte das Privilegium der Konditoren eine Wahrheit werden, so würden wir zugleich einen Angriff auf die geistige Thätigkeit darin lesen, da die ganze ehrenwerthe Klasse der Kuchenbäcker mit ihren Gedanken zum Schweigen verdammt wird. Nun gehört aber ein großer Theil unserer Konditoren dem Auslande an und sind eingewanderte Schweizer, wir nennen nur Stehely, Spargnapani, Josty, wir wären daher auch mit unsern emballirten Liebesseufzern sonst nur auf die durch die Natur so bevorzugte Schweiz angewiesen, und selbst nervöse Damen würden hier Empfindungen — wenigstens zu lesen — bekommen, wie sie nur einfach aus Milch und Blut geschaffene Sennerinnen haben. Wenn wir daher im Bonbon-Monopol einen indirekten Angriff auf die verfassungsmäßige Preßfreiheit sehen, was sollen wir erst zu dem angestrebten Privilegium der Chokoladenfabrikanten sagen? die Chokolade, wie sie aus verschiedenen Ingredienzien besteht, aus Kakaobohnen, Zucker, Gewürznelken und Vanille, vermochte bisher bei ihrem billigen Preise auch ein inniges Band um die verschiedensten Individuen zu schlingen; bei allen Familienfesten war die Morgen-Chokolade eine Liebesgabe, an der alle Freunde des Hauses Theil nahmen, sie gab allen Zungen, selbst den bösesten, dieselbe unschädliche Farbe. Blieb gar etwas an den Lippen hängen, so hatte das „semper aliquid haeret“ hier keine üble Bedeutung. Junge Ehegatten erfreuten sich ebenso an diesem stärkenden Trank, wie konservative Greise, die vor einer Abnahme ihrer Kräfte sich schützen wollten. Die d'Heureuse'sche Chokolade mit ihrer weißen duftenden Blüthe, genoß einen europäischen Ruf und die sie Ge-

nießenden waren von allen Ständen, Konfessionen und Ländern. Hört die Konkurrenz auf, wie es der Gewerberath will, so muß die Chokolade im Preise steigen und das Glück der Ehe, der Familie, selbst die Reputation der Hauptstadt, ist einer neuen Gefahr ausgesetzt.

Wir wollen wohl glauben, daß die Majorität des Gewerberaths die verhängnißvolle Tragweite ihrer Beschlüsse nicht geahnt hat, um so mehr, da dasselbe Collegium in derselben Sitzung auf eine Anfrage des hiesigen Stadtgerichts das Anfertigen von Mühlsteinen als eine freie Arbeit proklamirte, zu der keine Prüfung erforderlich sei. Mühlsteine also, die nur wenige Hände beschäftigen, kann Jeder fabriziren, ja er kann sich sogar nach Belieben einen um den Hals hängen und sich ersäufen, wo die Spree am tiefsten ist, aber wehe den Tausenden, die Chokolade und Bonbons machen, ohne im Examen vor ihren künftigen Konkurrenten ihre Fähigkeit gezeigt zu haben. Wir geben aber dem Gewerberath zu bedenken, daß prüfungspflichtige Gewerbe immer in Zünfte ausarten, die der großen Masse der Konsumenten und zuletzt auch den Produzenten nur Nachtheil bringen. Nur die freie Konkurrenz kann die Kräfte anspornen und ein Land zu der industriellen Blüthe bringen, wie sie jetzt England zeigt, wo jeder sich niederlassen und seine geistigen und körperlichen Kräfte verwerthen darf. Hat doch selbst die uns drohende Konkurrenz einer freien Einfuhr französischer Droschken die Droschkenbesitzer eben so angespornt, wie ihre Pferde, und eine neue Aera der Beförderung der Menschheit per Achse in Aussicht gestellt! Als der berühmte Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, im Jahre 1756 eine kleine Werkstätte errichten wollte, legten die Zünfte dagegen Protest ein, und ohne den Einspruch der Universität, welche Watt zu ihrem Ingenieur

ernannte, wäre wahrscheinlich die Erfindung des genialen Künstlers, diese unberechenbare Wohlthat für die gesammte Menschheit, wenigstens damals noch nicht ins Leben getreten. Ebenso hatte der Erfinder der Argand'schen Lampe mit den Schlossermeistern und Blechschlägern zu kämpfen, die ihn einen Pfuscher nannten und bei dem Parlamente verklagten.

Möge daher der Gewerberath, ehe Regierung oder Parlament die Sache in die Hand nimmt, seinen Beschluß zurücknehmen, möge er zum Feste die Fabrikation von Bonbons und Chokolade als eine freie, keines Schutzes bedürftige, nicht privilegirte Arbeit proklamiren, möge er den Lebenden das nicht verweigern, was die Griechen selbst gratis ihren Todten auf die letzte Reise mitgaben, nämlich billige Konfitüren, um Cerberus damit zu beschwichtigen! Leser und Leserinnen, die nur mit dem Herzen lesen, werden gewiß mit uns einverstanden sein, aber auch solche, die nach Art der Somnambülen nur mit dem Magen lesen, werden von ganzer Seele uns zustimmen und im Beschluß des industriellen Kollegiums eine gefahrvolle Verletzung der persönlichsten Interessen erkennen. So legt Herz und Magen sein Veto beim Gewerberath ein.

Ein Jahr nach diesem vernunftwidrigen Beschlusse existirten noch alle Zuckerbäcker, aber der Gewerberath war — eine Leiche. Im Jahre 1862 ganz im Stillen beerdigt, setzten ihm mitleidige Seelen einen Denkstein mit der schmerzensreichen Inschrift: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!

Die Trinkhallen und ihre soziale Bedeutung.

Als Jean Jacques Rousseau seinen Zeitgenossen zurief, daß sie wieder in die Wälder zurückkehren, die Stimme der Natur hören und die enge Schnürbrust der Civilisation ablegen sollten, da mußte er seinen kühnen Zuruf mit Armuth, Elend und Verbannung büßen. Seit der Zeit ist mehr als ein Jahrhundert verflossen, die Wälder sind ausgerottet, der Natur werden immer neue Fesseln angelegt, der Herr der Schöpfung steht auf dem Gipfel seiner Macht und doch ist er mehr wie je ein Sklave der Verhältnisse geworden. Der Mann, der einst am hellen Mittag bei 30 Grad Wärme in die Fontaine am Alexander-Platz stieg und mit paradiesischer Lust in dem feinen Sprühregen sich wälzte, war offenbar klüger als seine lachenden Mitbürger und weiser selbst als die Polizeibeamten, die ihn deshalb verhafteten. Was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist? so denkt ein dressirtes Wesen, dem die Disciplin zur zweiten Natur geworden ist; was nützt mir das Wasser, wenn es mich nicht erfrischen soll, so denkt ein vernünftiger Mensch, der seiner ersten ursprünglichen Natur treu geblieben ist. Wir haben Fontainen, Wasserleitungen, besprengte Straßen, lauter schöne Dinge, die mit großen Kosten hergestellt wurden, aber die Dinge sind wichtiger geworden als die Menschen, und der arme Mensch muß im

Schweiße seines Angesichts verdürsten und verdorren; während der fühllose Damm der Straße benetzt wird, vertrocknet die Kehle des ermüdeten Wanderers. „Weiß der große Gott,“ ruft der leidende Werther aus, „wie einem das thut, so viel Schönes vor einem herumkreuzen zu sehen und nicht zugreifen zu dürfen, und das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit. Greifen die Kinder nicht nach Allem zu, was ihnen in den Sinn fällt?“

Zwei Freunde der leidenden Menschheit, die Herren Dr. Bernhard und Chemiker Werkmeister, die offenbar die Leiden des jungen Werther gelesen haben und wenigstens dem Verschmachten auf offener Straße in der Metropole der Intelligenz vorbeugen wollten, haben endlich nach vielfachen Bemühungen mehrere kleine Plätze mitten in der Stadt erobert, wo die Stimme der Natur Erhörung und ein längst gefühltes Bedürfniß Befriedigung findet. Wenn die Sonne, ohne irgend einen Schatten zurückzulassen, auf die beiden Häuserreihen der Straßen brennt, wenn kein kosendes Lüftchen dir Kühlung zuwehen will, wenn dein Pulsschlag sinkt, je mehr das Thermometer steigt, wenn dein Panama oder dein letzter Versuch zu glühen beginnt und dich nicht mehr vor dem Sonnenstich schützen kann, alle Omnibus besetzt sind und die Droschkenkutscher zu Mittag den Pferden ihr Diner bereiten: dann Leser oder Leserin trete schüchtern, mit einem Sechser, oder muthig mit einem Groschen in der Hand, an jene freundlichen, von Säulen eingefaßten Heilquellen und neben einem liebevollen stärkenden Blick der Najade wird dir ein erfrischender Trunk gereicht werden, der deine perlende Stirn wieder glättet, dein Auge wieder belebt und den stockenden Kanal deiner Kehle noch gründlicher reinigt, als die Straße, die du früher mit Recht um ihr Sturzbad beneidet hast. Schon wenn du dich

näherst und die drängende Menge der Durstigen dich zum Warten nöthigt, klingt der murmelnde Ton der sprudelnden Quelle dem Ohre wie eine süße Melodie und du fühlst, daß in dem Wasser ein tiefes elementares Leben liegt, das schon vom ersten Wasserfreunde Pindar poetisch gefeiert wurde. Und siehe, jetzt stehst du an der Quelle, „aus dem bewegten Wasser rauscht ein feuchtes Weib empor," und dieses feuchte Weib reicht dir mit graziösem Lächeln ein krystallklares Glas; wie durch einen Zauber gewinnen deine Athmungswerkzeuge nicht nur ein neues Leben, sondern es steigt in demselben Augenblick die bisher gebundene Kohlensäure in Monadenform anmuthig prickelnd in die erhitzte Nase.

Diese süße Entbindung der Kohlensäure, die wir beim Weißbier weit theurer, und noch theurer beim Champagner bezahlen müssen, geht bei diesen Jungfrauen mit solcher Leichtigkeit vor sich, daß wir ihnen den Kranz jener römischen Jungfrau reichen möchten, den unverwelklichen Ruhmeskranz der Vestalinnen. Auch die Vestalinnen konnten, ohne ihrer Jungfräulichkeit zu nahe zu treten, einem Menschen das Leben schenken, wenn er auf seinem letzten Gange ihnen begegnete; ein ebenso neues Leben wird uns hier geschenkt und gereicht, das uns in eine erhöhte Stimmung versetzt und jeden Gedanken an eine generatio aequivoca verbannt. Es giebt manche Dinge, von denen die Menschen sich bisher nichts träumen ließen. Auch der Zauberer in Auerbach's Keller ließ den Wein aus dem hölzernen Tisch in eben der Weise fließen, wie hier das erquickende Wasser. „Ein tiefer Blick in die Natur! hier ist ein Wunder, glaubet nur!"

Und ist es nicht ein Wunder, wenn wir für einen halben Silbergroschen wie neu geboren werden? Und wie nah hängt diese körperliche Wiedergeburt mit der geistigen

zusammen? Wer einst nach vielfachen Strapazen mit erstarrtem „Bädeker" den großen Bernhard passirte und endlich durch die dichte Schneebahn in das Hospiz eintrat, wo freundliche Mönche ihm ein idyllisches Elysium, 10,000 Fuß hoch, bereiten, der hat wohl ein ähnliches Gefühl der Stärkung und Erquickung empfunden, aber das waren nur Bernhardiner mit zottigen Bärten, so lang wie die Mähnen ihrer Hunde, während wir hier freundliche Bernhardinerinnen vor uns haben, wie wir sie nach ihrem Ordensmeister dem Arzte nennen möchten. Um aber die Täuschung mit dem großen Schweizer Paß noch ähnlicher zu machen, wäre es durchaus nothwendig, daß die Bernhardinerinnen nicht um ihre Herzen, wohl aber um ihre Getränke eine Eisrinde zögen, die den Labetrunk der Hebe nur noch erquickender macht. „Keusch wie Eis und rein wie Schnee!" das müßte die Devise sein, die jeden Becher der Bernhardinerinnen von innen und außen zierte, und alle Angriffe würden trotz Hamlet verstummen. Schon vor einigen Jahren gelang es dem französischen Chemiker Thilorrier die Kohlensäure im schneeartigen Zustande herzustellen; sollte unser deutscher „Werkmeister" und seine Gehilfen nicht immer den Schnee — das Symbol der Reinlichkeit — vor Augen haben, den frisch gefallenen Schnee, der, wie Bogumil Goltz so schön sagt, uns den „Kehricht der Welt" vergessen läßt?

Wenn wir jetzt noch über die Oertlichkeit der Trinkhallen etwas sagen sollten, so sind wir mit den gewählten Plätzen ganz einverstanden, nur würden wir die Nymphe vom Leipziger Platz ersuchen, sich mehr in das Getriebe der Stadt zu begeben. Denn wer einmal den Thiergarten erreicht hat, der genießt die Kohlensäure gratis und aus erster Hand, da die Bäume und Pflanzen die überflüssige

Kohlensäure in solchem Maaße aushauchen, daß nach den neuesten Untersuchungen des Botanikers Chevreuil eine Sonnenblume in 12 Stunden 1 Pfund und 14 Unzen Wasser ausdünstet. Ueberdies wohnen in jener Gegend die reicheren Klassen, für die das Schicksal schon so viel gethan hat, daß ihnen „zu thun fast nichts mehr übrig bleibt." Dagegen bedürfen die arbeitenden Klassen, die im Schweiße ihres Angesichts sich ernähren, einer solchen, der Gesundheit zuträglichen Stärkung, wie sie in den Städten des Südens schon seit Jahrhunderten bekannt ist. Auch in der Nähe der Börse möchte eine Trinkhalle wohl eine Gewinn bringende Speculation sein. Die Schwankungen der Course befördern hier den Blutumlauf in solchem Maaße, daß niederschlagende Mittel ganz zweckmäßig sind, besonders seitdem Lord Derby, seinem Versprechen untreu, es ganz vergessen hat, den niederzuschlagen, der zuerst das Schwert in Europa zieht. Die Flauheit der Course erzeugt oft eine Flauheit im Magen und im Portemonnaie, so daß die Kohlensäure des Champagners mit der billigeren des Soda-Wassers vertauscht werden muß. Am meisten gefällt uns ihrer Localität nach die Trink-Anstalt an der Schloßbrücke. Da sie dicht neben der Gruppe des schmachtenden Kriegers aufgestellt ist, der in den Armen der Göttin in Ohnmacht fällt, so dient sie zugleich für vorkommende Fälle als Warnungstafel und Siegeszeichen. Aus Mangel an Kohlensäure ist offenbar der junge Held wider seinen Willen demobilisirt worden, und die Göttin, die wegen ihres hohen Postaments jenes stärkende Fluidum nicht zur Hand hat, zeigt uns zugleich die große Macht der Bernhardinerinnen, die die Kunst besitzen, das menschliche Leben ihrer Kunden beliebig zu verlängern.

So sehr wir aber die Unternehmer jener erquickenden Anstalten wegen ihres praktischen Sinnes loben, so müssen

wir doch bekennen, daß, unserer Meinung nach, die erste Idee zu dieser Heilquelle nicht von ihnen ausgegangen ist, wir glauben sie unserm trefflichen Kalisch vindiciren zu müssen, der in seinem so beliebten Drama „Berlin wie es weint und lacht,“ die sozialen Wirkungen des sprudelnden Mineralwassers der lauschenden Menge offenbart hat. Im dritten Acte dieses lebendigen Sittengemäldes weiß der gekränkte Ehemann nur durch Sodawasser die ihm angethanene Schmach zu rächen; die Reinigung der Leidenschaften, die nach Aristoteles das Vehikel einer wahren dramatischen Schöpfung ist, geschieht hier mit so prägnanter Schnelligkeit, wie die Beschmutzung der Kleider, und die beschämte Xantippe beugt sich vor diesem reichen Erguß, dem sie keine Waffen entgegensetzen kann. Die soziale Bedeutung des Sodawassers, die man jetzt für ein geringes Trinkgeld kennen lernen kann, ist uns erst durch diese erschütternde Scene klar geworden, und wir glauben dem Autor nicht zu nahe zu treten, wenn wir ihn nicht blos dafür preisen, daß er die Harmonie der Ehe und der Familie durch ein billiges Mittel wieder herstellt, sondern ihm zugleich die erste Entdeckung der Trinkhallen als geistiges Eigenthum zuschreiben.

Haben wir so das Sodawasser als wirksames Remedium gegen Ehescheidungen erkannt, so wird durch die Art, wie es genossen wird, seine gesellschaftliche Bedeutung noch erhöht und erweitert. Indem das Getränk nur stehend genossen wird, schützt es uns zugleich vor manchen Trinkgelagen, die, wie nicht zu leugnen ist, die Deutschen bei andern Nationen in üblen Ruf gebracht haben. Wir lernen hier trinken, ohne die Scenerie und die Bachanalien des Wirthshauses, und da wir weder Sitz noch Stimme haben, wird das geräuschlose Schlürfen endlich bei uns eingebürgert und von keinem Durstigen wird man sagen können, daß ihm die

Augen übergehen, „so oft trank er daraus." Zwar behaupten die Physiologen, daß es ein Vorzug des Menschen vor dem Thiere sei, daß er über den Durst trinken kann, aber diese Auszeichnung ist eine höchst zweideutige, da der Herr der Schöpfung, sobald er trinkt „so weit die deutsche Zunge reicht," leicht in einen Zustand verfällt, der noch ärger ist als die Bestialität. Wir empfehlen daher, um der Menschenwürde keinen Abbruch zu thun, ein mäßiges, langsames und besonnenes Trinken, da überdies das schnelle Hinunterstürzen des kalten Getränks erhitzten Lungen nicht zuträglich ist. Auch im Trinken und Essen muß sich die hohe Kultur der Residenz zeigen, die gebildete Hausknechte und Hausmädchen zu ihren Mitbürgern zählt. Nur der Esel verzehrt die Ananas, als wäre sie eine Distel.

Die neue Aera der Küche.

Als der edle Heinrich IV., König von Frankreich, es aussprach, daß jeder Bauer sein Huhn im Topfe haben müßte, da ahnte er wohl nicht, daß fast drei Jahrhunderte darüber vergehen würden, bis nur der Bauer über seine Hühner und seine Töpfe frei verfügen konnte. Seitdem auch der Besitzer der kleinsten Scholle nach dem Vorgange Frankreichs fast in allen Ländern des Kontinents dispositionsfähig geworden ist, und der Kurmärker derselben Menschenrechte sich erfreut, wie die Pikarde, hat die Kultur der Geister einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß sie sich selbst auf die Thiere erstreckt hat. Wie Montesquieu so treffend sagt, hängt der Ertrag des Erdreichs nicht ab von der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern von der freien Entwickelung seiner Bewohner. Die freie Entwickelung verscheuchte die Raubritter und die Raubthiere, und die zahmen nützlichen Hausthiere, die Gefährten und Freunde des Menschen, vermehrten sich in schnell steigender Progression. Es ist ein Zeichen hoher Kultur, daß Preußen nach der neuesten Statistik gerade so viel Schaafe als Einwohner hat, nämlich 18 Millionen, und daß auch das Rindvieh eine Ausdehnung und ein Ansehen gewonnen, wie es bisher das freie England in seinen landwirthschaftlichen Ausstellungen als unerreichbares

Muster aufgestellt hat. Wenn John Bull seine Selbstständigkeit und Zähigkeit seinen Bullen und Ochsen verdankt, und sich vor fremden „Bullen“ nicht fürchtet, wenn die Kraft des Geistes mit der Nahrung des Körpers in innigem Zusammenhange steht, und wie Napoleon I. sagt: die Vorsehung immer auf der Seite der stärksten Bataillone ist, so können auch wir, seit der Eröffnung der Bouillon-Trinkhalle, einer siegreichen Zukunft entgegensehen, die neue Säfte dem Staatskörper zuführen wird.

Die Bouillon-Trinkhalle in einem kleinen Haus der Mittelstraße ist ein unscheinbares, nur einfach getünchtes Zimmer, das aber vollkommen seinem edlen Zwecke entspricht: eine Regeneration des Volkslebens daraus hervorgehen zu lassen. Wir finden hier weiter nichts, als eine Stutzuhr, eine Büste der Prinzeß Viktoria und einen Schenktisch. Hinter dem Schenktisch steht eine junge Dame, die von Morgen bis Abend mit größtem Eifer nährt, und zwar so viele Männer ohne Unterschied des Standes und Ranges, als nur eintreten können. Die Hebe der Fleischbrühe zeigt trotz ihrer Jugend in ihren Zügen ein gewisses abgebrühtes Wesen, eine gewisse männliche Haltung, die durch die moderne, die Stirn frei lassende Koiffüre noch erhöht wird, einen amtlichen Ernst, wie er einer alma mater würdig ist. Kaum murmelt sie ein Wort der Begrüßung oder des Abschiedes, kaum zeigt sich in ihren marmornen Zügen irgend eine Erregung; wir hörten nur den ewigen Refrain, der nach jeder aus dem Kessel gefüllten Tasse wiederholt wird, „einen Sechser, wenn ich bitten darf,“ jedoch werden auch diese Worte ohne eine merkliche Hebung oder Senkung der Stimme gesprochen, ungefähr in jenen verschwimmenden Modulationen, wie wir

sie in mancher klassischen Oper gehört haben. Nur dann und wann, wenn einer für die Stimme der Natur vollkommen taub ist, und ganz in seiner Suppe und im Anschauen der Fettaugen aufgegangen, hörten wir einen stärkeren metallenen Schmerzensschrei, der eben dann aber auch seine Wirkung nie verfehlte, und bis in die tiefsten Höhlen des Portemonnaie eindrang. Da immer neue Gäste eintreten und der Schenktisch fortwährend belagert ist, so ist das Pränumerando-Zahlen eine durch die Umstände gebotene Nothwendigkeit, und das Lied „Erst das Geschäft und dann das Vergnügen" wird hier zu jeder Zeit durch neue verlangende Gruppen illustrirt.

Es ward uns hier recht deutlich, daß die französische Sprache, die von uns so häufig der Armuth beschuldigt wird, dennoch in manchen Beziehungen reicher ist, als die unsere, und es wäre dies eine Untersuchung, die der „Verein für neuere Sprachen," der so tüchtige philologische Kräfte zählt, wohl übernehmen könnte. Wir haben nämlich kein passendes und gebräuliches Wort, um Bouillon zu genießen; obgleich die Deutschen gewiß im Trinken wohl erfahren sind, so fehlt uns doch eine zwiefache Bezeichnung für Trinken, und wir können zwischen warmen und kalten Getränken nicht unterscheiden, während die Franzosen das prendre und boire wohl zu sondern wissen. Bouillon, bei der man sich leicht den Mund verbrennen kann, ist es unmöglich, so zu trinken wie Bier, und dennoch, wenn wir nicht das affektirte „Schlürfen" gebrauchen wollen, haben wir keinen prägnanten Ausdruck für die Genüsse, die in der Mittelstraße uns geboten werden. Thukydides sieht einmal den Verfall Griechenlands darin, daß die Griechen die wahren Namen für die Dinge verloren hätten, aber ist es nicht auch beklagenswerth, sie gar nicht zu besitzen?

Wie schön ist dagegen das Wort „Trinkhalle,“ das schon seit der Zeit der kohlensauern Jungfrauen ein Gemeingut des Volkes geworden ist, während es früher nur im Sommer in jener günstig situirten Minderheit koursirte, die Bäder besuchen konnte. Man stelle aber hier ja keine Vergleiche zwischen den Trinkhallen und Konversationszimmern der Luxusbäder und jenem nur unscheinbaren Zimmer der Mittelstraße an, in dem eine Hebe die Durstigen erquickt. Mit keinen Goldleisten, keinem himmelhohen Spiegel, keinen Gemälden sind die Wände geschmückt, höchstens finden wir auf dem Fußboden jene immer frischen Fresken, die die Stiefel und die Absätze der Eintretenden, namentlich beim Schneewetter abdrücken, und an den Wänden jene unwillkürlichen, durch Reibungen entstandenen Lücken, denen selbst der Saft des Maurerpinsels nicht widerstehen kann. Aber wie frisch gemalt und kolorirt sind dagegen die Gesichter der Durstigen! Nicht jene blasirten Gestalten, die uns in den Alleen von Baden-Baden und Homburg begegnen, nicht jene Repräsentanten einer sittlichen Fäulniß, die die nicht arbeitenden Klassen, die verzehrenden, selbst wieder verzehrt, nicht jene kalten Egoisten, die eben so wenig vergessen als gelernt haben; nein, hier finden wir den Kern des Volkes, den der Reichthum nicht üppig macht und die Armuth nicht zu Boden drückt, jene Gesichter, die die Umschrift tragen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot genießen,“ und die stolz sind auf das, was ihr Fleiß und ihre Thätigkeit alltäglich schafft. Diese „Herren,“ die mehr als andere den Namen verdienen, weil sie die größte „Herrschaft“ besitzen, nämlich die über sich selbst, die so aufgeweckte und vorurtheilsfreie Gesichter zeigen; sie könnten ein ambulantes Herrenhaus bilden, das gewiß den Anforderungen der Zeit sich nicht entgegenstemmt.

Schon allein der Umstand, daß diese „Herren," die Gäste der Trinkhalle, der Kultur des Schnapses entsagt haben, und eine Tasse Bouillon vorziehen, während manche andre fromme Herren die Kultur des Schnapses, der das Volk vergiftet, auf ihren Gütern betreiben, allein diese Thatsache beweist uns, welch' eine Heilquelle durch die Eröffnung der Trinkhalle der Hauptstadt gegeben ist. Das Bier ist noch immer zu theuer, der Schnaps ein billiges, aber nur zu wirksames Gift, der Kaffee verdickt das Blut; ist da nicht die Fleischbrühe der beste und passendste Trunk, der noch außerdem für alle Altersstufen vom Kinde bis zum Greise dieselbe wohlthätige Wirkung äußert? Wie günstig wirkt ferner ein heißes Getränk auf die Kunst der Selbstbeherrschung! Das Bier läßt sich sinnlos hinunterstürzen, die Bouillon nur in Absätzen genießen. Der Genuß kann aber hier nie in ein Zeit und Geld tödtendes Gelage ausarten, da in dem großen Zimmer auch nicht ein Stuhl vorhanden ist, und selbst der Papst, wenn er den seinigen verliert, hier keinen wiederfinden könnte. Man muß von der Hand in den Mund leben, das wechselnde Heer der Gäste ist doch nur ein „stehendes" und eine Uebung in der Kunst des Gleichgewichts, eine körperliche Gymnastik gehört dazu, um die gefüllte Tasse keinen gefährlichen Schwankungen zu unterwerfen. So sehen wir, daß durch die massenhafte Konsumtion der Fleischbrühe zugleich das Studium einer körperlichen und geistigen Gymnastik angeregt wird, einer Gymnastik, die uns in der Mittelstraße zu jener Harmonie der Kräfte führen kann, wie sie ein glücklicher Himmelsstrich einst dem griechischen Volke verliehen hat.

Aber so eben bemerken wir, daß wir in der Beschreibung des Zimmers nicht gewissenhaft gewesen sind. Die

Monotonie der Wände wird außer den zufälligen Fresken noch durch einen bedeutungsvollen Spruch unterbrochen, der auf einem mächtigen Zettel prangt. Wir lesen hier die Worte: „Man bittet die Kopfbedeckung nicht abzunehmen.“ Louis Napoleon sagte in seiner aus Mailand am 8. Juni 1859 datirten Proklamation: „Wenn es Menschen giebt, die ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre ich nicht zu ihnen.“ Der Besitzer der Trinkhalle, wie wir hören, ein Berliner Hofschlächter, kann dasselbe von sich sagen. In dieser bedeutungsvollen Bitte, den Hut nicht abzunehmen, zeigt sich, daß der Schlächter so gut wie der Kaiser den Zug der Zeit verstanden hat. Der deutsche Süden ist uns schon längst darin mit gutem Beispiel vorangegangen; in einem öffentlichen Lokal will man sich so behaglich wie möglich, und nicht wie in einer Kirche bewegen, und die Achtung wird nicht im mindesten verletzt, wenn Alle bedeckt sind. Wir verlieren in der Mittelstraße etwas von unserer Lakaiennatur, die uns unwillkürlich beim Eintritt in ein Zimmer den Hut abziehen läßt; der Süden und der Norden nähern sich. Deutschland kann jetzt unter einen Hut gebracht werden, während früher der Norden oft abzog, wo ein trotziges in die Stirn drücken passender gewesen wäre. Tell zog den Hut nicht ab, und die Schweiz wurde frei!

Keine unangenehme Hutverwechselung haben wir hier zu fürchten, keine Abnutzung der Kopfbedeckung und keinen Zeitverlust dabei. Auch das hat der Entdecker der Trinkhalle richtig erkannt: Es ist der Zug der Zeit, keine Zeit zu haben. Und wie viel Zeit wird erspart bei der massenhaften Produktion eines Gegenstandes, und wie viel geht verloren, wenn jeder am häuslichen Heerde seinen Bedarf selbst bereiten will! Die großartige Bouillonküche im

Hinterhause zeigt uns, was durch eine Assoziation, durch eine Vereinigung von Kräften geleistet werden kann. Keine Restauration, keine Haushaltung kann die Quintessenz des Ochsen zu diesem Preise und in dieser Güte liefern. Zum erstenmal wird auch die Hausfrau und die Köchin, die sich so lange tapfer gewehrt hat, von den Rädern des Zeitgeistes erfaßt; es wird den Hausfrauen eine große Last abgenommen werden; ihr Stolz wird leiden, aber ihre Einnahme sich erhöhen. Von der Mittelstraße wird eine neue kulinarische Aera ausgehen; die Centralisation der Küche, die bisher nur für Junggesellen existirte, wird auch auf die Familien sich ausdehnen. Die Frauen werden mehr Zeit einer gewinnreichen Arbeit oder der Erziehung ihrer Kinder widmen können, und die vom Feuer geschwärzten Küchen-Dragoner werden mehr als einen kurzen Sonntag dem Friedenssoldaten widmen können, der noch nie im Feuer war. Das Zeitalter der allgemeinen Restauration auf einer vernünftigen Basis beginnt von heute.

Sind das etwa Phantasien? Wer konnte es noch vor Jahren denken, daß der Arme eben so schnell fahren würde, wie der reichste Mann, und daß der Reiche, der Aktienbesitzer, sogar der Fuhrmann des Armen wird? Die Assoziation, der sich keine Klasse entziehen kann, hebt allmälig die Unterschiede in den Genüssen auf. Die Schankgerechtigkeit ist nicht mehr von der politischen Gesinnung eines Kneipiers abhängig, das gegenwärtige Ministerium sucht nicht mehr seine Stütze unter der Erde bei den Kellerwirthen, und wird hinlängliche Bouillon-Konzessionen für alle Theile der Stadt verleihen, ohne auf das staatliche Bekenntniß des Kochs Rücksicht zu nehmen. Aber wer wird zittern bei diesem sozialen Wendepunkt, der der Kochmaschine eine so hohe Bedeutung verleiht? Das werden allein die Ochsen,

die, wie bei jeder neuen Wahrheit, massenhaft als Opfer fallen werden. Der Beruf des Ochsen ist Fleischbrühe, und zu diesem Zweck muß der Mensch ihn ausbeuten und auskochen. Quod licet Jovi, non licet bovi. Das war schon von Alters her immer der Fall. Als Pythagoras seinen Lehrsatz entdeckt hatte, opferte er den Göttern eine Hekatombe, d. h. hundert Ochsen. Seit der Zeit zittern alle Ochsen, wenn eine neue Wahrheit entdeckt wird.

Eine tugendhafte Näherin.

Wenn die Engländer behaupten, daß der innerste Grund ihrer politischen Freiheit darin bestehe, daß der Finanzminister nicht beliebig den Knopf an seiner Tasche öffnen könne, wenn selbst in unserer vulgären Sprache Knöpfe so viel wie Geld bedeuten, so sieht man wohl ein, daß der große Königsberger Philosoph Kant nicht zu tadeln war, als er vor einem fehlenden Knopf am Flausrock eines Studenten eine solche innere Bewegung empfand, daß er darüber den Faden seiner Rede verlor und mitten im Text stecken blieb. Zwar wurde der Schöpfer der kritischen Venunftlehre von seinem treuen Diener Lampe ganz zu seiner Zufriedenheit bedient, aber wer weiß, wenn auch die Geschichte nichts davon erzählt, ob nicht manchmal ein fehlender Knopf, der ihn am Ausgehen zur festgesetzten Zeit hindert, häusliche Scenen veranlaßte, die den Wahrheitsforscher Stunden lang der denkenden Betrachtung entfremdeten. Von einem seiner Weisheitsgenossen, dem Erklärer des Aristoteles, von Albertus Magnus berichtet wenigstens die Chronik, daß die Welt ihm noch mehr schulden würde, wenn nicht seine zänkische und ungehorsame Wirthschafterin ihn so oft mitten in seinen eifrigsten Studien gestört hätte. Albertus Magnus, ein ebenso tüchtiger Mechaniker wie Philosoph, construirte sich endlich, fast zur Verzweiflung getrieben, ein eisernes, von

ihm selbst gebildetes Dienstmädchen, das sofort alle seine Wünsche ausführte und zum Widersprechen gar kein Organ hatte. Aber einst vergaß der große Gelehrte den Automaten zu salben und einzuschmieren, das Dienstmädchen brach unter der Last der Geschäfte, und sein Herr und Schöfer, aufs tiefste betrübt, entsagte der Welt und ging in ein Kloster.

Dieses tragische Ereigniß, das im Jahre 1262 in Köln sich zutrug, blieb durch sechs Jahrhunderte ohne Folgen, ohne daß die Gesellschaft eine Lehre daraus zog und das Verhältniß zwischen Herr und Diener zu regeln suchte. Erst dem Intelligenzblatt der neuesten Zeit gelang es, an Stelle des „Bedienten,“ d. h. eines der bedient wird, einen militairfreien „Diener“ zu suchen und wenigstens in der Sprache dem Untergebenen die richtige Stellung anzuweisen. Je mehr das Gefühl der Gleichheit Fortschritte machte, desto schwieriger wurde es sowohl zu befehlen wie zu gehorchen, die patriarchalische Grundlage schwand immer mehr, und der treue Diener, der mit der Geschichte der Familie verwachsen war, der mit dem Herrn gespielt und seine Enkel auf dem Schooß schaukelte, erschien als eine Ausnahme von der Regel nur noch auf dem Theater, wo die Figur dem Biedermann eine dankbare Rolle gab. Nachdem Europa sich vergebens abgemüht hatte, hierin eine Aenderung einzuführen, und die bessernde Hand an die Dienerschaft anzulegen, suchte Amerika, an den Knopf anknüpfend, wenigstens das Räthsel nach einer Seite hin zu lösen, und stellte den Grundsatz auf, daß die Dienstbarkeit des Menschen einem anderen gegenüber so viel wie möglich eingeschränkt, und den Maschinen übertragen werden müsse. Es könne wohl Diener des Staats, der Kirche, der Wissenschaft geben, ein Mensch aber dürfe nicht in der Livre eines andern stecken, und der gebildete Hausknecht sei eine Erscheinung, die des

Jahrhunderts der Civilisation unwürdig sei. Das Haus Hannover, das immer an der Spitze der retrograden Bewegung steht, und das Volk an der Leine hält, war aufs Aeußerste über diese transatlantische Theorie erbittert, es nahm den Handschuh auf und der König von Hannover unterschrieb eine Cabinetsordre, wonach die Staatsdiener fortan zu „königlichen“ Dienern herabgesetzt wurden, zum Unterschied von dem großen Friedrich, der sich selbst den ersten Diener des Staats nannte. Amerika zauderte nicht, dem Welfen das Paroli zu bieten, und einer seiner sinnreichsten Mechaniker Elias Howe in New-York, construirte im Jahre 1850, um zugleich die Galanterie der neuen Welt zu offenbaren, den ersten weiblichen Diener, und erlöste dadurch einen großen Theil des schönen Geschlechts von gedankenlosen, anstrengenden Verrichtungen, die des Meisterstücks der Schöpfung nicht würdig sind. Das war die eiserne Näherin, deren stumme und gewissenhafte Thätigkeit die Hausfrau, die einem großen Familienkreise vorsteht, von vielen eintönigen Arbeiten befreit, und der Erziehung und Belehrung der Kinder einen bedeutend erweiterten Raum läßt. Wie es gewöhnlich geschieht, war die menschliche Näherin, die auf ihrem speciellen Felde durch eine so gefährliche Concurrentin sich bedroht sah, auf diese ebenso eifersüchtig, wie auf ihre Nebenbuhlerin im Privatleben, aber bald entdeckte ihr Anbeter, der sie des Abends vor der Thür des Magazins erwartete, daß die Augen seiner Geliebten nicht mehr so geröthet, daß ihre Finger nicht mehr so zerstochen seien. Der schlanke Finger zeigt keine Wunden mehr, er wurde so schön wie ihn die Natur geschaffen, der Finger Gottes und die befriedigte Eitelkeit der Schönen ersetzte den Ausfall, den die Maschine dem Einkommen verursacht. Aber bald verschwand auch das pekuniäre Minus,

ja im Gegentheil, mit der Verbreitung der Maschine nahm auch das Bedürfniß nach den von ihr verfertigten Artikeln zu, Artikel, die immer einer leitenden menschlichen Hand bedürfen, da der Mechanismus nur die gröbsten und regelmäßigsten Stiche machen kann, während die mehr künstlerische Dekoration dem Kopf und der dienenden Hand überlassen bleibt. Da nun die Kultur und der Verbrauch von Seife immer steigend ist, und das nothwendigste Stück der Toilette am häufigsten gewechselt und ergänzt werden muß, so wuchs das Bedürfniß mit seiner schnellen Befriedigung, und der Zustand des Schwankens zwischen Begierde und Genuß, ein Lebensereigniß, das bei mangelndem Capital oft längere Zeit dauert, trat immer seltener ein, da die Kosten leichter zu decken waren. So wurde die eiserne Näherin die wahre Freundin der Näherin aus Fleisch und Blut, und letztere machte mehr Stiche ins Herz, je weniger sie in das grobe Linnen machte, ja sie konnte leichter ihre Hand einem vornehmen Manne geben, da die sonst tief eindringenden Spuren des Erwerbs hier nicht mehr sichtbar waren. Wie oft mußte sonst ihr Finger aus der Haut fahren und in allen Farben schillern, während jetzt die Hand eine aristokratische marmorne Weiße zeigte, so zart und fein, daß sie mit dem Mondlicht wetteifern konnte.

Nachdem die Nähmaschine zugleich ein kosmetisches Mittel geworden, das vor den entstellenden Narben der Arbeit schützte, wuchs ihre Verbreitung im raschen Zunehmen. Wie uns der Ingenieur Herzberg in seiner interessanten Brochüre: „Die Nähmaschinen-Industrie“ mittheilt, beschäftigen die amerikanischen Fabrikbesitzer Wheeler und Wilson 500 Arbeiter, die nur Nähmaschinen anfertigen, und ebenso bedeutend ist der Betrieb der Fabrik Grover und Baker. Ja die Grover und Baker Maschine verfertigt eine aus

zwei Fäden festgeschlungene, elastische Naht, zwei Inseparables, die nur mit dem Tode durch die Scheere der Parze getrennt werden können. Wie lächerlich erscheint uns jetzt das Mittel der Penelope, die, um sich vor dem Ungestüm ihrer 108 Freier zu schützen, drei Jahre lang an dem wichtigsten Artikel ihrer Aussteuer arbeitete. Wäre damals schon auf der Insel Ithaka die eiserne Näherin bekannt gewesen, so hätte Homer seinen Gesang bedeutend ändern, und der Treue der Gattin andere Motive unterlegen müssen, als aufgetrennte Leinwand, Charpie, der nur die Wunden heilen soll, aber niemals sie schlagen darf. Wir sehen also, in wie naher Verbindung Poesie und Industrie stehen, und daß die Poeten genau die Thätigkeit der Maschinen kennen müssen, wenn sie soziale Leiden und ihre Opfer darstellen. So ist Thomas Hood's Lied vom Hemde jetzt vollständig antiquirt und „das Weib mit Augen schwer und roth, nähend fürs liebe Brod“ hat jetzt eine elegante, polirte Gefährtin zur Seite, die ihr den schwierigsten Theil der Arbeit abnimmt. Die Tendenzpoesie amerikanischer Dichter mußte durch das häufige Erscheinen der eisernen Näherin eine andere Gestalt annehmen, für die aber der klassische Ausdruck noch nicht gefunden worden ist. Wie bedeutend wird der Rückschlag auf die Literatur sein, wenn die Emancipation der weißen Sclaven und Sclavinnen mehr und mehr sich verbreitet und durch neue Erfindungen begünstigt wird! Schon jetzt fallen auf Damenstiefeln, Corsets, Kleider weit weniger Thränen als früher und das billige Oel der Maschine, das ihre Glieder geschmeidig erhält, wird ein reicher Nahrungsstoff für den Arbeiter. In Amerika waren im Jahre 1858 hunderttausend Nähmaschinen in unausgesetzter Thätigkeit, die der arbeitenden Klasse ein bedeutendes und nicht schwer zu erwerbendes Nadelgeld abwarfen. Der

Preis von Herrenkleidern geringerer Sorte und von Damenstiefeln ist dadurch in New-York um 20 Prozent gesunken, und man kann dennoch behaupten, daß die Schuhmacher, welche die auf der Maschine gemachten Herrenstiefeln um 10 bis 15 Prozent billiger verkaufen als die mit der Hand genähten, eben so viel Prozent mehr daran verdienen als früher.

Die Arbeit an der Nähmaschine ist durchaus für Frauen geeignet, da es nicht nur eine gesunde, sondern sogar angenehme und unterhaltende Beschäftigung ist. Die Haltung des Körpers ist eine ungezwungene und die Thätigkeit der Füße beim Treten der Maschine giebt dem Körper eine heilsame Bewegung, ohne ihn sehr zu ermüden. Dazu kommt das Ticken der Maschine beim Auf- und Niedergang der Nadel, welches das Ohr nicht unangenehm berührt; der schnelle Fortgang der Arbeit, das Anwachsen der Nähte und die wunderbar schnell hervorgezauberten Figuren beim Verzieren der Stoffe. Ja die eiserne Näherin hat wunderbare Reize und kann oft mit der leiblichen wetteifern. Eine Amerikanerin, welche eine Nähmaschine zum häuslichen Gebrauch angeschafft hatte, schreibt an den Verfasser unserer Brochüre mit leidenschaftlichem Pathos: „Meine Nähmaschine bezaubert mich vollkommen. Meine Kinder verlassen ihre Spiele, wenn sie in Bewegung ist. Wäscherin und Wirthschafterin beeilen ihre Arbeit, um an der des Nähens Theil zu nehmen und in der Nähe der Maschine verweilen zu können. Hausfrauen mögen ihre Pianos, welche ihnen selbst und den armen Mitmenschen hundertmal mehr Pein als Vergnügen verursachen, gegen eine Maschine umtauschen, die sie vieler Stunden schwerer Arbeit enthebt." Welch eine herrliche Perspektive wird uns hier eröffnet. Die Dissonanzen in den Familien verschwinden, die oft so stark sind, daß

sie selbst durch die Brandmauer in das Nebenhaus bringen und die Kopfnerven des Nachbars verwunden, ohne daß nur eine Einsprache möglich ist. Ist das Haus mit Kindern gesegnet, die nach einander nicht Treue und Redlichkeit üben, sondern oft einen Finger breit von den Wegen des Musiklehrers abweichen, so beginnt die thätliche Injurie, die Mißhandlung unschuldiger Tasten schon am frühen Morgen. Durch diesen Flügelschlag wird der einsame Denker und Dichter aufs Aeußerste gelähmt, und die Schwingen der Phantasie versagen wie die Schwingungen der Gehirnnerven, wenn sie in so fühlbarer Art oft Stunden lang gekränkt werden. Hat man nun gar die Ueberzeugung, daß es junge Damen sind, die diese Fehlgriffe thun, dieselben, die im Vorübergehen durch ihre graziöse Erscheinung dein Auge erfreuen, so entsteht ein Zwiespalt der Sinne, der einen zart besaiteten Menschen zur Verzweiflung bringen kann; das Ohr treibt ihn zum Weglaufen bis spät in die Nacht, während das Auge ihn fesseln möchte. Dieser Kampf zwischen Violinschlüssel und Hausschlüssel verlangt alltäglich so viele Opfer, daß wir ihre Zahl kaum berechnen können. Wir halten es für den reichsten Segen des 17. März, der fünfzigjährigen Feier der Volkserhebung, daß der Invalide, der einst mit dem Schwert so tapfer gekämpft hatte, nicht mehr auf das einzige Almosen der Leier angewiesen ist, aber diese Verbindung von Leier und Schwert, diese Drehkrankheit der Invaliden an ihrem Lebensabend, die dem sogenannten Militärstaat wahrlich nicht zum Ruhme gereichte, hat doch noch etwas Harmonisches, da sie der Willkür des Spielers keinen Raum läßt, während das Piano mit seinen schwarzen und weißen Tasten dem unsichern Tasten jedes Anfängers preisgegeben ist. Ach, und wäre es nur immer ein Piano, wie oft ist es ein entsetzliches Forte! Die Mißhandlung der schwar-

zen und weißen Tasten, diese Verhöhnung der preußischen Farben ist eigentlich ein Verbrechen, dem gegenüber das spezifische Preußenthum oder der Staatsanwalt unnachsichtlich einschreiten müßte. Der Erfinder der Rechenmaschine, Babbage, der oft in seinen Logarithmen und algebraischen Formeln durch die Leierkasten der Savoyarden, die die Straßen Londons durchziehen, gestört wurde, setzte selbst in dem freien England nach fünfjährigem Kampf eine Parlamentsakte durch, wonach jeder Hausbesitzer die Musik in seiner Straße sofort untersagen und den etwaigen renitenten Trobadour dem Konstabler überliefern kann. Seit der Zeit sieht man oft den Apollo, der seine sentimentale Arie begonnen hatte, schnell wieder seinen Erwerbszweig auf den Rücken nehmen, sobald ihm die Worte: „No play in this street, hier ist das Spielen verboten“ aus einem Fenster zugerufen werden. Und das that man in England, wo die unbeschränkte Freiheit des Erwerbs sonst in jeder Beziehung gewährleistet ist!

Während bei uns die Polizei die Straßenmusik überwacht, haben wir in unsern kasernenartigen Häusern kein Mittel gegen die innere Familienmusik von Söhnen und Töchtern gebildeter Stände, deren Angriffen wir oft von zwei Seiten schutzlos preisgegeben sind. Könnten wir es nur dahin bringen, daß die eiserne Näherin, gleich dem Piano, ein Modeartikel wird, und in jedem Hause eine Stätte findet, so muß nothwendig in den Stunden, wo die hoffnungsvolle Jugend sich der tugendhaften Näherin hingiebt, eine große Kunstpause eintreten, in der wir von allen Qualen und Dissonanzen befreit sind. Wir Deutsche sind nun ein Volk von Dichtern und Denkern, das hauptsächlich zu seiner organischen Entwickelung der höchsten Ruhe bedarf, die sogar die erste Bürgerpflicht ist, und nur offiziellen

Instrumenten, wie etwa der Trommel, die die Ruhe bewahrt, indem sie sie stört, darf es gestattet sein, im höheren Interesse die denkende Betrachtung durch den Wirbel bis zur Zehe zu erschüttern. Die Franzosen entwickeln sich von der Raupe bis zum Schmetterling, der alle Blumen umschwärmt, während wir häufig in der Raupenstation stehen bleiben und es nur bis zum Bücher=Wurm bringen. Aber welche Gedanken gehen dem Bücherwurm verloren, der in dem Augenblick, wo er in einsamer Zelle zu den höchsten Idealen hinaufkriecht, plötzlich von Tönen erreicht wird, bei denen selbst der Bandwurm in seinem Innern sich zusammenzieht? Dann kann der Bücherwurm keine Seide mehr spinnen, er hat den Faden der Ariadne verloren und irrt trostlos umher in dem dunkeln Labyrinth seiner welterschütternden Gedanken. Wer weiß, ob nicht das Räthsel der deutschen Einheit, ob nicht die sociale Frage gelöst wäre, wenn nicht so oft schrille Dissonanzen das Ohr des Denkers zerreißen würden?

Hier tritt nun die eiserne Näherin wie eine liebreiche Fee ein; geräuschlos wie ein Lichtstrahl und doch so viel Licht verbreitend stellt sie die Akkorde unsres Innern wieder her, diese tugendhafte Näherin, die durch stilles Wirken die verschiedenen Parteien in dem Hause wieder versöhnt. Gehört sie erst zu den Segen spendenden Penaten jedes Hauses, welche Konflikte werden durch diesen Tugendspiegel beseitigt, welche heftigen Leidenschaften besänftigt werden! Knüpfen wir wieder an unsern Statistiker an, so wurde die amerikanische Dame, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, erst in Europa durch die Londoner Ausstellung im Jahre 1851 bekannt und fand die freundlichste Aufnahme in den Kreisen der Industriellen, die nicht genug Sprößlinge und Ebenbilder von ihr bekommen konnten. Sie heilte

sofort, gleich einer barmherzigen Schwester, die Wunden des Krimkriegs, indem sie zu den englischen Soldaten nach der taurischen Halbinsel Ober- und Unterkleider sandte, die sie selbst mit dem höchsten Fleiße verfertigt hatte. Immer von dem Gedanken erfüllt, daß der tapferste Soldat, wenn er bei guter Laune bleiben soll, nicht blos Kugeln, sondern auch Hemden wechseln muß, wurde die Amerikanerin die Wohlthäterin der Armee, deren Gesundheit sie durch ein festes Gewebe mit doppelten Näthen schützte. Endlich sah auch Deutschland ein, daß das Mädchen aus der Fremde, das selbst himmlische Rosen auf die Leinwand webt, aus dem Herzen Europa's nicht länger verbannt werden dürfe. Gleich Götz von Berlichingen, dem Mann mit der eisernen Hand, treibt der Finger der keuschen Jungfrau die Nadel durch die sprödesten Stoffe und ist der schwachen Menschenhand bei weitem vorzuziehen. Und siehe da, wenige Jahre sind vergangen, und jede kleinere Stadt von 5000 Einwohnern hat eine solche Bürgerin mit Freuden in ihre Mauern aufgenommen und Bielefeld, durch seine Leinen-Industrie berühmt, zählt sogar 50 solcher Amerikanerinnen, die unablässig bestrebt sind, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinigen. Welch eine segensreiche Perspektive eröffnet sich hier, denn der Grundsatz steht unumstößlich fest, daß die Einführung von Maschinen zum Ersatz für die Handarbeit immer die Folge gehabt hat, daß der Lohn der schlechten Arbeiter erniedrigt, der der guten aber erhöht wurde.

So ist die eiserne Näherin, jene tugendhafte Jungfrau, der Inbegriff aller Moralität, indem sie, gleich den gerechten Göttern, die guten Menschen belohnt, die schlechten aber bestraft. Wo ist noch eine solche Näherin aufzuweisen! Nicht durch Blut und Eisen sind die Gebrechen der Zeit zu heilen, sondern das Eisen allein ist in der Heilkunde, wie in der

Gesellschaft, der Retter der blutarmen Menschen. Nicht Noth bricht Eisen, sondern das Eisen bricht die Noth. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, er wollte keine Knechte," und das Eisen regelt das Verhältniß zwischen Herr und Diener, indem die Maschine, die treue Gefährtin aller Menschen, den schönen Beruf hat, das Band des gegenseitigen Nutzens und der Freundschaft um die verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu schlingen.

Industrie, Poesie und Moabit.

Unsere realistische Zeit, deren bewegender Hebel die Industrie geworden ist, thut der romantischen Poesie den entschiedensten Abbruch. Unter den Hämmern der Maschine, unter der Wucht der vom Dampf getriebenen Räder wird das Material der Poesie förmlich in Stücke zertrümmert. Alle Gleichnisse und Symbole gehen verloren, die der Phantasie bisher den buntesten Stoff gaben, und die unerbittliche Mechanik vernichtet den Farbenreiz der Bilder. Ein eisernes Herz, eine eiserne Natur gehören in unserer eben so schlaffen wie schmiegsamen Zeit zu den höchsten Seltenheiten, aber die Bezeichnung ist auch falsch, seitdem das Eisen sich wie Thon kneten läßt und wie Käse in Stücke zerschnitten werden kann. Nennen wir eine Dame, um unsere höchste Bewunderung auszudrücken, eine seltene Perle, so ist auch dieser Vergleich kein prägnanter mehr, seitdem man jetzt darauf ausgeht, die Perlen, diese in den Muschelthieren lebenden Parasiten, künstlich ebenso zu vermehren, wie man bereits schon die Fische vermehrt hat. Sprechen wir vom Flug des Gedankens, so ist dies kein erhabenes poetisches Symbol mehr; wir denken dabei unwillkürlich an den uniformirten Telegraphenbeamten, der unsern Gedanken gegen Bezahlung die längsten Flügel verleiht und sie bis an die Enden der Welt versendet. Das zündende

Wort ist jetzt nicht mehr figürlich zu nehmen, und wir können den Blitz wie Jupiter schleudern und leiten, während Franklin ihn nur zu fesseln vermochte. Was sollen wir noch vom siedenden Theekessel sagen, der die erste Veranlassung zur Erkenntniß der Dampfkraft gab? Er kann nicht mehr das Sinnbild der Dummheit sein, sein verdienstvoller Sohn bringt ihn zu Ehren und er wird geistreich wie die Gesellschaft, die sich um ihn versammelt. Und wie ist es mit dem Dampf, der die langjährige Feindschaft zwischen Feuer und Wasser durch die segensreichste Versöhnung feiert? Noch Zschocke konnte in einer Novelle einen Bummler „Hans Dampf in allen Gassen" nennen, heute ist Hans Dampf der Abgott der Welt geworden, ohne den Glück und Civilisation kaum mehr denkbar ist.

Die rohe Kraft der Elemente, vor der der Mensch sonst in stummer Resignation dahin sank, ihrer sind wir Meister geworden. Gegen die fessellose Macht des Feuers sind wir geschützt durch die Einrichtung der Feuerwehr, und Schiller's Glocke sollte wenigstens in Berliner Schulen nicht mehr zur declamatorischen Uebung dienen. Der gegenwärtigen jungen Generation, die noch unter dem strengen Polizei-Regiment eines Hinckeldey im Wachsen war, müssen wenigstens die Worte: „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke, müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehen" vollkommen unverständlich sein, oder die zarten Jünglinge denken dabei an einen hoch Versicherten. Auch „der Taucher" und „der Gaug nach dem Eisenhammer" sind mit den Fortschritten der Mechanik nicht in Einklang zu bringen. Sind wir auch feuerfest geworden, wasserfest sind wir noch nicht und die Ueberschwemmungen gehören leider noch immer zu den jährlichen Calamitäten. Aber Louis Napoleon, der so gern die Vorsehung spielt, wird auch hierfür sorgen und ist

eben im Begriff, die großartigste Wasserleitung auszuführen. In einer seiner Reden verkündete es der gesetzgebende Geist dem gehorsamen gesetzgebenden Körper mit jenen denkwürdigen Worten: „Ich werde die unruhigen Ströme in ihr Bett zurückführen, wie ich es mit dem Strom der Revolution gethan.“ Und fortan wird es heißen: Und der Geist Napoleons schwebte über den Wassern.

Nichts hat aber den Spielraum der Phantasie mehr beengt als das erleichterte Reisen. Die fernsten Länder sind unsere Nachbarn geworden, es existirt nichts mehr, was weit her ist, und das Land der Träume, der Orient, hat im orientalischen Kriege seinen höchsten Zauber verloren. Selbst die Berge sind platt getreten durch die Menge von Reisenden; auf den Spitzen hausen keine Berggeister und Gnomen und die Rechnung der Wirthe „steigt hinauf in die freien Lüfte.“ Seitdem der Riesenochse Moli vom Fuß der Jungfrau bis nach Petersburg als vornehmer Tourist gereist ist, bleiben auch die Ochsen nicht mehr am Berge stehen, und so mancher fährt über die Höhe des Sömmering, ohne es zu ahnen, was für ein wunderbares Werk er vollbringt. Auch die Riesen haben ihren märchenhaften Zauberkreis verloren. Die neuesten Forschungen der Physiologie haben die Gewalt der Riesen vernichtet; wir wissen durch Dübois-Reymond, daß die Gedanken weiter nichts sind als elektrische Telegraphen, daß die Riesen mit den Haifischen in einem Range stehen, bei denen es auch sehr lange dauert, bis eine Empfindung in der letzten Telegraphenstation im Gehirn sich bemerkbar macht. Die Riesen müssen wegen ihrer Länge sehr viele Langeweile haben und sehr schwer von Begriffen sein.

Wenn wir aber bei unserer Vollkommenheit nichts mehr bewundern und nichts mehr fürchten können, so hat auch die

Satire, die am liebsten die Gegensätze zwischen Phantasie und Wirklichkeit aufsucht, ihren Boden verloren. Oder wir könnten höchstens über unsere eigenen Vorzüge spotten! Seitdem die Laternen selbst beim Mondschein brennen, die Rinnsteine durch Wasser gespeist werden, Fontainen den Staub löschen, sage, was willst du mehr? Der Berliner Sand, dieser fruchtbare Boden der Satire, ist verschwunden und üppige mit Saatfeldern und Bierbrauereien bedeckte Fluren erquicken das Auge. Das so lang verhöhnte Moabit ist durch Borsig's schöpferische Macht ein blühendes Eiland geworden. Wir wandeln hier in den Märztagen unter Palmen, Lorbeern und Orangen, zu denen eine natürliche Dekoration von Kamelien den farbenreichsten Hintergrund bildet. Und die süßesten Düfte, diese Gefühle der Blumen, in denen Hyazinthen und Narzissen schwelgen, sie erfüllen die Atmosphäre mit dem duftendsten Aroma. Die Spree fließet ruhig an diesen hängenden Gärten vorüber; von der Eisrinde befreit, sieht sie nach langer Entbehrung die Wiesen und die Villen wieder ihre Ufer schmücken. Kein Sandkorn beleidigt unser Auge, und mächtige Baumgruppen umkränzen den Horizont. Italien scheint nach Moabit versetzt zu sein und das Eisen ist es, das das Geld der Umzugskosten geliefert hat. Beim rauchenden Schornsteine versöhnen sich Poesie und Industrie, der Satyre ist der Sandboden unter den Füßen fortgezogen und sie bekennt mit Freuden: difficile est satiram scribere.

Zur Philosophie der Feiertage.

Wenn hohe Personen ihren Geburtstag oder ein nicht oft wiederkehrendes Familienfest feiern, so erheben sich unsere Zeitungen aus der nüchternen Welt der Thatsachen und Neuigkeiten zu poetischem Fluge und begleiten diese süßen Akkorde des Lebens mit den harmonischen Klängen schwungreicher Festgedichte. Gewöhnlich sind es nur die höchsten Herrschaften, denen diese Ehre zu Theil wird, an der Spitze des Blattes in Versen gefeiert zu werden, während besungene Privatpersonen todt oder lebendig in die hinteren Räume des Blattes und nur gegen Zahlung der üblichen Insertionskosten verwiesen werden. Diese streng monarchische Poesie, die noch vor den königlichen Willensäußerungen, den amtlichen Ernennungen, dem Herrscherhause seine Huldigungen darbringt, würde ganz ohne Rivalen dastehen, wenn nicht noch ein Regent aufträte, dessen Herrschaft das zarte Kind wie der Greis, wenn auch mit verschiedenen Gefühlen, empfinden. Sobald nämlich die Erde ihren unermüdlichen Lauf um die Sonne vollendet hat und das neue Jahr eintritt, pflegt auch diese Neuigkeit, obgleich sich nur Vermuthungen daran knüpfen lassen, in gebundener Rede begrüßt zu werden, und der Geburtstag des Jahres, um das alle Völker älter geworden sind, und der Geburtstag des Herrschers, der sein Volk verjüngen soll, genießen

dieselben Auszeichnungen. Es ist traurig, daß unser Kalender die üble Einrichtung hat, daß das neue Jahr immer im tiefsten Todesschlafe der Natur beginnt, daß wir die neue Zahl gewöhnlich zum erstenmal mit kalten Händen niederschreiben, weshalb auch häufig die Festgedichte einen etwas fröstelnden Anstrich haben. Wäre es nicht weit zweckmäßiger, das neue Jahr mit dem Frühlingsanfang beginnen zu lassen, und dies der Welt in solenner Weise durch die öffentlichen Blätter zu verkünden, während wir jetzt nur durch einen neugierigen, vorlauten Maikäfer den Geburtstag der Natur erfahren? Kein Frühlingsdichter in unsern löschpapiernen Organen, kein schmetternder Gesang, der den der Lerche in klangreichen Worten wiedergiebt, kein schmelzender Ton, der uns berauscht wie Blumenduft!

Und doch, wen sollte es nicht poetisch bewegen, wenn er zum erstenmale nach langer Entbehrung dem belebenden Genuß der Sonnenstrahlen sich hingiebt, das drückende Winterkleid abwirft, einen neuen Menschen anzieht und von lauter frohen Gestalten sich umgeben sieht? Es war ein erhebender, religiöser Gedanke, das Fest der Auferstehung zugleich mit der auferstandenen Natur zu feiern, und wir können dem Concil von Nicäa nicht genug danken, daß es das Osterfest der Frühlingsnachtgleiche folgen ließ. Ein weißes Neujahr ist in unseren Breitengraden die Regel, weiße Ostern gehören zu den Ausnahmen, dagegen reichen uns die grünen Ostern schon am Sonntag vorher die Palme des Friedens und wir wandeln ungestraft unter Palmen. So viel neue Religionsstifter auch noch entstehen, so viel Sekten sich bilden mögen von der Religion der Krämpfe an, die einst in Elberfeld von Stadtverordneten auf administrativem Wege behandelt worden, bis auf predigende Engel und nachtwandelnde Wunderkinder, so werden doch

alle darin übereinstimmen, daß das Frühlingsfest in dem Menschen eben so heitre wie andächtige Empfindungen hervorruft, daß es Natur und Geist versöhnt und deshalb in einem Feste einen sichtbaren Ausdruck verlangt. Schon die alten Germanen sahen im grünen Wald eine Stätte des Göttlichen, lucos ac nemora censecrant, sagt Tacitus. Es ist ein erhebender, beseligender Gedanke, daß sämmtliche civilisirte Völker an den Feiertagen nichts thun, daß die saure Arbeit der großen Mehrzahl abgethan ist, und daß der Erwerb, die Konkurrenz, der Krieg Aller gegen Alle, auf einige Stunden seinen eisernen Arm ruhen läßt, die Menschen sich zur gegenseitigen Freude die Hand reichen und alle ihre Gleichheit vor dem Schöpfer empfinden. Kein Fest theilt aber diese freudige Stimmung unserer Seele in solchem Grade mit als das Osterfest, weil die Natur diese freudige Erregung unseres Innern wiederspiegelt und auch die Feierkleider anlegt, die sie mit den ersten schüchternen Knospen umsäumt. Dann gehen die Menschen entweder ins Freie oder in sich, oder, was das Gescheuteste ist, sie wechseln mit beidem ab.

Göthe hat nicht ohne Absicht den Faust grade an einem Ostersonntag spazieren gehen lassen, an einem Tage, wo die Menschen selber auferstanden sind „aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus der Straßen quetschender Enge, aus dem Druck von Giebeln und Dächern.“ Faust, der einsame Grübler, verschmäht das Osterei, das mit seinen bunten Farben uns anlächelt, er betrachtet es als ein Ei des Kolumbus, zerbricht es, indem er die Gottesgabe auf die Spitze stellt. Der unsichtbare Chor der Geister ruft ihm zu: „Du hast sie zerstört, die schöne Welt, sie stürzt, sie zerfällt.“ Ja, ein solches Unheil richten wir an, wenn wir nicht das „Mädchen aus der Fremde,“ das am 22. März

und die folgenden Tage gratis sich sehen läßt, freudig bewillkommnen, und uns wie Faust, anstatt von dieser, von schnüffelnden Spürhunden uns verführen lassen. Nun thun zwar die Polizei beiderlei Geschlechts, die Schutzmänner zu Fuß und zu Pferde, ihr Möglichstes, damit kein schwarzer Pudel uns umkreis't, wie dies dem Faust geschehen ist, der das Glück hatte, zu einer Zeit zu leben, wo die treuesten Freunde des Menschen unbehindert bellen und beißen konnten. Aber vor den eigentlichen Mephisto's, die nur die Maske des treuen Pudels annehmen, die das Kriechen und Hetzen vereinen, sind wir trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch nicht gesichert, ja, sie schnüffeln noch immer umher und bemühen sich, die mühsam ausgestreute Saat aus der Erde herauszuscharren. Oft reiten sie spät durch Nacht und durch Wind, ihre weißen Zelter blitzen gespensterhaft durch das Dunkel, aber nähern sie sich, so erscheinen ihre Gestalten so weiß wie die Pferde, Roß und Reiter sind eins geworden, alles verschimmelt, und der Schimmel der Büreaukratie, diese pilzartige Schmarotzerpflanze, erfüllt uns mit Grauen.

Doch das sind keine Frühlingsgedanken. Faust zog auch die papiernen Blätter den grünen vor, und es war zu spät, als er des Lebens goldnen Baum endlich an die Stelle der grauen Theorie verpflanzen wollte. Verfallen wir nicht in denselben Fehler! Es geht mit den grünen Blättern wie mit den sybillinischen, sie werden immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt, und gleichen darin dem Menschenleben. Wer daher die ersten Knospen schon liebt und dem Fest der Auferstehung mit ganzer Seele sich hingiebt, dem wird die Ruhe der Feiertage einen größeren, edleren Gewinn bringen, als ihm die schwierigste Arbeit verschaffen kann. Die Versetzung der Welt in den Ruhestand, in einen inneren Ruhestand, der durch den äußeren kirchlichen her-

vorgerufen werden soll, das ist die Philosophie der Feiertage, und die Feste sind die schönsten, in der die Natur selbst von dieser schwellenden Sehnsucht ergriffen wird, die harte Erdarbeit aufgiebt, und in bunten Blumenkelchen ihr Auge zum Himmel aufschlägt. Sich seiner Existenz und des großen Geschenks des Lebens freuen, das soll der Charakter der festlichen Stimmung sein; nicht nur die Resultate des Lebens, sondern leben und leben lassen, das muß die festliche Parole sein. Rosseau sagt: Un homme est déjà utile à l'humanité par cela seul qu'il existe. Stimmen wir diesem Weltweisen bei, so zeigt sich die Poesie der Feiertage darin, daß wir das schöne Gefühl der Gleichheit empfinden, indem wir von lauter gleichberechtigten Existenzen umgeben sind, die alle, wie wir, nur den einen Zweck haben, sich auf einige Stunden in der unbefangensten Weise ihres Daseins zu freuen. Große Gesetzgeber haben immer den Gedanken gehabt, das Volk durch gemeinsame Feste zu einem nationalen Bewußtsein zu erheben und wer weiß, wenn man von obenher den 18. October, den Tag der Wiedergeburt Deutschlands, immer mit eben solchem Glanze gefeiert hätte wie den Geburtstag des Herrschers, wer weiß, ob die moralischen Eroberungen uns nicht bei weitem leichter würden. Und doch hat die großartige Jubelfeier Schillers gezeigt, daß das ganze deutsche Volk mit Freuden einer gemeinsamen Fahne sich hingiebt, wenn Humanität, Gesittung und Freiheit auf dem Banner dieser Fahne leuchten. Aber es ist traurig, daß die deutsche Langsamkeit und Bedächtigkeit immer erst hundert Jahre bedürfen, um zum sichtbaren Ausdruck zu gelangen; nur der Gedanke, daß das deutsche Volk recht alt werden muß, noch älter als die deutschen Eichen, weil es noch so viel auf dem Herzen hat, kann uns über diese weniger als stufenweise Entwickelung trösten.

Stellen wir die gewagte Hypothese auf, daß den Ostertagen immer ein blauer Himmel lächelt, daß die Sonne sich nicht hinter einem Schleier verhüllen und noch weniger hinter Bergen von Wolken sich verstecken will, nehmen wir die Vermuthung als richtig an, daß auch die Natur ein Feierkleid anlegt und die Elemente vom Kampfe sich ausruhen, und lassen wir einen vorchristlichen, heidnischen Philosophen nach der Hauptstadt kommen, der von einem Auferstehungsfest nicht ahnt. Will er sich in der Stadt orientiren, will er nur einen Plan, einen Fremdenführer kaufen, um sich in dem Gewirre der Straßen zurechtzufinden, nichts ist zu haben, alle Läden sind geschlossen, die Bevölkerung ist auf einer Emigration begriffen, und wie die Römer nach dem heiligen Berg zogen, um die Patrizier durch ihre Abwesenheit zu bestrafen, so zieht Alles, Plebejer und Patrizier, mit Frau und Kind und Hausfreund vor die Thore und athmet zum erstenmal, nach langer winterlicher Entbehrung, die balsamischen Lüfte des Frühlings ein. Mit den alltäglichen Kleidern ist auch der alltägliche Sinn abgethan, der Staat ruht aus, der Bürger ruht aus, die Schule ruht aus, Recht und Unrecht finden keinen amtlichen Richter, und das Handwerk keinen Arm. Nur das Vergnügen und der Sinnengenuß läßt seine einladenden Laute erschallen, auf dem zweimeiligen Umkreis von Berlin wird jeder Fleck Erde, dessen Sandboden nicht zu bodenlos ist, ein Tanzplatz, und geflügelte Gruppen drehen sich nach dem Kasten der Leier im Kreise. Unser heidnischer Denker wird ausrufen, daß hier das Eldorado sei, daß hier die Saturnalien, jenes Fest der Brüderlichkeit, das ganze Volk vereinen, daß der Baum der Erkenntniß blühe, und ein Rom ohne Wölfe, ein Paradies ohne Schlange, gefunden sei. Aber der Traum währet nicht lange, es war nur ein Rasttag auf der Lebensreise.

Wenige Stunden sind verflossen, die Poesie der Feiertage ist dahin, und die rauhe Prosa des Lebens läßt nicht mehr die Glocken der Kirchen, sondern die Glocken der Fabriken läuten, die lustig schwärmenden Vögel werden wieder in die Käfige eingesperrt, unbezahlte Rechnungen werfen ihre düstern Schatten auf Gegenwart und Vergangenheit, die Mythe des Paradieses ist entschwunden, und die rückständigen Miethen werden unbarmherzig eingezogen. Aus den fröhlich wandernden Gruppen, die in den Festtagen vor die Thore zogen, werden traurige, die ihre geringen Habseligkeiten nach sich ziehen, und die Pfandhäuser verschlingen noch den letzten Rest, um dem neuen Wirth, der das Gastrecht nur praenumerando ausübt, eine Abschlagszahlung leisten zu können. Das Stadtgericht ist wieder in vollster Thätigkeit, die Wechsel, die die Feiertage als Respekttage betrachten, haben kein Mitleid mehr, in symbolischen und Real-Injurien macht sich das bedrängte Herz Luft und die Satelliten der Polizei werden überall angerufen, um den Kampf mit dem Drachen des Hauses durch ihr amtliches Ansehen zum Schweigen zu bringen.

Das ist an vielen Orten die düstere Kehrseite der Festtage! Aber, Dank der Fackel der Aufklärung, es wächst die Bildung und Intelligenz des Volkes mit jedem Jahre, und der Rausch des Genusses, der fast immer auch der kostspieligste ist, macht edleren Genüssen Platz, die dem empfänglichen Sinn nicht blos gehorsame Demuth, sondern die Befriedigung der geistigen Erhebung bieten. Während das oft mit Unrecht bewunderte England noch jetzt darüber berathen hat, ob das brittische Museum in London auch an Sonntagen geöffnet werden soll, und diese Frage in engherziger Orthodoxie verneint hat, haben wir es den Bemühungen einer geistvollen Schriftstellerin zu verdanken, die

ihre Feder dem Wohle des Volkes geweiht hat, daß unsere Kunstschätze bereits seit mehreren Jahren der großen Masse der arbeitenden Klassen zugänglich sind, die nur einen Tag in der Woche ihrer Bildung und Erholung widmen können. Und mit welchem Eifer, mit welcher Andacht sie hier die Werke großer Meister betrachten, und die Götter einer untergegangenen Welt, die ihnen eine neue aufgehen lassen, davon kann sich jeder überzeugen, der an einem Sonntag in diese Hallen eintritt. Als das Museum unter Friedrich Wilhelm III. erbaut wurde, hatte einer unsrer ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmänner, dem Preußen den Lorbeer des Staates der Intelligenz mit zu verdanken hat, den Vorschlag gemacht, eine Inschrift darauf zu setzen, die nicht nur für den Platz des Gebäudes die passendste, sondern zugleich das Verhältniß von Kunst und Religion in treffender Weise charakterisiren sollte. Dieser Schöpfer unserer Gymnasien und Hochschulen wollte, daß der Tempel der Kunst die einladenden Worte uns zurufe: Introite, nam et hic Dii sunt! Tretet ein, auch hier sind Götter! Leider siegte die gegenwärtige barbarische Inschrift, von der Rumohr behauptet, daß ihr Autor der Archäologe Hirt, es durch vergoldetes Erz auf die Nachwelt gebracht habe, daß er kein Lateinisch verstehe. Aber die damals zurückgewiesene Inschrift ist jetzt durch die Macht der Thatsachen nach einem Menschenalter zur Wahrheit geworden. Früher war der Tempel der Andacht geöffnet, wenn der nachbarliche Tempel der Kunst geschlossen war, es war, als ob der Kultus des Schönen, das den Himmel auf die Erde versetzt, und der Kultus der Religion, die die Erde zum Himmel erhebt, sich gar nicht vereinen lasse, als ob der Religiöse nothwendig am Sonntag ein Bilderstürmer sein müsse, und erst nach mehr als dreißig Jahren siegte der warme und helle Geist, der sich

in den Worten Göthe's am besten ausspricht: Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, hat auch Religion!

Seitdem hat die Philosophie der Feiertage, die sonst aus den Polizeiberichten ihre Data entnahm, und oft schon bei eigner denkender Betrachtung in den Vormittagsstunden den Gegensatz einer inneren Erhebung vor Augen sah, einen freundlicheren Charakter angenommen, seitdem der heilige Tag, der die Stätten des Erwerbes schließt, und die Stätten der Offenbarung öffnet, hoffnungsreiche Scenen aufzuweisen, in denen sich der Drang der Menge nach den edelsten Genüssen ausspricht, wie dies die zahlreichen Gruppen zeigen, die des Augenblickes harren, wenn die Hallen der Kunst geöffnet werden. Fügen wir noch hinzu, daß in unseren Tagen ein edler, hochherziger Bürger, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, ein Werk der Liebe gethan hat, wozu bisher noch keiner der Herren vom alten und befestigten Grundbesitz sich entschlossen hat, die so gern von ihrer Opferwilligkeit sprechen, fügen wir hinzu, daß Johann Wagener eine Gallerie der Werke lebender Künstler, die seltene Kleinodien enthält, dem Könige, dem Staate, dem Volke geschenkt hat, und daß wir hier auch am Sonntag die Leistungen von Männern wie Schrader, Magnus, Vernet, Gallait, Lessing, Hildebrandt, Klöber und anderer Koryphäen der Kunst bewundern können, so zeigt sich, daß edlere Genüsse ein Bedürfniß des Volkes sind, daß sie den Sieg gewinnen und einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes, von der schon Schiller's Herz erfüllt war, eine ruhmreiche Bahn brechen. Lichtenberg sagt einmal: „Die Menschen fechten gern für die Religion, aber leben ungern nach ihren Vorschriften." Ist Religion und Kunst eine Himmelfahrt, so ist jetzt die Gelegenheit gegeben, ihren Vorschriften zu genügen. Und treten wir dann nach

der erhebenden Fahrt in den duftenden Garten ein, so wird die Natur in Blüthen und Blättern unsere Empfindungen wiedergeben. Der Frühling beginnt jetzt seine Blumenausstellung und sendet die bescheidenen Veilchen als seine Vorboten. Düfte sind die Gefühle der Blumen, die ihre Augen dem Lichte zuwenden. Athmen wir die Düfte ein und vertrauen wir der belebenden Macht des Lichtes unsere Hoffnungen an. Athmen und hoffen, dum spiro, spero; das mag der Wahlspruch der Frühlingstage sein!

Zur Philosophie der Zweckessen.

Obgleich bei seinem hundertjährigen Geburtstag der Dichter Schiller weit mehr gefeiert worden ist, als der Denker und Philosoph, obgleich sein schwungreiches Lied „an die Freude" auf allen öffentlichen Plätzen in den Städten Deutschlands von einer begeisterten Menge gesungen wurde, obgleich der nationale Sänger in gereimten und ungereimten Lobliedern seine Bewunderer fand, so können wir doch behaupten, daß Schiller als Naturforscher, als Mediziner, grade jetzt eine so allgemeine Würdigung erhielt, wie sie noch nie einem Sohne des Aesculap zu Theil geworden ist. Männer, Frauen und Jungfrauen vereinigten sich in geschlossenen Räumen, um praktisch die Wahrheiten einer Abhandlung zu prüfen, die der große Dichter noch als Regimentsfeldscheer auf der Karlsschule geschrieben hatte, ohne zu ahnen, daß ein inhaltreiches Rezept noch in späten Zeiten eines allgemeinen Beifalls sich erfreuen würde. Damals hielt der Verfasser es noch für nöthig, seine Dissertation zu vertheidigen, heut zu Tage sind seine Lehren so in Fleisch und Blut gedrungen, daß sie fast für unumstößliche Maximen gelten, die jeden Zweifel zu Boden schlagen.

Kurz vor und nach dem 10. November 1859 fanden wir fast an jedem Tage in den Zeitungen angekündigt: Souper, Diner in dem und dem Saale, von der und der

Gesellschaft, zum Andenken an den hundertjährigen Geburtstag Friedrichs von Schiller. Was heißt eine solche Anzeige? Weiter nichts, als eine Einladung, um diejenigen Wahrheiten praktisch darzulegen, die Schiller in seiner Schrift: „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ niedergelegt hat. So ist der Eleve der Karlsschule der geistige Stammvater der Zweckessen geworden, die noch nach hundert Jahren beim Klange der Gläser seinen Ruhm feierten.

Aber bedenken wir das, und welche große Aufgabe fällt dann dem zu, der ein Zweckessen anordnet, und dem, der sich dabei betheiligt. Es kömmt nicht bloß darauf an, strohgelbe Handschuhe anzuziehen, eine weiße Kravatte umzulegen, den schwarzen Frack sorgfältig ausbürsten zu lassen, oder die runden Formen der Krinoline herzustellen und Rosen auf den Wangen und im Haar glänzen zu lassen; das Ebenbild der Gottheit soll hier eine höhere Offenbarung darlegen, das innige Bündniß der thierischen Natur mit seiner geistigen, der Mensch soll hier in der ästhetischen Schönheit der Feier die innigste Harmonie seiner geistigen und sinnlichen Triebe im hell erleuchteten Saale verkünden. Die körperliche Nahrung soll zugleich eine geistige Tendenz haben, das Zweckessen einen höhern Zweck, und man soll satt werden, ohne übersättigt zu sein. Wo finden wir die verbündeten Kräfte, die einer so mächtigen Aufgabe gewachsen wären?

Zuerst unsere Wirthe, die den thierischen Organismus vorzugsweise im Auge haben und das Zweckessen wie eine melkende Kuh betrachten. Wir haben nichts dagegen, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth sei, und daß man dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden soll, aber wir verlangen von unsern Köchen, daß sie zu einem höhern Standpunkt sich erheben und von der Bedeutung ihrer

Mission erfüllt seien. Wo ist ein Vatel, der unsterbliche Koch Ludwigs XIV., der sich den Tod gab, weil der Seefisch nicht ankam, wo ein Soyer, der bei der Einnahme von Sebastopol durch die sinnreichste körperliche Verpflegung der Truppen einen welthistorischen Ruhm erntete? Wer erinnert sich noch des Diners, das Soyer in London nach der Eröffnung der Industrie-Ausstellung den Vertretern der Presse aller Nationen, den Vertretern der Künste und Wissenschaften gab? Sollte ein solches Genie nicht wieder zu erwarten sein und sein Beispiel keine Nachahmer finden? Da war die Speisekarte eine Wahrheit geworden, der thierische und geistige Organismus in Einklang und durch einen kunstreichen Heerd ein Hirt und eine Heerde. Friedrich der Große sagt: l'espèce humaine est moutonnière, elle suit aveuglement son guide. Wie gern folgen die Menschen jedem Reformator, wenn er ihnen nur wirklich etwas Besseres bietet?

Aber was ward uns in diesen Tagen geboten? Ein Zwei Thaler Diner bei Kroll konnte nicht einmal die einfachsten kulinarischen Anforderungen befriedigen, selbst wenn wir gar nicht das Zweckessen, nicht die Bedeutung des Tages berücksichtigen. Hier fanden die gewöhnlichen Temperaturverhältnisse keine Würdigung, Speisen, die warm genossen werden müssen, waren kalt, und kalte Speisen erschienen als warm. Beim Schinken und Burgunder war weder Schinken noch Burgunder, und der Lachs erschien als ein Produkt der „künstlichen Fischzucht." Wir hörten goldne Worte von den geistvollsten Rednern in schöner rhetorischer Form, aber wenn dann die Schüssel erschien, verschwand die Flamme der Begeisterung, und der sklavisch behandelte Magen empörte sich gegen den freien Geist. „Und Begeisterung ist keine Heringswaare, die sich einpökeln läßt für mehrere

Jahre." Nun wuchs der Unmuth des thierischen Organismus und das edle Blut der Traube soll das gut machen, was der Wirth verschuldet hatte. Aber kaum, daß wir Bacchus den Lustigen hatten, stieg uns eine Blume in die Nase, wie sie uns aus der Aachener Schwefelquelle noch in gutem Andenken war. O edler Gott, du fruchtbare Quelle eines immer jugendlichen und immer erwärmenden Hauches, du, der du selbst ermatteten Herzen die Flamme der Begeisterung mittheilen kannst, der du vom Feuer des Himmels und der Erde dich nährst, und eine Brücke zwischen beiden bildest, du erschienst hier als Ritter von der traurigen Gestalt, als Mitglied einer Schwefelbande, die in Retorten ihr Leben fristet, und einem kunsteichen Alchymisten ihr Entstehen zu verdanken hat. Das waren mindestens „vier Elemente innig gesellt," vielleicht gut genug, um am Sylvesterabend einen Punsch zu brauen, aber nicht um in dithyrambischer Begeisterung uns zu dem hohen Fluge des Genius zu erheben, dem der Tag geweiht war. Wer jetzt noch von einem himmlischen Behagen ergriffen wurde, der konnte gewiß mit Göthe „ich weiß nicht wie" und selbst noch „warum" hinzufügen, und dennoch fanden wir manche Personen, die ein himmlisches Behagen darin zeigten, einen Redner zu unterbrechen, der in den wärmsten Worten für die edelste Sache sprach. Wir können dies Benehmen nur dann entschuldigen, wenn wir es als eine Rache des vom Wirth so tief verletzten thierischen Organismus bezeichnen. Nachdem die Harmonie zwischen beiden Faktoren gänzlich verschwunden war und das Zweckessen in das gefährliche Stadium der ungeheuren Heiterkeit überging, da zeigten sich die bösesten Geister, Geister noch gefährlicher als die, die der Rendant Hornung aus leeren Tischen citiren kann. Es sind dies auch Klopfgeister, echte Bauchredner, die in Folge der unver-

dauten Speisen auch unverdautes Zeug reden, und die Wahrheit der Schiller'schen Abhandlung uns zu unserm Leidwesen offenbaren. Diese Klopfgeister, die mit großer Hartnäckigkeit so lange auf den Tisch klopfen, bis die Ruhe hergestellt ist, sind die gefährlichsten Gäste der Zweckessen, denen das leitende Komité nie das Wort gestatten müßte. Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr? Sie gefallen sich gewöhnlich in Schnurren und Albernheiten, vernichten den guten Samen, den die Vorredner ausgestreut, und bringen in den Ausgang des Festes eine Disharmonie, die noch diejenige übertrifft, die der Koch veranlaßt hat.

Zu einem Zweckessen, das eben nicht ein harmloses freundschaftliches Gelage sein soll, sondern ein echtes, vom Geiste getragenes Symposion, gehört die strengste Disziplin, eine Disziplin, in der die Engländer bei ihren vielfachen Festessen Meister sind. Die leibliche und die geistige Küche müssen im Einklang sein und nicht jedem das Wort gestattet werden, der reden will, nur weil er nichts zu sagen hat. Der Wirth wollte die Schildkrötensuppe der Engländer uns liefern, um uns nach dem Lande der freiesten Rede zu versetzen, wir glauben an seinen guten Willen und an die Speisekarte, aber die That blieb weit hinter dem Ideal zurück, und ein kalter Schauer überlief uns beim ersten Löffel. Was nützen alle französischen Ausdrücke auf der Karte, wenn die Namen schön in's Ohr fallen und die Dinge schwer in den Magen. Die Alten nannten zwar das Menschengeschlecht „durum genus“, weil es aus Steinen entstanden war, aber die Geschichte dieser Erschaffung ist schon zu lange her, als daß wir uns gern beim Essen daran erinnern. Da hatte eine andere deutsche Gesellschaft, die im englischen Hause ihre Säkularfeier beging, wenigstens ehrliche deutsche Namen und wir fanden

hier einen Eilauf, Ueberlauf und Umlauf, die die verschieden bereiteten Saucen bezeichneten. Hier waren die Speisen mit Recht mehr kolossal und im großartigsten Styl, etwa wie Dannecker die Schiller'sche Statue auffaßte, während bei Kroll in der Form der Speisen das kleine Cotta'sche „Schillerformat" vorherrschte. Alles aber, was zu Ehren Schillers, zu Ehren dieser Feuerseele geschieht, muß wie dies Element groß und mächtig sein. Schiller war ein ebenso nationaler Sänger, als kosmopolitischer; er war ein Dichter der Menschheit. Göthe war bei weitem konkreter, er wollte nur das Gelegenheitsgedicht gelten lassen, während Schiller die Angst des Irdischen von sich wirft und fliehet „aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich." Deshalb ist auch Schiller selbst den romanischen Nationen bei weitem zugänglicher als Göthe, und gehört in Frankreich und Italien zu den gefeiertsten Namen. Mit der größten Naivetät sagte einst der Volksdichter Jean Reboul, der auch, wie unser Dichter aus einer Bäckerstube entsprossen ist, bei einem Besuch in Nismes zu dem Verfasser dieser Zeilen: „Votre Goethe, c'a n'a pas de verve, mais votre Schiller, il est presque français." Auch Louis Napoleon übersetzte im Gefängniß zu Hamm „die Ideale" und zugleich „die Räuber", obwohl er, wie bekannt, selbst in den tiefen Schacht des Faust hinabgestiegen ist und die Figur des „Mephisto" sehr hoch schätzt.

Doch kommen wir wieder auf unsere Philosophie des Zweckessens zurück, so erscheint uns das Zweckessen auf seinem höchsten Standpunkt, als die Versöhnung des Idealismus und Realismus, als das Gleichgewicht beider Faktoren, als die Vermählung jener beiden Seelen, die in der Brust des Menschen sich streiten. Ehe nicht die Verleiblichung des Geistigen und die Vergeistigung des Leiblichen bei feierlichen

Gelegenheiten eine konkrete Gestalt gewinnt, müssen wir uns mit dem Schiller'schen Vers, diesem punctum saliens aller Zweckessen trösten: „So lange nicht die Welt, Philosophie zusammenhält, erhält sich das Getriebe, durch Hunger und durch Liebe." Für die Liebe muß jeder selbst sorgen, der Hunger muß aber mit gastronomischer Kenntniß nicht auf einmal, sondern in sanft ansteigender Progression gestillt und keine Speise geliefert werden, die den Magen so bedrückt, wie die That des Hamlet die Seele. Ein Koch, der ein solches Festessen bereitet, das den Menschen erhebt, wenn er die Speise zermalmt, der den Dualismus der streitenden Mächte überwindet, er wird von der essenden Nachwelt so gefeiert werden, wie Vatel, Rumohr und Soyer. Wenn auch der Wehrstand bei der Schiller'schen Feier sich in auffallender Weise nicht betheiligt hat, so kann er sich doch ebenso wenig den Mächten der Küche entziehen, und der Zehrstand wird einst bei einer rationellen Küche um alle Stände ein brüderliches Band schlingen. Der Höllenbrei der Surrogate wird ebenso verschwinden, wie der unnatürliche Gaumenkitzel ausgesuchter Delikatessen und selbst „auf der Menschheit Höhen" wird man essen, um zu leben, nicht leben, um zu essen. Längst vergangene Zeiten lehren uns, was die Beherrschung des Feuers auf dem Heerde für eine Wichtigkeit hat. Pompejus engagirte nur deshalb einen Koch, der ihm sehr ähnlich sah, weil er, vom Aeußern auf das Innere schließend, große Talente in ihm vermuthete, und die Köchin, die bei der Madame Galvani in Bologna diente, entdeckte durch einen zuckenden Froschschenkel — den Galvanismus.

Die Montagsgäste.

Obgleich der blaue Montag zu den Traditionen der Vergangenheit gehört, und eine Feier dieses Tages weder in den arbeitenden, noch in den nichtarbeitenden Klassen der Bevölkerung zu bemerken ist, so ist doch beim Beginn der Woche in den Straßen der Residenz eine größere Lebhaftigkeit und ein gewisses festliches Treiben wahrzunehmen. Seitdem durch die Eisenbahnen der Verkehr ebenso erleichtert, wie gesteigert worden, so daß Berlin der Mittelpunkt eines so verführerischen Netzes geworden ist, das seine Fäden nach allen Richtungen aussendet, bleiben von den zahlreichen Sonntagsgästen aus der Provinz eine große Menge an der Leimruthe jener Genüsse kleben, die zu süß sind, um sich nach wenigen Stunden von ihnen zu trennen und in die Prosa der Heimath und des Alltagslebens zu eilen. Besondere Umstände, wie eine angenehme Bekanntschaft, eine durchschwärmte Nacht, der Zug des Herzens, der mächtiger ist, als der der Eisenbahn, das Studium der Museen, des neu erfundenen Aktienbiers, der theatralischen Speisekarte, die Uhr, nach der der Glückliche nicht sieht, ein blindes Vertrauen zum Droschkenkutscher, alles das sind Hindernisse vom Sonntag, die dem Montag zu Gute kommen, und den Urlaub des Provinzialen noch um einen Tag verlängern, um einen Tag, den er nun, nach gemachten

Erfahrungen, so gut wie möglich zum dauernden Nutzen verwenden will. In der Manteuffelschen Zeit, wo das gefürchtete Publikum nur durch eine Hinterthür in die Kammer gelangen konnte, gab uns die enge Eingangspforte der Niederwallstraße die beste Gelegenheit um diese im Gänsemarsch vordringenden Leute einzeln aufs Korn zu nehmen. War hier die Hausthür Nr. 8, der nächste Nachbar einer Tischlerwerkstatt, geöffnet, so sehen wir eine Menge eilender Personen aus allen Ständen eindringen, die, mit Billets versehen, es gar nicht begreifen können, wie das unscheinbar kleine Haus zu den Tribünen des „hohen Hauses" führen soll. Kein konstitutioneller Staat hat einen solchen miserabelen Vorbau vor seine Volksvertreter gelegt; es stammt diese parlamentarische Architektur noch aus der Blüthe der Manteuffelschen Periode, als in den Regierungskreisen noch die Furcht vorhanden war, daß die Repräsentanten einst wider ihren Willen vernagelt würden und man durch detachirte Forts, überbrückte Kanäle, Festungsgräben und hölzerne Pallisaden, so gut wie möglich die Unverletzlichkeit der Deputirten vertheidigen wollte. Die Pforte ist so eng, wie die, welche zum Paradiese führt, so daß eine modern gekleidete Dame vom Kopf bis zu Fuß den Athem anhalten muß, um diese Thermopylen zu passiren; ist das aber glücklich geschehen, so haben wir noch eine Menge Hinterhäuser mit schmutziger Wäsche, Brunnenkresse, Topfgewächsen und andern Töpfen zu überwinden. Oft sieht man hier „wie Kräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen" bis wir in einer durch einen Bretterzaun bezeichneten Spirallinie endlich vor der steinernen Treppe stehen, die zu der großen Tribüne A. führt. Aber schon auf der Treppe ist ein Summen der Montagsgäste wahrnehmbar, die alle mit pochendem Herzen die Stufen erklimmen und oben ange-

kommen, sich nicht ihrer Reisegarderobe entledigen wollen, obgleich der aufmerksame Thürsteher ihnen, im Interesse ihrer Gesundheit, sagt, daß es drin sehr heiß sei und noch heißer würde, da der Virchow'sche Antrag auf der Tagesordnung stehe.

Bei den Worten der „Virchow'sche Antrag" öffnet sich zufällig von innen die Thür; wir sehen in einen dichten Menschenknäuel, die alle mit emporgestreckten Hälsen der Dinge warten, die da kommen werden. Die Provinzialen erkennen mit Schrecken, daß sie doch, um einen guten Platz zu erhalten, fast schon zu spät gekommen sind; wegen des Virchow'schen Antrags opfern sie bereitwillig ihre überflüssige Toilette, um das Gedränge nicht noch zu vermehren. Selbst eine ältere Dame, die noch immer auf einen Antrag wartete, und nur nach Berlin gekommen, um ihren mehr als vorjährigen Hut mit fremden Federn zu schmücken, überreicht mit Lächeln dem Garderobier ihren Frühjahrsmantel und zeigt uns eine Taille, die kaum dem Seufzer über verlorenes Glück den hinlänglichen Platz ließ.

Nach der Besiegung aller dieser Schwierigkeiten sind wir endlich auf einer der hintersten Bänke der Tribüne. Die Sitzung soll eben beginnen, das Protokoll wird verlesen, aber wir können nichts hören, denn unsere Montagsgäste lassen auf allen Bänken ein Kreuzfeuer von Fragen erschallen, die in den ersten Elementen der Staatskunst sich bewegen. Die Personenfrage spielt natürlich die Hauptrolle und die Frage nach den Ministern ist die erste, doch da unsere Minister nicht immer auf ihrem Posten bleiben und manchmal ambulirend sind, so ist es schwer aus der Menge der unten sitzenden und stehenden Personen gleich die richtige zu bezeichnen. Häufig kommt es vor, daß ein Herr im schwarzen Frack und weißer Kravatte, der immer Papiere

unter dem Arm hat, für den Minister des Kultus gehalten wird, aber es hat dieser Herr mit den Regulativen und den freien Gemeinden nichts zu schaffen, und es ist nur der Kanzleidiener des Hauses, der die Drucksachen herumträgt. Der Kaufmann neben uns, der uns seine persönlichen Verhältnisse entdeckt und aus einer kleinen Stadt stammt, in der der Schnellzug nur zwei Minuten anhält und nur die Viehtransporte sich längere Zeit lassen, will sogleich auf der Ministerbank den Bankminister sehen. Aber der Bankminister, an dem der Kaufmann wegen seiner Bankantheile den innigsten Antheil nimmt, ist leider noch nicht anwesend und wir können dem wissensdurstigen Provinzialen nur ein Paar seiner Kollegen zeigen, die in ihrem Portefeuille blättern. Ein Minister-Portefeuille hat immer für den, der es noch nicht gesehen hat, einen eigenthümlichen Reiz, und es verbinden sich unwillkürlich politische Gedanken mit dieser einfachen und prunklosen Buchbinder-Arbeit; in dem Augenblick aber, wo man seiner ansichtig geworden, verschwindet wie beim „blauen Buch“ in England selbst für einen blauen Montagsgast sein poetischer Nimbus und unser sonst phantasiereicher Materialist sieht mit Schrecken, daß selbst die Lenker des Staats sich ganz gewöhnlicher Schreibmaterialen und Utensilien bedienen, wie sie in seinem Laden von früh Morgens an zu haben sind. Ja das Imposante der Staatsmaschine verschwindet immermehr, sobald man dicht bei der Bühne ist, und man sieht, daß auch auf dem großen Welttheater Alles mit natürlichen Dingen zugeht.

In dem Augenblick tritt der Kriegsminister ein und in die Hofloge der General Wrangel. Unsere Montagsgäste, die noch immer auf den Virchow'schen Antrag oder vielmehr auf die Interpellation gehofft hatten, hören mit Schreck, daß der berühmte Professor seine persönliche Be-

merkung, auf die das ganze Auditorium gespannt war, zurückgenommen habe, und schon vorher alle Differenzen ausgeglichen seien. Es beginnt jetzt eine halb theologische, halb militairische Debatte, die sich um den Besuch der Dissidenten-Versammlungen in Magdeburg von Seiten der Soldaten dreht und ein betreffendes Ministerial-Verbot behandelt. Die blonde Nichte des Kaufmanns, eine naive Einfalt vom Lande, so frisch wie Waldesduft und Lerchengesang, ist hoch erfreut, den Kriegsminister sprechen zu hören; es scheint, als ob dieser Staatsmann, dem jetzt die Militairvorlagen so viel zu schaffen machen, auch über die Zukunft des jungen Mädchens zu entscheiden habe; sie muß das freie Wahlrecht, so weit es den Frauen zusteht, bereits ausgeübt, einen Wahlmann, d. h. einen Mann ihrer Wahl sich auserkoren haben, und erwartet gewiß, entweder einen Ehekonsens oder einen Civilversorgungs-Schein. Wie klopft ihr Herz, wie röthet sich ihre Wange, als endlich nach einer lebhaften und leidenschaftlichen Debatte, der der Feldmarschall Wrangel mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht, die sonst so freundlich grüßende Hand auf den Pallasch gestützt, als endlich, sagen wir, die Opposition sich beruhigt und die ministerielle Autorität aufrecht erhalten wird. Die Soldaten, so lange sie aktiv und nicht Invaliden sind, sollen eben gar nicht über so delikate Fragen deliberiren, meint auch der Kaufmann, und er stimmt darin mit dem Beichtvater Karls V. überein, der behauptete, es wäre weit wichtiger, die Körper zum Gehorsam, als die Seelen zum Glauben zu bringen. Die ältere Berlinerin neben seiner Nichte, die schon in den Jahren ist, wo selbst die Schwaben klug werden, und den Firniß der reinen Vernunft auf der Stirn trägt, ist aber mit der Abstimmung und dem Uebergang zur Tagesordnung gar nicht einverstanden; sie setzt es in einem längern lebhaften

Exposé auseinander, daß Gewissens- und Gedankenfreiheit eines der edelsten Güter des Menschen sei, wie noch Liedtke neulich als Marquis Posa im Schauspielhaus unter lautem Beifall gesagt habe; und versichert, daß sie in ihren Kreisen gegen diesen Machtspruch eine neue Agitation anregen werde. Erregbar, wie sie ist, fürchten wir für eine krankhafte Ueberreizung ihres Nervensystems, da sie einer ihrer empfindsamen Schwestern gleicht, die für Kunst und Wissenschaft glühend von dem gemalten Seesturm eines unserer berühmtesten Künstler gleich die unangenehmen Wehen der Seekrankheit bekam. Aber trotz ihrer eindringlichen Beredsamkeit hört ihre Nachbarin, die blonde Nichte, nur mit halben Ohren zu, sie kümmert sich nicht um politische Debatten und will sich, wie die Maiblume, unter ihren eigenen Blättern verbergen, wenn nur der Minister des Krieges ihr den nöthigen Schutz verleiht, und durch seine Unterschrift es möglich macht, daß die Liebe die Religion ihres Lebens sein wird.

Dagegen scheint ein naturwüchsiger Oekonomie-Inspektor, der die zehnjährige Dienstschnalle im Knopfloche hat, ganz von den Erläuterungen der Berlinerin eingenommen zu sein. Die nervöse Dame merkt nicht einmal den eigenthümlichen Guano-Geruch, den seine geschmierten Stiefeln verbreiten, und der einfache Waldmensch, der vielleicht das jetzt so oft angekündigte Buch „der Rathgeber im Schafstall" in der Ursprache gelesen hat, bleibt in einem ewigen Kopfnicken, da diesem rapiden Erguß gegenüber seine eigne Beredsamkeit nicht Stich hält. So sind auf der Tribüne fast die Debatten lebendiger, als in der Kammer, wo länger als eine Stunde eine ganze Liste von Kommissions-Anträgen ausführlich verlesen, und ohne Diskussion angenommen wurde. Während solcher Vorlesungen kann man die vox

populi in dem obern Stockwerk des hohen Hauses am besten studiren, und sie würde noch mehr Nüancen dargeboten haben, wenn nicht die verrätherische Uhr des Parlaments oder das mahnende Gewissen eines knurrenden Magens einen großen Theil der Montags-Politiker gezwungen hätte, jetzt aufzubrechen, um nicht noch einmal den Nachmittags-Güterzug, der an allen Stationen anhält, zu versäumen. Sie memoriren noch einmal das Thema der Diskussion, um zu Hause ihrer Familie etwas erzählen zu können und haben sich jetzt selbst überzeugt, daß eine parlamentarische Majorität die Wunderkraft der Helden Walhalla's habe, die sich des Morgens in Stücke hauen und des Mittags wieder mit gesunden Gliedern zu Tische setzen.

Unsere Volksvertreter sind in wenigen Minuten fast ganz ohne Volk, die Tribünen leeren sich, und es füllen sich mit Montagsgästen die Droschken und Eisenbahnhöfe. Manchem Gast fällt es jetzt schwer aufs Gewissen, daß er auch gestern in der profanen Residenz den sonntäglichen Gottesdienst versäumt habe. Doch wir wollen ihn mit dem bekannten Berliner Philosophen Engel trösten. Dieser „Philosoph für die Welt" pflegte zu sagen: „In Berlin kann mein Herz nicht warm werden; wenn ich beten will, gehe ich nach Neustadt oder Freienwalde."

Eine Sylvesternacht in zwei Theatern.

Ein vorsichtiger Mann, der weder einer Partei noch einer Fraktion sich anschließen wollte und wie die Spinne im Centrum saß, wurde einst gefragt, ob der Mensch sterblich oder unsterblich sei, und er antwortete, seinem Standpunkt getreu, daß die Wahrheit in der Mitte liege. War auch unsre Frage mehr weltlicher Natur, so erhielten wir doch dieselbe Antwort, als wir in der letzten Nacht des vergangenen Jahres, von einem rauschenden Strom von maskirten Gestalten getragen, in das Berliner Viktoria-Theater traten, und auf dem riesigen Schauplatz uns kaum zurechtfinden konnten. Ein theilnehmender Freund war der Retter unserer Gesellschaft, und erklärte uns mit seltnem Scharfblick, daß wir Bürger zweier Welten wären, daß wir im Centrum uns befänden, und von dieser Doppelbühne aus dem Sommer und dem Winter zugleich in's Antlitz schauen. Was noch kein Architekt vermochte, den Süden und den Norden mit demselben Dache zu umspannen, die Blumen, die das Eis bildet, mit den Töchtern der Sonne zu vereinigen, die Gegenwart zur Zukunft und die Zukunft zur Gegenwart zu machen: das ist den Erbauern des Viktoria-Theaters, den vereinigten Architekten Langhans und Hitzig gelungen, die durch dieses imposante Werk unsrer Stadt eine Zierde verliehen haben,

der sich — wir sagen es mit Bedacht — weder Paris, noch Wien, noch London, rühmen können. Ja es hat etwas Berauschendes, in Räumen sich zu bewegen, die einzig in der Welt sind, und der gerechte Stolz, in architektonischer Beziehung an der Spitze der Bewegung zu stehen, muß uns für manche andre gebotene und fehlende Spitze entschädigen. Wer es außerdem noch weiß, mit welchen materiellen Schwierigkeiten dieser großartige Bau zu kämpfen hatte, indem der Baugrund gut, aber der Baufonds nicht immer von gleicher Güte war, wer es außerdem weiß, daß nur durch eine hohe Protection die Vollendung dieser seltenen Schöpfung ermöglicht wurde, der wird in dem Gedanken an andre noch unvollendete Werke neuen Muth gewinnen, und dem größern nationalen Ausbau dieselbe Protection wünschen, die dem Tempel der Musen und des Vergnügens zu Theil geworden.

Bei den großen Dimensionen, die fast mit römischen Bauten wetteifern können, bei einem Längenraum von 225 Fuß, ist es schwer, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem man nach allen Seiten hin mit Erfolg Front machen kann. Ein Meer von Flammen, Kandelabern und Kronleuchtern, ein vollständiges Sonnensystem mit einer Weihnachtssonne im Centrum, beleuchtet zwar die Zuschauerräume und die riesige Arena, die beiden mit den Bühnen vereinigten Parquets, aber wie bei dem himmlischen Gestirn reichen auch die gewöhnlichen Teleskope nicht hin, um die Entfernungen vollständig zu durchmessen. Wie man in der römischen Peterskirche einer Trauung, einer Taufe und der Einkleidung einer Nonne zugleich beiwohnen kann, ohne daß diese verschiedenen kirchlichen Akte sich stören, und in den kolossalen Räumen den wirklichen Menschen vom Leben bis zum Tode begleiten kann, so kann man auch

im Viktoria-Theater die Blüthe des Lebens in allen Freuden und Gefahren sehen, und eine liebenswürdige Frau kann selbst, ohne den Schutz der Maske, ihrem unglücklichen Mann Stunden lang entführt werden, obgleich sie unter einem Dache mit ihm bleibt. Ja sie kann ruhig in den Zuschauerräumen des Sommertheaters, die sich bis ins Endlose ausdehnen, an den Qualen ihres Gatten sich weiden, erlaubte, überzuckerte und verbotene Früchte genießen, während der Unglückliche in dem Labyrinth der vereinigten Podien umherirrt und den Faden der Ariadne und die Ruhe seines Herzens verloren hat. Und wirklich war ein Don Juan vorhanden, dem wir, nach seinem Costüm zu schließen, tausend und drei solcher Streiche zutrauten, aber er hatte sein Barett nur mit fremden Federn geschmückt, und schon sein spiralförmiges Podium zeigte, daß er nur wenig über die engen Grenzen der Münzstraße hinausgekommen, und von Spanien vielleicht weiter nichts kennt, als den bittern Trank, der auch jenseits der Pyrenäen billig zu haben ist. Ja wir sind zu sehr polizeilich geschult und in Konvenienzen aufgewachsen, um uns mit Leichtigkeit auf den Wellen des Frohsinns schaukeln zu können; im Gegensatz zum heitern Süden tragen wir immer eine Standesmaske und sind der Karnevalslaune nicht fähig. Rousseau hat die Verschiedenheit der Volkscharaktere am prägnantesten ausgesprochen, und wir müssen ihm beipflichten. Das erste Wort des Südens war aimez-moi! das erste des Nordens aidez-moi! Wie unglücklich steht jener Jüngling da, der einem vornehmen Kavalier eine Extratour mit seiner jugendlichen Schönen, einer zarten Rosenknospe, bewilligt hat, und nun plötzlich den Kavalier mit der Rose verschwinden sieht. Anstatt sein Recht zu fordern, was ihm die nordische, angeborene Fessel des Standesunterschiedes nicht gestattet, oder

sich mit einer andern zu trösten, wurde er ganz trübselig, schmachtend und melancholisch, und glich der zerflossenen Butter, die er am Tage muthmaßlich stückweise verkauft. Der berühmte Koch Vatel tödtete sich, weil der Seefisch nicht ankam, wer weiß, was der deutsche Jüngling thut, wenn der Backfisch nicht wieder kommt! In domino mori, im Domino vor Sehnsucht sterben, wäre eine neue Art aus der Welt zu gehen. Zwei verhüllte Damen, die eben an uns vorübergehen, scheinen, nach ihren dunkeln Bußgewändern zu schließen, solche Todesgedanken zu haben, aber ihr Gespräch, ihre zweideutige Grammatik und ihr kecker Blick belehren uns, daß sie jener Klasse aufdringlicher Mehrheitsgeschöpfe angehören, die sich oft im budgetlosen Zustande befinden, und mit ihrer glänzenden Toilette den Grundsatz illustriren: le pavillon couvre la marchandise. Sind diese Perlen echt, an denen die eine wie an einem Rosenkranz zählt, ob auch keine abhanden gekommen, dann bedeuten sie Thränen, wenn auch nicht der Besitzerin, sondern des galanten Verehrers, der jedenfalls betrogen ist. Doch es ist keine Zeit zu moralischen Betrachtungen, überdies ist das schöne Geschlecht selbst in den Augen der Frommen immer schuldlos. Die Bibel sagt: „Wir sind allzumal Sünder," von den Sünderinnen ist keine Rede. Wie graziös haben sich jene Priesterinnen der Musen um den Weihnachtsbaum gruppirt, aber sie sind von einem Dorngeflecht von Herren umgeben, so daß kein Unberufener sich der süßen Frucht nähern kann. Keine Rose ohne Dornen!

Je mehr die mitternächtliche Stunde des Soupers sich nähert, desto zahlreicher werden die tanzenden Kreise, desto rauschender die Musik. Selbst jene reizende Polin, die bisher am Arm ihres Verehrers mit einer dauernden Polonaise sich begnügte, kann den Tönen nicht widerstehen, und zeigte

ihre nationale Kunst, die selbst mit den Augen einen Fackeltanz aufzuführen weiß, gegen dessen verheerende Gluthen keine Versicherungsanstalt uns helfen kann. Die Deutschen haben wegen ihrer Kaltblütigkeit das Vorrecht, ihre Tänzerin eng zu umfassen, während das lodernde Feuer des Spaniers und Italieners ihm nur gestattet, seine Kunst par Distance zu entfalten. Wer einen deutschen Walzer in der letzten Jahresstunde mit ansieht, der kann es dem schwärmerischen Werther nicht übel nehmen, wenn er schwört, „daß sein Mädchen nie mit einem Andern walzen solle.“ Il n'y a que le premier pas qui coute! Die Kreise für die Promenirenden werden immer kleiner und verlockender, und kontemplative Kavaliere, von der Anhänglichkeit rauschender Krinolines elektrisirt, wandeln wie in den hängenden Gärten der Semiramis. Schon senden die Fraktionssitzungen vom Leipziger- und Dönhofs-Platz ihre Vorboten. Wir bemerken einige schwerfällige Greise, die schon jetzt beim Empfange von zehn Millionen unter der Last der künftigen Grundsteuer seufzen und jugendliche Zukunftsminister, die mit einem Federstrich das Abgeordnetenhaus vernichten. Der Erbauer des Viktoria-Theaters verstand es, weit besser als unsre Politiker, zwei Häuser in wenigen Stunden unter einen Hut zu bringen. Ein denkendes Mitglied des Centrums in einem grauen Domino meinte zwar, daß diese rücksichtslose Art keine Nachahmung verdiene, und eines Volkes von Denkern und Dichtern nicht würdig sei, aber wir erwidern ihm, daß schon Homer erzählt, wie Nestor in seiner Schlachtordnung immer die Furchtsamen in die Mitte gestellt habe, und daß die Furcht eines Militairstaates nicht würdig sei, der nur schwarz und weiß, und nicht das blasse Grau, in seinem leuchtenden, jugendlichen Banner habe. Und bei diesem Zwiegespräch

stand in unserer Nähe ein Zeitgenosse des großen Königs, der hier im Kostüm des vorigen Jahrhunderts erschienen war. Und der Mann aus der Zeit des väterlichen Absolutismus klappte heftig seine Dose zu, nickte beifällig mit dem Kopfe und schwang den Rohrstock, als wir ihm den Namen eines biedern und verlassenen Bruderstammes nannten. Ja es schien uns, als ob der große König selbst, der Philosoph von Sanssouci, aus der Versenkung heraufgestiegen wäre. Er, der in einigen Tagen sein Wiegenfest feiern wird, überschaute die Reifröcke der Damen und glaubte, daß seine Zeit wiedergekommen sei. Möge sein Glaube eine Wahrheit werden, und Friedrich nicht mehr „der Einzige“ bleiben! In einer Zeit der Reifröcke, der langen Schleppen und der Zöpfe verstand es doch der große Monarch, kurz angebunden zu sein!

Jetzt ist es Mitternacht und die Demaskirung ist gestattet. Die Tanz-Präsidenten rufen wie in Kabale und Liebe „Herunter mit der Larve, das Gaukelspiel ist zu Ende!“ Wir entdecken viele Nasen noch größer, als die falschen, die ihre Besitzer sich selbst gedreht hatten. Ein Beherrscher der Gläubigen aus fernen Landen, mit einem Französischen Groß-Kordon auf der Brust, enthüllt sich vor unsern Augen. Wohlgenährt scheint er wie ein Gott in Frankreich zu leben, und der Candidat irgend eines Thrones der Zukunft zu sein. „Prenez garde, rufen wir ihm zu, denken Sie, theurer Pascha, an die Italienische Doppelbuchhaltung; N. B. heißt nicht blos Napoleon Bonaparte, sondern auch nota bene.“ Aber unsre Worte werden überhört, und dem Pascha folgt ein Schweif von Damen, von Jung- und Altliberalen Schönen, die sich nicht blos mit moralischen Eroberungen begnügen. Praktische Leute, die jede Pause ausfüllen wollen, und zwischen einem Louis und einem Napoleon

die genaueste Coursdifferenz wissen, stürzen in die Restaurationssäle, während die jeunesse dorée die reservirten Zimmer in Beschlag nimmt. Leider war auf diesen Stationen der Raum so beschränkt, daß die Nachfrage nach Plätzen wohl größer war als das Angebot. Um das herzliche Einvernehmen zwischen Preußen und Frankreich, das der Kaiser der Franzosen in seiner letzten Thronrede stark betont hatte, noch besser zu konstatiren, fand hier das Gewächs der Champagne lebhafte Verehrer beiderlei Geschlechts, und reich gewordene Emporkömmlinge, die das Schicksal des Kaisers theilten, ließen eine Flasche nach der andern aus der Unterwelt des mit Menschen und Weinen angefüllten Tunnel emporkommen. Elegante Roués mit kriegerischen Bärten, die aber die Redouten noch niemals auf dem Schlachtfeld kennen gelernt hatten, zeigten die innige Allianz zwischen Bacchus und Venus, bewahrten in allen Versuchungen ihre Kraft, litten keinen Schiffbruch und zerstörten das demokratische Vorurtheil, als wäre ihre Klasse dem „Flottenwesen" entschieden abgeneigt. Ja es ist ein Privilegium des Menschen, wie schon Beaumarchais sagt, worin kein Thier mit ihm wetteifern kann, über den Durst zu trinken.

Aber der Wein giebt nicht nur den Köpfen, sondern auch den Füßen leichtere Schwingen. Der Tanz beginnt wieder und dem Bacchus folgen die Bacchanten. Die festliche Freude nahm jetzt, wo die Maske fehlte, einen noch bewegteren Charakter an, und die weitschallende Musik konnte kaum mit den Füßen gleichen Schritt halten. Selbst strenge Ballmütter, die Sekundogenituren aufweisen können, machten im Schweiße ihres Angesichtes kunstgerechte Pendelschwingungen. Erst gegen Morgen leerten sich allmälig die glänzenden Räume, und der brausende Straßenlärm kreischender Neujahrsgratulanten versetzte uns wieder in die disharmonische

Wirklichkeit. Mögen diese Wünsche strömender Volksmassen „ein glückliches Jahr" auch wirklich in Erfüllung gehen, möge namentlich die kritische „Münzstraße" im dreizehnten, im kritischen Jahre unsrer Verfassung auch wirklich geebnet werden. Dann wird der Schauplatz unsres politischen Lebens ein ruhm- und siegreiches Viktoria-Theater werden, in dem zwei gleichberechtigte Faktoren und Bühnen zu gemeinsamen Glanze für immer verbunden sind!

Die Akklimatisation der Geister. 1861.

Die alten Römer waren ein Volk, das sich durch praktischen Verstand auszeichnete. Wie das aut-aut des Cäsar, so waren Krieg und Frieden bei ihnen streng unterschieden und die natürlichen Grenzen beider Gebiete so scharf wie möglich gesondert. War der Janus-Tempel geschlossen, so ruhten die Waffen; war er geöffnet, so klirrten die Schwerter. Seit der Erfindung des bewaffneten Friedens ist man von der römischen Tradition ganz abgewichen; ein gemüthlicher, tiefer Friede, der nicht von Trommelwirbeln unterbrochen wird, ist aus Europa verbannt und selbst das Oelblatt, das Elihu Buritt vor den Mund nimmt, hat Stacheln, die von Bajonettstichen sich wenig unterscheiden. Zwar behauptet Oken, daß die Kugelgestalt das höchste Zeichen der Vollendung sei, weshalb auch die Erde stets das Bestreben habe, sich abzurunden gleich den weiblichen Formen, aber die bleiernen Kugeln machen davon eine Ausnahme und haben nichts mit der Aesthetik zu schaffen. Auch die Kreise, in denen runde Summen so sehr beliebt sind, haben vor nichts mehr Angst, als vor dem Blei und indem sie ängstlich das Wort citiren, daß ihr Geld kein Blei sei, sehen sie immer mit Schrecken dem Kampf zwischen edlen und unedlen Metallen entgegen. Selbst das oft wiederholte Wort des Moniteur, daß Louis Napoleon so gnädig sein

wolle, Deutschlands Unabhängigkeit zu achten, kann unsre Börsenmänner nicht immer beruhigen und oft zeigen sie ihren steigenden Patriotismus darin, daß sie die Papiere alltäglich fallen lassen.

Aber ist es nicht Unrecht, daß die Worte einer französischen Zeitung, die auf dem elektrischen Draht hierher getragen werden, den Werth von Millionen Menschen oder Besitzthümern beeinträchtigen können? Wo bleibt bei diesem panischen Schrecken die gepriesene Unabhängigkeit? Der elektrische Telegraph, dieser von Menschen geschleuderte Blitz hat das mit dem göttlichen gemein, daß seine Funken, wenn er auf die rechte Stelle fährt, leicht den Tod herbeiführen können? Die Sperlinge sollen in Folge dessen klug geworden sein; nachdem viele Opfer aus ihrer Mitte gefallen sind, sollen sie die gefährlichen Drähte, auf denen sie sonst die umliegende Gegend aus der Vogelperspektive betrachteten, mehr und mehr meiden. Sollten die Menschen sich nicht hieran ein Beispiel nehmen? Ein Mensch, der nur von einem Draht abhängig ist, sinkt zur Marionette herab, besonders wenn dieser Draht bald nach der, bald nach jener Richtung gezogen wird. Und gerade dieses charakterisirt den zündenden Blitz, der aus der Gegend der Tuilerien bis über den Rhein fährt, daß er einmal Sturm bringen soll und dann wieder schönes, friedliches Wetter, daß heut seine Flamme die Welt erleuchten und morgen sie verzehren soll. Einer solchen sonderbaren Naturerscheinung und ihren Folgen kann man nur dann begegnen, wenn man sie ruhig über sich ergehen und den Draht, wie der Volksausdruck sagt, links liegen läßt. Die Akklimatisation der Geister, d. h. das Gewöhnen an diese sonderbaren Widersprüche, die mit der größten Emphase vorgetragen werden, muß jetzt unser Studium sein, besonders da das französische

Volk, trotz aller Aufstachelungen der besoldeten Präfekten und Lohnschreiber jetzt so wenig kriegerisch gesinnt ist, daß es das linke Rheinufer, wie es die Geographie verlangt, links liegen läßt. Sind wir erst auf diesem Standpunkt, der uns so hoch über den Draht erhebt, so können wir nach eigener Manier Draht ziehen und von der Neujahrsgratulation an bis zu der an Deutschland gerichteten Depesche vom 15. März erscheinen dann diese Telegramme als die kunstreichsten Variationen zu dem bekannten Thema, daß die Sprache nur den Zweck hat, die Gedanken zu verbergen. Mit welcher Virtuosität werden nun jene Variationen gespielt und wie können wir uns, wenn wir einmal akklimatisirt sind, daran ergötzen! „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," dieses skeptische Wort des Faust muß uns in Fleisch und Blut übergehen; es werden uns dann nur die Ohren in angenehmer Weise klingen, aber niemals die Köpfe heiß werden. Die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland sind so angethan, daß sie die Satyre nur unter Schmerzen gebären; muß es daher nicht den Lachlustigen sehr erwünscht sein, daß die Journalisten des Moniteur uns durch ihren vielseitigen Stoffwechsel, so viel wie es gegenwärtig in Frankreich erlaubt ist, amüsiren? Einmal im Jahr predigt regelmäßig der Moniteur Frieden und schiebt dann die Kriegsgerüchte auf die übrige französische Presse, deren schrankenlose Freiheit vom Auslande nicht erkannt worden ist. Hilft dies Mittel nichts, so schiebt er die Schuld auf die deutsche Presse und die deutschen blutdürstigen Kammern. Liegt nicht in diesem Wechsel des Prügeljungen ein tief komisches Element? Wieviel Summen hat der Tartar, der Bote des eroberten Sebastopol, gekostet, der ganz Europa zum Besten hatte und die Tartaren sind noch nicht ausgestorben!

Man hat früher, als die Sprüchwörter noch Autoritäten waren, die mündliche Abschließung von Verträgen häufig durch das gewichtige, echt deutsche Motto: „ein Mann, ein Wort“ beschleunigt. Ohne sich darüber Sorge zu machen, welche schwere Verbalinjurie in diesem Lakonismus für die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts liegt, hat endlich die Zeit das Verbrechen gesühnt, die Ehre der Frauen ist wieder hergestellt und da wir so wenig Männer und so viele Wörter haben, hat das Sprüchwort das europäische Klima nicht mehr vertragen können und vegetirt nur noch kümmerlich in den Gehirnkammern altersschwacher Greise. Seitdem vor dem Richter mündliche Versprechungen keine Geltung haben und eine beglaubigte Unterschrift mit drei Kreuzen, oder ein paar Krähenfüßen vor dem höchsten Tribunal mehr geschätzt werden, als die ehrliche Sprache, die im Bewußtsein ihrer Würde es verschmäht, sich sofort stenographiren zu lassen, ist das Schreibwesen bedeutend im Cours gestiegen. Eine Urkunde hat eine höhere Bedeutung, als ein bekräftigendes Wort, eine Eidesformel mehr, als ein einfaches Ja oder Nein, ein Wort im amtlichen Theil einer Zeitung findet mehr Glauben, als im nichtamtlichen. Daher hat die Wahrheit fallende und steigende Grade, wie die Wärme, und geht allmälig in die Lüge über, die absichtlich, wie der Falschmünzer, die Lauterkeit der goldenen Worte verfälscht. Wo nun jeder Schriftgelehrter ist, und lesen und schreiben kann, sollte man glauben, daß die Pharisäer ihr Spiel verloren haben. Aber gerade umgekehrt: die Times ändert, wie der Wind binnen acht Tagen ihre Meinung und der Moniteur noch schneller und beide finden doch ihre blinden Bewunderer.

Man hat unsrer Zeit den Mangel am Glauben zum

Vorwurf gemacht, aber selbst in Zahlen läßt es sich beweisen, wie unbegründet dieser Vorwurf, wie stark unser Glaube ist. Das credo quia absurdum ist vorzugsweise das kaufmännische Kredo geworden und selbst die unsinnigsten Gerüchte erregen bei Leuten, denen es sonst an Phantasie mangelt, einen glühenden Fanatismus, denen ein würdigerer Gegenstand zu wünschen wäre. Von Schlauköpfen wird dann dieser blinde Glaube als ergiebiges Feld der Spekulation benutzt und man wird oft an das ehrliche Wort des Papstes Leo X. erinnert, daß eine heilige Fabel für den Seckel der Hierarchie weit einträglicher ist, als eine heilige Wahrheit. An Märtyrern für ihren Glauben hat unsere Zeit keinen Mangel und noch die jüngsten an Depeschen so reichen Tage mögen ihre Zahl vermehrt haben. Nicht jedes Märchen ist so unschuldig, wie das aus Amerika stammende vom begeistigten Fichtenholz, von der Tischrückerei. Damals konnte nur der leere Tisch, der, wie die „Fliegenden Blätter“ sagten, als der klügste nachgiebt, von dannen gehen, heute aber kann der volle Familientisch durch den unbedingten Glauben an eine Moniteur-Note umgestürzt werden, und eine Familie, die sich noch eben reichlich sättigen konnte, kann plötzlich an den Bettelstab kommen.

Im Berliner Akklimatisations-Verein, dem der Herzog von Gotha einmal persönlich in Arnim's Hotel präsidirte, war viel von der Einführung neuer Thierracen, von der künstlichen Zucht der Fische, von der Pflege tropischer Pflanzen die Rede. Die Akklimatisation fremder Hühnerracen ist uns in wunderbarer Weise gelungen. Das Huhn offenbart einen kosmopolitischen Charakter in so umfassendem Sinn, wie ihn kaum der Hund zeigt, und indische, chinesische, tscherkessische Hühner sieht man ohne

Spuren von Heimweh wandeln. Die Welt ist durch die Eisenbahnen und durch die vervollkommnete Schifffahrt weit kleiner geworden und ein Wesen, das weiter nichts, als „weit her" ist, erregt nicht mehr unsere Bewunderung. Nur allein die französischen Enten, obgleich sie in so großer Zahl vorhanden sind und noch in ihrer Heimath auf administrativem Wege vermehrt werden, bringen bei unsern Industriellen einen panischen Schrecken hervor, als wären sie die wildesten Raubthiere, die gegen die deutschen Grenzen losgelassen werden. Manche Zeitungen vermehren dann noch die Angst und sehen schon die ganze Erde wie ein Pulverfaß an. Die Augsburger zahlten sonst ihren Predigern einen sogenannten „Schweigethaler," damit sie nur keine Leichenrede hielten, könnte dies Mittel nicht auch bei der Vervielfältigung von Gerüchten zum eigenen Nutzen einiger süddeutscher Zeitungen angewendet werden? Aber es giebt noch ein besseres, und nicht so kostspieliges. Man muß die Geister akklimatisiren und daran gewöhnen, daß die französischen Stylübungen ihnen nicht so oft in den Kopf steigen und den vorurtheilsfreien Blick hemmen. Zeigt sich der gallische Hahn, der jetzt wieder in der „Patrie" so laut kräht, nur als ein Hahn im Korbe, der sich nicht frei bewegen kann, und seine Feder nur als die mephistophelische Hahnenfeder, so wird sein Morgenruf nur wie eine eingelernte Melodie erscheinen und die Räder in den Fabriken werden nicht mehr vor Schreck still stehen. Höchstens werden die Pferde betrübt sein, daß sie bis auf Weiteres keinen Paß nach dem Ausland erhalten, und keine freiwillige Kreuzung der Racen stattfinden darf. Aber die Menschen, sie sollten wissen, daß mit dem Blei der Lettern nicht die Flinten geladen werden, und daß mit dem Mund der Presse leichter zu spaßen ist, als mit dem der Kanonen.

Schnattert daher der gallische Hahn wie eine Ente, so liegt in diesem naturhistorischen Wunder, das sich in bestimmten Zeiträumen wiederholt, für den ruhigen akklimatisirten Zuhörer keine Gefahr. Nur der Feige erschrickt *vor* der Gefahr, der Muthige *nach* ihr!

Lesefrüchte.

Es macht in der diplomatischen Welt einen großen Unterschied, ob eine Depesche einem auswärtigen Minister nur vorgelesen, oder auf Verlangen nach der Lektüre eine Abschrift ertheilt wird. Das gesprochene Wort kann leicht verhallen oder ein taubes Ohr finden, während das geschriebene, den Archiven einverleibte, ein historisches Dokument wird, das nur durch ganz besondere Mittel sich radiren läßt. Auch warten die blauen und gelben Bücher immer darauf, solche Schriftstücke aufzunehmen, und sie können dann leicht, wenn nicht vorher eine Vereinbarung zwischen dem Briefschreiber und dem Adressaten stattgefunden, zu unangenehmen Reibungen und Zerwürfnissen Veranlassung geben. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß das sichtbare Wort eine weit höhere Achtung genießt als das gehörte, und daß der Buchstabenglaube so in unser Fleisch und Blut übergegangen, daß über dem Sehen uns das Hören vergangen ist. Aber, Gott sei Dank, ist die Diplomatie noch nicht eine alltägliche Beschäftigung geworden, und in den Kreisen, die keine Staaten zu lenken haben, zeigt sich gerade die umgekehrte Erscheinung, daß eine Vorlesung, die sich unmittelbar an das Publikum wendet, eine größere Theilnahme findet, als eine gedruckte Appellation, die nur bei einer brennenden Tagesfrage auf eine allgemeine

Verbreitung rechnen kann. Hier gilt noch der ehrliche Spruch: ein Mann, ein Wort, der lang vor der Emanzipation der Frauen bekannt war und nur mit seinem Alter seinen Mangel an Galanterie entschuldigen kann, und das ist der eigenthümliche Reiz dieser Vorträge, den Mann und das Wort zugleich kennen zu lernen. Die praktischen englischen Schriftsteller haben diese Neigung des Publikums immer berücksichtigt und sie für das beiderseitige Interesse auszubeuten verstanden. Ein Albert Smith, Mitarbeiter am Punch, hat wohl einige hundert Mal seine Besteigung des Mont-Blanc, à 1 Schilling die Person, zum Besten gegeben, und nur der Tod entführte ihn seinen aufmerksamen und lachenden Zuhörern, und der beliebteste englische Novellist, der mit Boz um die Palme ringt, Thakeray, verschmähte es nicht, die Geschichte der beiden George in allen Städten des vereinigten Königreichs einer wißbegierigen Menge vorzutragen. Die Engländer sind wie die Deutschen, eine stumme Nation, sie haben, wie Napoleon sagte, das Talent des Schweigens, während die Völker des Südens nicht die Fähigkeit besitzen, ruhig zuzuhören, sondern stets ihrem Beifall oder Mißfallen den lautesten Ausdruck geben. Da wir Deutschen nun außerdem auch Zuschauer am Weltgetriebe sind, in das wir nur eingreifen, wenn uns das Feuer auf den Nägeln brennt, da wir in den letzten Jahren nur eine stumme Rolle in der Geschichte gespielt haben und uns selbst dann nicht bewegen, wenn wir beweglich, mobil, gemacht werden, so müßten wir im Hören, Sehen und Schweigen eine Fertigkeit haben, wie sie bei andern Völkern nicht anzutreffen ist. Wäre es nicht möglich die Passivität, diese Ruhe, uns den Text lesen zu lassen, so ergiebig zu machen, daß sie wirkliche Früchte, Lesefrüchte, trägt und eine Verbindung zwischen dem Autor und dem

Publikum herzustellen, wie sie das todte Papier nie bewerkstelligen kann? Fichte's Reden an die deutsche Nation hätten noch früher zünden müssen, wenn es damals möglich gewesen wäre, den beredten Mund auch vor größeren Kreisen sich aussprechen zu lassen. Und Vorträge, die nicht politisch, sondern nur ästhetisch anregen oder allgemein belehren wollen, sie haben keine äußern Schwierigkeiten zu überwinden und ein populärer Name kann hier Resultate erzielen, wie sie seinen Werken oft erst nach langen Jahren zu Theil werden. Die guten Werke und die Peterspfennige mögen den Römling selig machen; das persönliche Wirken mit den Werken vereinigt, muß für das Seelenheil der Gesammtheit die reichste, fruchtbarste Quelle werden.

In England werden die Minister von den Handwerker-Vereinen zu Vorträgen eingeladen. Russel und Palmerston halten nicht bloß Reden vor den Vertretern der Nation, sondern sie wenden sich direkt an die Mühseligen und Beladenen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod genießen und nicht einmal das Wahlrecht besitzen. Durch solche, so ehrenhafte Wirksamkeit, wird ein Bruch zwischen Regierung und Volk unmöglich. Kein französischer Minister könnte Aehnliches wagen und vor einem nicht offiziellen Kreise einen politischen Vortrag halten. Im Lande der Erbweisheit wollen aber die Räthe der Krone die Weisheit nicht allein gepachtet haben, und mit ihnen wetteifern die Gelehrten und Schriftsteller um den Samen der Bildung überall auszustreuen, damit die Früchte vom Baum der Erkenntniß von allen Durstigen genossen werden können. Und die Menschheit wurde immer nur geleitet durch einzelne Führer. Stellet die Sonne hin, so gehen die Planeten von selber!

Sind wir auch noch nicht so weit, daß die Minister

als solche dem Volke Immediatvorträge halten, hat ein Minister nur den Handwerker-Tag empfangen, aber nicht einen Handwerker-Abend mit seinen Kenntnissen bereichert, so haben wir doch fast täglich die erfreuliche Erscheinung, Männer aus allen Berufskreisen und allen Zweigen der Wissenschaft zu sehen, die in verschiedenen Vereinen, das was zur allgemeinen Belehrung sich eignet, größeren Kreisen mittheilen. Eine aufopfernde Hingebung legen diese Männer an den Tag, die die wenigen Stunden ihrer Muße, wo sie selbst der Erholung von drückenden Amtsgeschäften bedürftig sind, in so edler Weise verwenden. Auf diese liebevolle Theilnahme sich stützend, wächst aber der Kreis der Wissensdurstigen immer mehr und mehr, während an den Kreis der Wissenden stets größere Anforderungen gestellt werden. Die Handwerker-Vereine mehren sich mit jedem Tage und machen immer neue Lehrkräfte nothwendig. Wo sie aber alle hernehmen, wenn ihre Thätigkeit wirklich eine fruchtbringende werden soll? Wir haben in der Stadt der Intelligenz viel berühmte Gelehrte, aber leider nur wenige, die sich entschließen, das Gold ihres geistigen Kapitals in kleiner Münze auszugeben. Der Bruch zwischen Wissenschaft und Leben ist noch so groß, daß die meisten Gelehrten nur vor einem Publikum sprechen können, das bereits eine Summe von Kenntnissen mitbringt; auch glauben viele, daß eine populäre Darstellung mit der Würde der Wissenschaft nicht vereinbar ist. Die Furcht, oberflächlich zu sein, hat sie zu Bergleuten gemacht, die fortwährend in den geheimnißvollen Schachten arbeitend, das helle Licht des Tages nicht mehr ertragen können. Sie bewegen sich auch in einer scholastischen Terminologie, die der berühmten deutschen Reichsarmee darin gleicht, daß sie fast aus lauter Fremdlingen zusammengesetzt ist. Wie sollen nun diese Herren, wenn

sie schon in Amt und Würden ergraut sind, den Schulstaub von sich abschütteln und plötzlich menschlich zu Menschen reden? So schwierig das auch scheint, so glauben wir doch, daß gerade ihnen diese Metamorphose leichter wird, als jedem andern. Ein berühmter Name hilft schon über manche Klippen hinweg und macht von vorn herein die Zuhörer eben so aufmerksam wie nachsichtig. Bei dieser Wechselwirkung schleifen sich beide Theile gegenseitig ab, der eine gewinnt an Frische, was er an gelehrtem Staub opfert, und der andere an idealer Erhebung, was er an spießbürgerlicher Verständigkeit einbüßt. Das Frankfurter Parlament, das plötzlich so viel Professoren zu Staatsmännern machte, und Kollegienhefte, zu Minister-Portefeuilles umschuf, scheiterte auch deshalb, weil die blaue Luft der Theorie von der schwülen der Wirklichkeit erdrückt wurde. Es mußte ein Gewitter eintreten, ein Gewitter, welches wahrscheinlich unterblieben wäre, wenn Wissenschaft und Leben sich nicht unvermittelt gegenüberstanden, wenn man früher an die Errichtung populärer Bildungs-Vereine gedacht hätte, die gleichsam wie geistige Blitzableiter wirken und den prometheischen Funken beherrschen, indem sie ihn sorgfältig aus der Höhe in die Tiefe leiten. Der große Friedrich sagte: wenn ich eine Provinz züchtigen wollte, würde ich ihr Gelehrte zu Beamten geben. Wir haben in Frankfurt Professoren vom reinsten Wasser a priori gehabt, und die Züchtigung a posteriori ist leider nicht ausgeblieben.

Sollen aber nur die arbeitenden Klassen der Bildung bedürftig sein? Haben etwa die nicht arbeitenden Klassen, die sogenannten höheren Stände, schon jenen Kulminationspunkt erreicht, der höher steht, als die strahlende Sonne des Wissens, die immer bestrebt ist, in früher unbekannte Regionen ihre leuchtenden Radien zu werfen? Sollen auch

die deutschen Frauen, wie in Italien, nur mit den Fächern spielen können, und die Männer weiter nichts kennen, als ihre amtlichen oder bürgerlichen Fächer? Unsere Universitäten haben deshalb diesen Namen, weil sie das universelle Wissen pflegen sollen, weil sie nicht blos vorbereitende Institute für Staatsbeamte sein sollen, sondern Hüter und Mehrer des großen Schatzes, den wir von unsern Vorfahren empfangen haben. Aber angenommen, daß sie es sind, und ihre Zöglinge keine Brodstudenten; soll der große Schatz vergessen und vernachlässigt werden, wenn wir die Universität hinter uns haben? Sollen wir aufhören, Menschen zu sein und nur Fachmenschen werden? Wie in der Schweiz es Waisenhäuser giebt, die in stetem Conner mit ihren einstigen Pflegekindern bleiben und sie mit Rath und That unterstützen, so müßten wir uns immer wieder an den Busen der alma mater flüchten, um unsere idealen Bestrebungen aus den Wogen des Weltgetriebes zu retten. Die Professoren, die Mitglieder der wissenschaftlichen Akademie, die Schriftsteller, die Dichter müßten hier helfend einschreiten, die Resultate der Wissenschaft oder die Leistungen der Kunst vor größeren Kreisen in populärer Weise erläutern und eine Brücke bilden zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen Ideal und Wirklichkeit, wie der Regenbogen eine Brücke bildet zwischen Himmel und Erde. Aber unsere Akademie der Wissenschaft, selbst wenn sie eine öffentliche Sitzung hält, selbst wenn sie den Geburtstag eines berühmten Herrschers feiert, was lesen diese Unsterblichen vor? Etwa eine Charakteristik des philosophischen Königs, oder eine verständliche Darstellung seiner Zeit oder irgend etwas, was nur an seinen Namen anknüpft, nein, sie wenden sich nach Amerika, wo man so eben neue mikroskopische Ungeheuer aufgefunden hat, oder verbergen sich in einem entlegenen Winkel, dessen

Größe kürzlich in Paris berechnet worden ist. So feiert man den gewaltigen Herrscher, indem man kaum seinen Namen nennt, und die Zuhörer, die nicht diese speziellen Fachkenntnisse besitzen, verlassen schweigend und unwillig diese geweihten Hallen. Aber das sind noch die Glücklicheren, jene Unglücklichen aber, die einen Sitzplatz erobert haben, von dem man ohne auffallende Störung sich nicht trennen kann, was ist ihr Schicksal? Sie fallen dem Bruder des Todes unerbittlich in die Arme und haben unschuldiger Weise das Loos der Ungerechten, von denen Kephalos beim Plato sagt, daß sie oft aus dem Schlafe erschrocken in die Höhe fahren, da sie hienieden schon die Strafen der Unterwelt fürchten. Ja das sind mit wenigen Ausnahmen die Lesefrüchte der Berliner Akademie, wenn sie zu einer öffentlichen Vorlesung einladet!

Man tadelt so häufig die wissenschaftliche Leichtfertigkeit der Franzosen, obgleich sie in den exacten Wissenschaften so große Verdienste haben, aber das Streben für ideale Zwecke eine größere Theilnahme anzuregen, das bleibt ihnen unbestritten, und darin sollten sie unser Vorbild sein. Mit welcher Feierlichkeit geschieht dort die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in das oft bespöttelte Institut, welche Reden von allgemein interessantem Inhalt, die auf die Richtung der Zeit ihre Schlaglichter werfen, werden dort gehalten und wie ist man bemüht, den Namen des aufgehenden Gestirnes dem ganzen Lande mitzutheilen! Ein Zuhörerplatz in dem Institut, wenn er auf Umwegen für Geld zu haben ist, wird oft weit theurer bezahlt, als eine Loge in der Oper und Herren und Damen aus den höchsten Ständen zeigen sich in der feinsten Gesellschaftstoilette den im Halbkreis sitzenden Koryphäen des Geistes. In ähnlicher feierlicher Weise erhalten die Künstler, die vorzügliche Werke zur Aus-

stellung geliefert, ihre Preise nnd Auszeichnungen. Der Minister hält eine Rede über die Vorzüge und Mängel der künstlerischen Leistungen und überreicht eigenhändig den Gekrönten die Preise und Insignien. Unsere Akademie der Künste, Gott sei es geklagt, zieht es vor, die Orden und Medaillen durch einen Kanzleidiener zu übersenden, und macht dann die Summe der gewonnenen Ehren durch einen Zeitungsartikel wie einen Rechnungsabschluß bekannt. Wo steckt da die Intelligenz? Und wo wird der Eifer mehr angespornt?

Wir haben hier schon seit Jahren den wissenschaftlichen Verein der Sing-Akademie, der unter der Leitung so trefflicher Männer wie Raumer und Gneist, alljährlich eine Reihe von Vorlesungen veranstaltet, die einer stets wachsenden Theilnahme sich erfreuen. Die Vortragenden, größtentheils Universitätslehrer und bekannte Namen, entnehmen ihre Themata aus allen Fächern, wie auch das Publikum allen Kreisen der Bildung angehört. Die Frauen, die sich am liebsten etwas erzählen lassen und ein schnell prasselndes Feuerwerk der Gedanken lieben, sind am zahlreichsten vertreten, folgen mit Aufmerksamkeit dem Redner, aber nur unter der einen Bedingung, daß die knappe Stunde nach dem Diner und vor dem Theater streng innegehalten und nicht über ihre Grenzen ausgedehnt wird. Wehe dem unglücklichen Redner, der glaubt, daß dem glücklichen Zuhörer keine Stunde schlage! Es geht ihm wie dem Schauspieler, dessen Glück in den Händen, dessen Unglück in den Füßen des Publikums liegt. Die Füße schleichen sich geräuschlos fort, immer mehr Elfentritte der verhüllten Gestalten schweben nach der Thüre zu und bedenkliche Lücken zeigen sich plötzlich, leere Plätze, die, von ihrer süßen Last befreit, dem Redner nur den Anblick von hartem Holz statt seelenvoller

Augen gönnen. In einer Stunde kann man wohl eine Krone verlieren, ein gemachter Mann werden, in die Arme der Potsdamer eilen, aber einen wissenschaftlichen Gegenstand zu beleuchten, erfordert die höchste Kunst und die feinste geistige Oekonomie, die nur wenigen Auserlesenen verliehen ist. Daher haben diese Vorträge durch ihre zu große Mannigfaltigkeit nicht den Erfolg, der ihnen bei einer größeren Beschränkung in der Wahl der Gegenstände gewiß zu Theil würde. Die von Dr. Märcker angeregten Vorlesungen zum Besten des Goethe-Denkmals geben uns den sprechendsten Beweis, daß ein einfaches Programm, in der vielseitigsten Weise beleuchtet, das ist, was die größte Anziehungskraft ausübt. Wenn ein Mann, wie Virchow, uns den Naturforscher Goethe zeigt, Hettner den Schöpfer der Iphigenie enthüllt, wenn Auerbach mit feinstem Verständniß uns in die Werkstatt des Dichters einführt, dann geschieht hier mehr für allgemeine Bildung und für den Kultus der Humanität, als wenn die verschiedensten Speisen aus allen Theilen der Welt uns dargereicht würden. Ein Redner dient hier immer zur lichtvollen Ergänzung des anderen, ein geistiges Band umschlingt hier die Versammlung, und wir lernen viel, ohne Vielwisser zu werden. Bei diesem ersten Versuch, der so glänzend ausgefallen, sollte man aber nicht stehen bleiben, sondern von hier aus durch regelmäßige Vorlesungen das Publikum in den großen Kreis der Literatur einführen und die Schätze großer Geister allen Kreisen in der Weise zugänglich machen, daß sie wirklich dem Volke angehören. Was die Bücher nie leisten können, würde dann das Wort weit leichter bewirken, der gehörte Schriftsteller auch ein wirklich gelesener werden und der vortragende Autor ein sichtbares Publikum haben, das durch seine lebhafte Theilnahme ihn immer zu neuen Arbeiten anfeuert.

Wieviel falsche Auffassungen werden durch das lebendige Wort beseitigt! Sprich, damit ich Dich sehe, lautet der Zuruf des Weisen. Wie mancher Schriftsteller, der das Opfer einer literarischen Koterie wurde, würde mehr geschätzt werden, wenn er dem Publikum in eigener Person vor Augen treten könnte, und wie mancher endlich wird todt geschwiegen. Wir haben so viel Leseliteratur, daß die Hörliteratur darüber zu Grunde geht. Und die Sprache selbst gewinnt in einem gebildeten Munde immer an Klarheit und Schönheit, wie an einen durchsichtigen Krystall sich neue ansetzen. Sophokles in den Netzen einer häuslichen Intrigue sollte unter Vormundschaft gestellt werden, da las er den Athenern seinen Oedipus vor und wurde von dem begeisterten Volke im Triumphe nach Hause geleitet. Diese Erzählung ist eine der schönsten Lesefrüchte, die die Geschichte uns aufbewahrt hat. Lesen heißt ernten, und einer öffentlichen Vorlesung folgt eine innere Nachlese. Diese Ernte ist die reichste. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!

Die rechten Namen.

„Das ist kein Filet“, sagte der geschmackvolle Theilnehmer eines Zweckessens zu dem Kellner, der eben eine so benannte Schüssel präsentirte. Der Kellner zuckte mit den Achseln, und wies auf die Karte, die dem fleischlichen Konglomerat einen so wohltönenden Namen ertheilt hatte. „Nun so lügt Ihre Karte“, erwiderte der leidenschaftliche Gourmand und wies mit einer heftigen Bewegung den dargebotenen Teller zurück. Sein gutmüthiger Nachbar, der zugleich Ordner des Festes war, und deshalb in kritischen Augenblicken immer die höchste Ruhe bewahren mußte, suchte ihn zu besänftigen und setzte ihm auseinander, daß man im neunzehnten Jahrhundert und in einem öffentlichen Lokale der Residenz über solche Kleinigkeiten sich nicht ärgern müsse. Man müsse sich wundern, wenn das Filet wirklich ein Filet ist, und auf der Höhe der Zeit sich nicht ärgern, daß es keins ist. Denn gerade darin bestände die Höhe unserer Zeit, daß wir, im Gegensatz zu andern Höhen, den Schwindel nicht mehr empfinden, und bei der fabrikmäßigen Produktion von Rindern, die mit Schlempe genährt werden, von künstlichen Fischen und künstlichen Brütöfen gar nicht mehr in den tiefsten Abgrund der Küche schauen können.

Wer von den beiden Gästen hatte Recht? Offenbar der Festordner, der ein echter Sohn seiner Zeit sich zu

schwach fühlte, die Lüge bis auf die Wurzel auszurotten, weil sonst auch der Ast gefallen wäre, auf dem er selbst saß. Ueberdies heißt Filet auch ein Netz und ist erst bildlich auf das schwerwandelnde Hornvieh übertragen worden. Daß uns nun selbst Hörner aufgesetzt und wir in das Netz gefangen werden, daran ist weder Koch noch Kellner, sondern wir selbst Schuld, indem wir unter einem wohltönenden Namen die ehrliche deutsche Sache verloren haben. Wären wir immer den Wegen des Potsdamer Sprachvereins gefolgt, so wären solche Täuschungen nicht möglich, der Gast hätte sich seinen Aerger und der Festordner seine Rede sparen können. So aber geschieht es uns recht, daß wir beim Filet häufig einen fremdartigen Geschmack empfinden, beim Filet, das auch Faden heißt, einen faden Geschmack, und nun die Suppe ausessen müssen, die wir selbst eingebrockt. Die Karte ist eine Wahrheit, aber in unserm Wörterbuch sitzt die Lüge. Trösten wir uns bei ähnlichen Vorfällen mit den patriotischen Frauen und Jungfrauen, die an denkwürdigen Tagen, wie der Kunstausdruck lautet: „Invaliden speisen.“ Wenn diese schwere Speise seit einer Reihe von Jahren ohne Unglück abgegangen ist, ohne ein Zerbrechen der Zähne und der Kinnladen, wenn unter zarten Frauen solche Schüsseln Beifall finden, dann werden wir auch manche gefallene Wesen verdauen können, die aus Altersschwäche ins Jenseits hinübergegangen sind. Ueberdies leidet Jeder, der seiner Verdauung sich freut, schon an Unverdaulichkeit, indem im normalen Zustand die körperlichen Funktionen, wie unsere Sinne, so unmerklich vor sich gehen müssen, daß wir die Werkzeuge, mit denen sie geschehen, nicht empfinden. Dies beiläufig gesagt, sitzt doch das Uebel nicht im Magen, sondern im Wörterbuch. Schon Thucydides klagte einmal, daß die Griechen die wahren Namen für die Dinge ver-

loren haben, und sieht darin den Verfall des Staates, und ein ebenso beredter Mann wie der griechische Geschichtsschreiber, der englische Minister Charles Fox sagt es unumwunden: Ich ziehe den ehrlichen Ausdruck „Argwohn“ dem parlamentarischen „Vertrauen“ vor. Leider schmuggelt das parlamentarische Treiben eine Menge solcher Ausdrücke ein, die nur aus parlamentarischem Takt gesagt werden, um das wahre treffende Wort zu vermeiden. Wenn man deutsch spräche und nicht so viel umschreiben wollte, würde eine größere Klarheit in die Debatte kommen und eine schnellere Verständigung herbeigeführt werden. Erinnern wir uns doch aus einer Kammersitzung, daß über die Frage, ob eine Aeußerung parlamentarisch oder schicklich sei, Stunden lang hin und her gesprochen wurde, ohne daß eine bestimmte Lösung gefunden wurde. Die Deputirten der englischen Capcolonie erhalten jeden Tag nicht drei, sondern sieben Thaler Diäten; dafür sind aber diese Herren, die selbst Kaffern civilisiren wollen, verpflichtet, alle Geschäfte in fünfzig Tagen abzumachen, da über diesen Termin hinaus keine Diäten bewilligt werden. Wie dort ohne Umschweife gesprochen wird, kann man sich denken und wir sollten vom Vorgebirge der guten Hoffnung, wo auch so schöner Wein wächst, uns manche Vorzüge aneignen. Wir verwenden unsern Scharfsinn darauf, alles so zu sagen, wie wir es eigentlich nicht denken, während bei größerer Offenheit sich sofort eine Annäherung oder eine entschiedene Zurückweisung herausstellen würde. Und wozu hilft der Scharfsinn, der die Spitze abbricht? Nichts ist schärfer, als die Spitze der Aehre, sagt Seneca, doch wozu nützt sie?

In England hat die lange Gewohnheit des öffentlichen Lebens und der freien Presse die Geister so gestählt, daß sie bei jeder richtigen Benennung nicht mehr zittern, oder

sich in die Haare greifen. Auf die Gesetzgebung hat diese offene Sprache influirt und nur derjenige, der den Muth einer entschiedenen Aeußerung hat, ist dafür verantwortlich, während der Furchtsame, der nicht den Muth einer Meinung hat, den Vorwurf der Feigheit auf sich ladet. Sagt man von Jemandem, er ist ein Dieb, so ist das in England, wie überall, eine Injurie; sagt man aber von Jemandem, er ist schlimmer als ein Dieb, so kann auf dieses nicht ganz klare Compliment in England keine Klage basirt werden. Die wörtlichen Beleidigungen und Injurienklagen sind daher selten, weil der Kreis offensiver Ausdrücke beschränkter ist. Diejenigen, die den Rückschritt entschieden wollen, sprechen es bei uns selten ganz unumwunden aus, obgleich doch die Ansicht, daß bewährte Institutionen der früheren Zeit aufrecht zu erhalten sind, gewiß für die historische Schule ihre Berechtigung hat; dagegen sammeln sich unter dem Panier des Fortschritts kluge Leute, die erst bei Gelegenheit, wo es sich um eine Entscheidung handelt, entlarvt werden. Unsere ehrliche deutsche Sprache aber sollte uns bewegen auch ehrlich zu sein. Karl V. hat ihr das beste Denkmal gesetzt, indem er sagte, er könne nur mit seinen Pferden deutsch sprechen, das heißt doch weiter nichts, als daß die germanischen Leute so drastisch und verständlich sind, daß selbst ein Pferdeverstand ihren Sinn begreifen kann. Auch unsere Zeitungen verfallen täglich in den Fehler der Verhüllung und ihre Bezeichnungen sind unklar. Bei dem jetzigen amerikanischen Kriege werden die Südstaaten fast immer die conföderirten und die Nordstaaten die Vereinigten genannt, obgleich beides dasselbe ist. Würde man die von den Vereinigten Staaten Abgefallenen den Sonderbund nennen, so würde die Situation weit klarer werden, und man würde auf der einen Seite die Zerstörer des

Bundes und auf der andern seine Vertheidiger sehen. Dabei haben wir noch das Glück, daß wir mit unserm biegsamen Idiom leicht ein neues Wort bilden können, während andere Nationen immer erst mehrere Wörter zusammenstellen müssen. Sonderbund ist eine deutsche Errungenschaft, warum wollen wir jenseits des Oceans keinen Gebrauch davon machen? Unsere Sprache ist eine kämpfende, in einer steten Bewegung und Bildung begriffen wie die Erde, die zugleich sich Alles assimiliren kann. Haben doch die armen Franzosen nicht einmal ein einfaches Wort, weder für „stehen" noch für „reiten", während wir außer dem Fußvolk und der Reiterei, noch das Wort „Gemüth" besitzen, das den Franzosen in der Sprache und im Leben abgeht. Gemüth ist aber das innerste Wesen des Menschen, mehr als Gefühl; es ist die zum Bewußtsein gebrachte Innigkeit, die nicht bloß mit der nüchternen Verständigkeit kalkulirt. Wir sprechen daher mehr mit der überzeugenden Kraft des Herzens, von Innen nach Außen, während der Franzose erst durch die Form den Inhalt gewinnt, und von dem vorgeschriebenen Ausdruck, von dem Dictionnaire de l'Academie nicht abweichen darf. Wir können daher weit kürzer sein, da wir so sprechen können, wie es uns ums Herz ist und immer durch schöne Worte nicht geblendet, nach der langen Rede kurzem Sinn fragen. Man könnte einen deutschen Redner nicht schärfer tadeln, als wenn man von ihm sagt, er spricht wie ein Buch; er hat eben durch seine Muttersprache den Beruf erhalten, die Dinge ganz anders zu sagen, als wie man sie lesen kann. Jener neue französische Dolmetscher des Faust, der jene, das echt deutsche Gretchen so charakterisirende Worte „wie sie kurz angebunden war" mit der Phrase übersetzte: sa courte robe est à ravir, hatte von seinem Standpunkt vollkommen Recht, da er sich unmöglich

denken konnte, daß ein junges Mädchen, einem so schönen galanten Verführer gegenüber so kurzen Prozeß macht. Und doch ist das die schlagendste Beredtsamkeit; Faust fühlte sich wie auf's Maul geschlagen, und mußte zu andern Mitteln, als zu schönen Phrasen greifen. Mögen die Türken den Selam haben, die Blumensprache, weil die Annäherung an das schöne Geschlecht dort mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist; wir brauchen nicht durch die Blume zu sprechen, sondern müssen unsere Erklärungen in den bündigsten Ausdrücken abgeben. Glücklich das Volk, das die Dinge beim rechten Namen nennen kann!

Das erste deutsche Genie, das seine Geliebte beim rechten Namen nannte, war Gottfried August **Bürger**, ein echter Volksdichter. Bisher wurden nur in Schäfer-Idyllen die Daphne's, die Chloe's und Lalage's besungen, aber ein Gedicht an Molli oder Elsbeth wird weit treffender und klarer sein, als an Anastasia und Eulalia. Wir wittern immer etwas Gemachtes und Künstliches, wenn wir mythologischen oder zu romantischen Namen begegnen, und glauben, daß der Dichter sich erst in die Stimmung versetzt, während jedes gute Gedicht, wie es **Goethe** verlangt, ein Gelegenheitsgedicht sein soll, das bekanntlich mit Personen, die in den Wolken schweben, selten etwas zu thun hat. Seitdem Bürger seine Molly besungen hat, ist die Lyrik bei weitem gesünder geworden, und bewegt sich nicht mehr in jenem sentimentalen Schwulst, der den Himmel als erste Bedingung für die Freuden der Erde ansah. So haben wir hier den besten Beweis, wie die richtige Bezeichnung unser Erbübel die Sentimentalität, die Rückseite der Gemüthlichkeit, mit einem Schlage vernichtet, und der Dichter Bürger, der kein Blatt vor dem Mund nahm, damit er am Küssen nicht gehindert werde, ist mit seiner Molly un-

sterblich geworden. In aufgeregten Zeiten haben politische Parteien immer danach gestrebt, schon allein in ihrem Namen ihre ganze Richtung auszudrücken. Namentlich haben die romanischen Völker hierin das Außerordentlichste geleistet. Während wir uns mit einer Gothaer Partei und einer Fortschritts-Partei vollkommen begnügen, haben die Franzosen der ersten Revolution die „Sanscülottes“ auf den Schauplatz geführt, die Spanier sogar im Jahre 1820 die Dekamisados, die Hemdlosen, so daß eine Verbrüderung der französischen und spanischen Liberalen uns eine klare Anschauung paradiesischer Zustände gegeben hätte. Dagegen haben durch eine Geschichte von Jahrhunderten die englischen Parteinamen ganz ihre erste Bedeutung verloren. So bedeutet „Tory“ ursprünglich einen zum Papismus geneigten Pferdedieb, Neigungen, die den jetzigen Tory's selbst ihr entscheidenster Gegner wohl nicht mehr vindiciren möchte, wogegen Whig ein Conventikler heißt.

Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn die Namen aufgefrischt würden und jedem der passende Beiname oder Geschlechtsname gegeben würde, der ihm nach seinem Thun und Handeln zukommt. Die Menschenkenntniß würde dadurch bedeutend erleichtert werden und die zweite Taufe eigentlich die wahre sein, die es deutlich offenbart, welche Früchte die erste getragen hat. Heißt ein Verbrecher Gottfried oder Christian, so ist offenbar ein Irrthum bei seiner Taufe begangen worden, und der Mann hat außer seinen Schandthaten noch den Genuß, über seinen Taufpathen sich lustig zu machen; heißt ein frommer Mann „Sperling“ und predigt mit diesem Namen Enthaltsamkeit von allen Gelüsten, so wird es lange dauern, bis wir ihm vollkommen Vertrauen schenken. Was sollen denn die Füchse und die Wölfe machen, wenn sie dem Diesseits sich abwenden und

ins Kloster gehen? Die Päpste haben deshalb immer heilige Namen angenommen, sobald sie den heiligen Stuhl bestiegen, und der deutsche Hildebrandt, der etymologisch nur ein tapferer Fürst der Brennen ist, wurde als Schöpfer des Cölibat ein Gregor VII. Jetzt sehen wir den frommen Pius IX. auf dem Throne, der früher französischer Offizier während des Kaiserreichs, durchaus nicht den Gedanken fassen kann, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. Ueberhaupt hat in Italien der Vorname eine weit größere Bedeutung, als der Familiennamen, und man wird häufig in Gesellschaften nur mit dem Vornamen vorgestellt und bekannt gemacht. Von ihrer Glanzperiode im Mittelalter sind den Italienern noch immer die Vornamen sehr geläufig. Es giebt Tausende von Raphael's, die man nur in gerichtlichen Protokollen mit ihrem Familiennamen bezeichnet, sonst sind sie in ihrer ganzen Nachbarschaft nur als „Signor Rafaele“ bekannt. Der große Maler hat diesen Namen so zu Ruhm und Ehre gebracht, daß jeder andere dagegen verschwindet; selbst sein eigener Familiennamen „Sanzio“ wird nicht genannt, so wenig wie bei Michel Angelo oder Domenichino. Einen ganz charakteristischen Beinamen hat der neapolitanische Maler Luka Giordano seiner Kunst zu verdanken. Wegen seiner seltenen Schnellmalerei hat er seinen Familiennamen eingebüßt und ist unter dem Namen Fa Presto d. h. mach' rasch, auf die Nachwelt gekommen.

Es ist ein Genuß, einen Menschen zu sehen, der vollkommen seinem Namen entspricht, also alle die Erwartungen erfüllt, die seine Pathen von ihm gehegt haben. Wer „Rudolf“ heißt, der kann stolz sein, daß dies der erste Name ist, den Dr. Martin Luther in seinem 1537 zu Wittenberg erschienenen Namenbüchlein, folgendermaßen nach seiner Bedeutung erklärt. Rudolf kommt her von Rat und Hulff.

Die Lateiner haben selbigen Namen korrumpiret und „Rudolphus“ daraus gemacht, wie es mit vielen schönen deutschen Namen geschehen. Wer daher ein tüchtiger, hülfreicher Rath ist, und Rudolf heißt, der kann sich keinen bessern Namen wünschen. Auch erklärt uns Luther, was der Name „Ernst“ bedeutet; er kommt her von „Ehrenvest, ein tapferer starker Mann“, während der bei uns so häufige „Karl“ ein lustiger „kecker Kerl“ ist. Aber Luther konnte unmöglich sämmtliche gebräuchliche Familiennamen enthüllen, die damals größtentheils nur mit drei Kreuzen geschrieben wurden. Dies hat der Doktor Luther dem Dr. Georg Büchmann überlassen, der ein freier und graziöser Büchermann ist und es selbst verstanden hat, den Honig aus dem dürren „Berliner Adreß-Kalender“ zu saugen. Diese Blumenlese, in der fast jeder bekannte Einwohner zur namentlichen Abstimmung zugelassen wird, geschieht in einer kleinen Brochüre, die den Titel führt „Ueber den Berliner Adreß-Kalender.“ Da erfahren wir denn, daß der größte Theil der Berliner Einwohnernamen entweder von der ersten Wiege ihrer Ahnen stammt, wie Buchholz, Pankow, Tempelhof, Wedding, oder von ihren Beschäftigungen, wie Schneider, Schuster, Becker, Maurer, Müller. Der Verfasser hat sich die beneidenswerthe Mühe gegeben, sämmtliche Schulze's im Wohnungsanzeiger zu addiren, und fand die große Summe von 1017. Da hier nur das Haupt der Familie und weder die Ehehälfte, noch die Descendenten gerechnet sind, so kann man wenigstens nach der Kopfzahl das Doppelte rechnen, und diese Summe noch einmal verdoppeln, da das aristokratische goldene Buch niemals die Chambregarnisten und Schlafstelleninhaber in seine Spalten aufnimmt. „So gelangen wir denn, sagt der Verfasser, dazu, daß immer auf hundert Personen ein Schulze kommt, was

für 40 Millionen Deutsche eine Summe von 400,000 Schulze's ergeben würde.“ Erfährt das ein fremder Diplomat, so wird er gewiß in einem Sendschreiben den Vorschlag zur Bildung eines neuen deutschen Vaterländchens aus dem reinsten Blutschulz machen. Alle Zweige menschlicher Thätigkeit sind auch schon zu Namen verbraucht worden, und sich einen Namen zu machen, ist immer mit größten Schwierigkeiten verbunden. Daher können sich nur in den Vornamen die Zeitereignisse spiegeln, wie denn „Viktoria“, der früher ein seltener Name war, jetzt in allen Klassen des Volkes oft vorkommt. Häufig thut auch die Kirche Einspruch, wie es jüngst noch einem kleinen Garibaldi der Zukunft ergangen ist, und im Jahre 1848 einem revolutionairen Orgeldreher, der durchaus seinem Sprößling den Namen „Möros den Dolch im Gewande“ verleihen wollte. Die ergötzlichste Geschichte ist aber die, mit der ein Artilleriechef im ehemaligen Königreich Westphalen die Nomenklatur bereichert hat. Er, ein warmer Verehrer der Chemie, und mithin des Sauerstoffs, der auf französisch oxygéne heißt, taufte sein Töchterlein Oxygénie. Es gehört französisches Genie dazu, oder vielmehr man muß zum französischen Genie gehören, um einen solchen Namen für eine liebliche Jungfrau herauszufinden. Wie Agamemnon seine Tochter Iphigenie opferte, nur um günstigen Wind zu erhalten, so ward Oxygénie ihr Leben lang dem Sauerstoff preisgegeben. Alle Namen bedeuten etwas, nur daß die erste Bedeutung oft verloren gegangen ist, und Nomen-omen sagt das Sprüchwort. Wer anonym bleiben will und aus dem Hinterhalt kämpfen, dem geben wir doch einen Gattungsnamen. Das ist der alte Adam der Lüge, Heuchelei und Sündhaftigkeit!

Offizieller Styl.

Kleider machen Leute, sagt das Sprüchwort, und wir haben deshalb keine Kleiderordnung mehr, weil es unsrer Zeit mehr um die Bildung der Menschen, als um das Ausputzen von Leuten zu thun ist. Die Wahrheit, daß der Buchbinder die inhaltreichsten Geister kleidet, während der Schneider nur an der Oberfläche klebt, ist eine allgemeine geworden, und nur weil es uns so schwer, der Tradition zu entsagen, und Inneres und Aeußeres zu trennen, haben wir noch Amtstrachten, Kostüme und Ehrfurcht gebietende Gewänder. Im englischen Unterhaus schüttelt noch heut der Sprecher die Locken seiner Perrücke, die französischen Advokaten tragen noch Robe und Barett, und die Könige schmücken sich noch immer bei außerordentlichen Ceremonien mit einem kostbaren Hermelin. Aber mit dem Hermelin hat es eine tiefere Bedeutung, denn jeder sibirische Jäger, der diesem kleinen Thier nachstellt, weiß es, daß der Hermelin sich lieber tödten läßt, als daß er durch eine Pfütze sich rettet. Konstitutionelle Minister, die den Regenten vertreten und seine Regierungsakte mit ihren Namen unterzeichnen, sollten daher immer den Hermelin in Augen haben, und lieber auf der Ministerbank sich tödten lassen, d. h. abtreten, als in einem Sumpf ihr Leben fristen. Denn der moralische Sumpf hat das

Schlimme, daß er immer größer wird, und wie mit leichtsinnigen Schulden, so ist es auch mit der Schuld, indem das Netz der Lüge, an der einen Stelle geflickt, an der andern wieder ein Loch bekommt. Ein Talleyrand, der die Sprache nicht als Kleid, sondern nur als ein Maskenkostüm der Gedanken benutzte, würde heut bald enthüllt werden, da die Presse überall ihre Argusaugen hat und sowohl der Mund wie das Ohr des Volkes ist. Auch dulden es die Telegraphen-Drähte nicht, daß man der Presse in's Gesicht schlägt, und der elektrische Blitz in London vernichtet die Maske, die man in Paris angelegt. Es ist daher ganz zeitgemäß und verdient unsre Anerkennung, daß der frühere Preußische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, die Bestimmung getroffen hat, daß alle diplomatischen Noten in deutscher Sprache geschrieben werden, und nicht wie früher in französischer; denn die deutsche Sprache ist die ehrlichste, die die Schminke der Unwahrheit am wenigsten verträgt, und es liegt in dem Bildungsgang der deutschen Nation, die den Unterschied zwischen Priestern und Laien aufgehoben, daß die Gedanken die Sprache schaffen, während die Franzosen umgekehrt von außen nach innen sich bilden, und aus dem fertigen Modell der Phrase den Inhalt gewinnen. Bei uns heißt es: Weß das Herz voll ist, geht der Mund über. Um so bedauerlicher ist es aber, daß die jetzige offizielle Preußische Sprache, die Sprache der offiziellen Blätter die markigen Vorzüge der deutschen Sprache gänzlich verachtet und dadurch in ihren amtlichen Kundgebungen in ein Dunkel hineingeräth, das wir kaum aufzuhellen vermögen. So giebt uns der Staatsanzeiger vom 1. März 1863, nachdem er nochmals sich das einzig offizielle Organ der Regierung genannt, folgenden logischen Seiltanz zum Besten. Es heißt hier wörtlich:

„Wenn in andern Blättern als dem Staatsanzeiger sich unter Umständen einzelne Mittheilungen vorfinden, die aus Regierungskreisen herrühren, so muß die Regierung doch jede Verantwortung für den Inhalt derselben ablehnen.“ Bisher stand es in allen mathematischen Lehrbüchern fest, daß das Centrum den Kreis bildet, jetzt erfahren wir plötzlich, daß der Kreis, die Peripherie, unabhängig vom Centrum ist. Die preußische Phrase ist so unglücklich, daß sie nicht einmal täuschen kann und wir nur Mitleid mit ihr empfinden. Wenn ein treuer Familienvater uns in unserm Hause sagen würde: für das, was ich, meine Frau, meine Kinder thun, für meine ganze Familie bin ich verantwortlich, für das aber, was in meinem Familienkreis geschieht, lehne ich jede Verantwortung ab, was könnten wir ihm entgegnen? Um nicht persönlich zu werden, müßten wir ihn bitten, die Thür von außen zuzumachen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und die Erziehung seiner Kinder solchen Personen zu überlassen, die ein ehrliches, allgemein verständliches Deutsch reden können.

Wenn man nun weiß, daß aus der Centralstelle der Presse eine Menge konservativer Zeitungen versorgt werden, die auf Herz und Kopf der Zunftmeister und Dorfschulzen wirken sollen, welch desorganisirende Wirkungen müssen so laxe Stylübungen auf die unbefangene ländliche Bevölkerung ausüben, die nur in wenigen Mußestunden den Dreschflegel mit dem Kreisblatt vertauschen kann. Der Regierungskreis und die Regierung, dieser neuste Dualismus, muß dann dem buchstabirenden Leser wie ein Mühlrad im Kopf herumgehen, und ihn zuletzt der Buchstabe tödten, ohne daß der Geist ihn lebendig macht. Wie soll der Unglückliche bei vorkommenden Wahlen sich verhalten?

Soll er seinen amtlichen Einfluß dahin wirken lassen, daß eine Stütze der Regierung oder eine Stütze des Regierungskreises gewählt wird? Und nun citirt vielleicht noch der Pfarrer, bei dem er in seiner logischen Bedrängniß Hülfe sucht, und der täglich die Kreuzzeitung liest, den richtigen Satz, den dieses Organ früher täglich gepredigt hat: „Was nicht widersteht, stützt nicht.“ Schon schwellen die Stirnadern bei dieser sauern geistigen Arbeit dem ehrlichen Dorfschulzen, und wer weiß, ob nicht ein im Hintergrunde lauernder Demagog, ein Kreisrichter, der zugleich ein Diätarius in der Residenz werden möchte, diesen Moment benutzt, um den Ortsvorstand dahin zu belehren, daß er am sichersten geht, wenn er einer Gerichtsperson seine Stimme giebt, die mit der zweifelhaften Interpretation der Regierung nichts zu thun hat und höchstens nur, ohne ihr Zuthun, in dem Regierungsbezirk geboren ward! So sehen wir, welch ein Unglück daraus entstehen kann, wenn amtliche Belehrungen nicht in einer korrekten Fassung gegeben werden und der Fingerzeig einen elastischen Handschuh trägt. Als noch das Manteuffel-Hinckeldey'sche System in der Blüthe war, das dem Ermessen des Schutzmanns das geistige und materielle Wohl der Gesellschaft anvertraute, und jeder Bürger nur ruhig schlafen konnte, wenn er mit dem Schutzpatron seines Bezirks auf einem freundlichen Fuß stand, hatten wir das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß eine große Gesellschaft wissensdurstiger Männer plötzlich von dem beaufsichtigenden Konstabler aufgelöst wurde, ohne daß nur einer der Anwesenden sich den Grund erklären konnte. Der Vortrag, der wichtige politische Ereignisse betraf, war ohne eine Störung unter dem Beifall der Versammlung zu Ende geführt; der Konstabler, den Helm auf dem Kopf, schlürfte ruhig seine Weiße und ließ selbst eine

mächtige Attake gegen den Kaiser Nikolaus unbeachtet vorüber, ohne mit seinem Seitengewehr die Phalanx zu sprengen. Schon hielt man ihn für einen geheimen Anhänger des Fortschritts, einen Logenbruder aus der Konstantia, die mit der Kette einer büreaukratischen Demokratie das monarchische Preußen erdrosseln will, um so mehr, da der Mann des Gesetzes gemüthlich eine jener verhängnißvollen Freimaurer-Cigarren rauchte, die selbst Maurer nur im Freien rauchen können; schon drückten ihm einige Bezirksgenossen freudig die Hand, und einer erbot sich sogar, ihn am nächsten Tage zu photographiren, um sein Bild auf die Nachwelt zu bringen und ihn wie den Grenadier Frankreichs zu verherrlichen: da zeigte es sich plötzlich, daß dem schlafenden Löwen nicht immer zu trauen ist. Der Fragekasten kam an die Reihe, und obgleich ein Narr mehr frägt als hundert Kluge beantworten können, und ein Narr noch außerdem immer hundert Narren macht, wurden doch eine Reihe Fragen vom Vorsitzenden theils beantwortet, theils im Wege der Diskussion erledigt. Endlich kam aber die ganz unschuldige Frage: „Weshalb sind unter den Linden die Aepfel so theuer?“ Da erhob sich plötzlich, noch den Schaum des Weißbiers vor dem Munde, der schlafende Löwe und erklärte mit einer Stentorstimme: „Im Namen der Regierung, die Versammlung ist aufgelöst.“ Der Vorsitzende fragte, nach welchem Paragraphen des Vereinsgesetzes der so unerwartete Schluß erfolgte, ob Jemand vielleicht heimlich die bestehenden Vorschriften verletzt habe, ob irgend ein als Mann verkleidetes Frauenzimmer unter den Anwesenden sei, da dieses Geschlecht bekanntlich nicht die Prärogative hat, einem politischen Vereine anzugehören. Er musterte noch schnell einige verdächtige bartlose Gesichter, die vielleicht dem Wächter der Sitte trotz ihrer Maske aus

andern Regionen bekannt waren, aber sie waren durchaus nicht Mitglieder des schönen Geschlechts, sondern biedere starkknochige Preußen, die ihrer Militairpflicht unter keinen Umständen entgehen können. Alle Muthmaßungen waren vergebens, auch erklärte der Sicherheitsbeamte mit vollem Recht, daß er keine Gründe für sein Thun und Lassen abzugeben brauche, daß jeder den Saal zu verlassen und wie jeder gute Bürger ruhig seiner Auflösung entgegen sehen müsse. „Und geht Ihr nicht willig, so brauch' ich Gewalt," gegen dieses Argument, das der Polizei- und Militairstaat dem Erlkönig entnommen, ließ sich nichts einwenden; das parlamentarische Terrain wurde geräumt, dagegen auf der Straße um so eifriger in Privatgesprächen die Frage ventilirt, was den biedern so wohl genährten Beamten plötzlich zu solchem Vorgehen veranlaßt habe. Daß „die Aepfel unter den Linden" der Zankapfel waren, das stand fest. Aber weshalb? Die gelehrten Mitglieder der Gesellschaft wendeten allen nur möglichen Scharfsinn an, um die amtliche Nuß zu knacken. Einige Aerzte behaupteten, daß hier eine eigenthümliche Idiosynkrasie vorliege; wie es Frauen gebe, die schaudern, wenn nur von Krebsen gesprochen wird, so gebe es vielleicht Schutzmänner, von nervösen Frauen geboren, die von keinem Dinge hören können, das die damals so verpönte rothe Farbe trägt. Es ist möglich, daß im Kopf des Schutzmannes, der ganz in betäubenden Cigarrendampf eingehüllt war, plötzlich diese Ideenassoziation vorgegangen war, um so mehr, da in der Volkssprache auch Aepfel „rothe Hähnchen" genannt werden, ein Diminutiv, das offenbar vom rothen Hahn abgeleitet ist, der, wie der Adler ein Sinnbild des Königthums, ein Sinnbild der demokratischen Herrschaft ist. Einem Historiker und Jugendlehrer der Anfangsgründe aller Dinge schien doch diese

Interpretation zu gewagt, und mit der sonstigen so kräftigen Erscheinung des Beamten nicht übereinstimmend. Er suchte das wunderbare Ereigniß geschichtlich zu begründen. Mit der ersten Frau der Erde, mit Eva begann auch die erste Revolution, sie biß in den Apfel und wir haben noch heute das Fieber davon. Der Apfel des Paris verursachte den trojanischen Krieg, und die Römer nannten malitiös den Apfel „malum“ und bezeichneten damit die Wurzel alles Uebels. Wer denkt nicht an den deutschen Reichsapfel, der uns noch heut im Magen liegt? Wenn daher unter den Linden die Aepfel so theuer sind, so folgt daraus, daß unter den Linden die meisten Aepfel verzehrt werden, mit andern Worten, daß „unter den Linden,“ wo viele hochgestellte und einflußreiche Staatsbeamte wohnen, die Wurzel alles Uebels zu suchen sei. Aus diesem Grunde mag der Beschützer der öffentlichen Ordnung mit dem Seitengewehr eine Debatte abgeschnitten haben, die nothwendig im weitern Verlauf zu Persönlichkeiten führen mußte.

Aber auch das war nicht des Pudels Kern. Selbst der größte Scharfsinn kann nicht Alles enthüllen. Die Wahrheit, sagt Seneka, ist einfach und ändert nicht ihr Antlitz. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Ein solches kindliches Gemüth war ein Pomologe, der den Detailhandel mit Aepfeln auf der Straße betreibt und deshalb bei dieser Frage nicht blos in seiner Eigenschaft als Staatsbürger interessirt war. Er erklärte mit lauter, wohlgeübter Stimme, daß die gelehrten Herren dies Räthsel nicht zu lösen vermögen, daß er aber vermöge seiner bürgerlichen Stellung ihnen schwarz auf weiß die Ursache der Auflösung beweisen wolle. Um ganz sicher zu gehen, da sein Gedächtniß ihn

leicht täuschen könne, bedürfe er dazu eines Buches, jenes Buches nämlich, zu dem jeder in Berlin ansässige, selbstständige Einwohner, auch ohne Schriftsteller zu sein, einen Beitrag liefert. Dieses wichtige statistische Werk, das nur das A-b-c als die einzig haltbare Grundlage der Ordnung anerkennt, dieses Werk, das einzige bedruckte Papier, das selbst der am schalen Zeuge klebende Materialist nicht verachtet, der sonst nur dem Kultus der Makulatur sich hingiebt, wurde sofort in Gestalt des Berliner Wohnungsanzeigers aus dem nächsten Spezereiladen herbeigeschafft. Der Wohnungsanzeiger trug zwar durch mannigfachen Gebrauch den Stempel einer befleckten Empfängniß, aber im Uebrigen war die Jahreszahl richtig und das stark gefirnißte Werk wohl erhalten. Der Pomologe bedurfte einige Zeit, ehe er den Namen buchstabiren und finden konnte, aber endlich war das Geheimniß enthüllt und der Sieg gewonnen. Schwarz auf weiß war es zu lesen, daß die Gattin des Schutzmannes einen Aepfelhandel in der Nähe der Linden und vielleicht ambulirend unter ihrem Schatten betreibt. Der Gatte konnte sich daher mit Recht durch eine so impertinente Frage verletzt fühlen, und der Vertreter der Regierung mußte das Ansehen derselben mit allen Mitteln wahren. Und dennoch hatte der subalterne Staatsdiener, obgleich er mit seiner Lebensgefährtin in Gütergemeinschaft lebt, das größte Unrecht begangen und „im Namen der Regierung“ die Gesetze der Regierung verletzt. Verführt durch eine mangelhafte Instruktion und eine noch mangelhaftere Bildung hatte er nicht jenen Dualismus begreifen können, der den Menschen und den Beamten zu einem doppelten Wesen macht. Er konnte es nicht fassen, daß er mit der Uniform einen andern Menschen anziehe, und war der Meinung, daß die Pickelhaube auch die Haube seiner Gattin

schützen müsse. Als ein Opfer dieser Begriffsverwirrung, die den Kreis der privaten Thätigkeit mit dem amtlichen Regierungskreis verwechselt, war die Versammlung gesprengt worden und dem Belieben des Schutzmanns schutzlos preisgegeben. Jeder tiefere Denker wird es aber einsehen, daß die Organe der Regierung und die Organe der Familie streng auseinander gehalten werden müssen, und daß so wenig wie durch den biblischen Ausspruch: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ ein bestimmter Fruchthändler verletzt werden kann, eben so wenig die verlangte Auskunft über kostspielige Aepfel eine Beleidigung der Regierung involviren kann.

Die sprachlichen Wirren, dieser abgesagte Feind einer korrekten Fassung, haben immer solche Szenen herbeigeführt, durch die die Würde und das Ansehen der Staatsgewalt gefährdet wird. Selbst mit der Nomenklatur unsrer Ministerien können wir nicht einverstanden sein. Ein Minister des „Innern“ ist eigentlich immer nur ein Geistlicher, der es mit dem inwendigen Menschen zu thun hat; die Bezeichnung Polizeiminister, wie sie früher Sitte war, wäre weit passender, da dieser um das Innere der Menschen sich gar nicht zu kümmern braucht. Das Kriegsministerium müßte durchaus Friedensministerium heißen, denn man will ja den Krieg schon seit funfzig Jahren nicht und ist jeder europäischen brennenden Frage aus dem Wege gegangen. Für das Ministerium des Kultus wäre, seit Einsetzung des Oberkirchenraths, Ministerium der Kultur weit passender, oder wie es in Rußland heißt, der Volksaufklärung. Mit diesem Wort wären die Regulative, die das Volk in einer ewigen Jugend erhalten wollen, mit einem Schlage beseitigt worden. Denn „Aufklärung, sagt Kant, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit.“

Sapere aude! und das Ministerium der Volksaufklärung hätte, um seinem Namen treu zu bleiben, dieses Wagniß vollführen müssen.

Begeht man nun noch außer dieser vagen Terminologie den Fehler, daß man subalternen Köpfen innerhalb dieser Ressorts die Ueberwachung von Vereinen anvertraut, so entstehen dadurch Mißstände, die leicht unangenehme Folgen haben können. Während unser sonst so gemüthlicher Schutzmann, als Beamter des Ministeriums des Innern, „das Innere" bis auf sein Hauswesen ausdehnte, wozu er auch logisch vollkommen berechtigt war, hat einer seiner Kollegen in einem Bericht sein lakonisches Referat über die Sitzung eines Bezirksvereins in den wenigen Worten gegeben: „Es wurde die Geschichte der römischen Könige vorgetragen von Romulus bis auf Gervinus." Da nun die Geschichte der römischen Könige durch Niebuhr's Untersuchungen nur als ein Produkt des dichtenden Volksgeistes, als ein Mythus erkannt worden ist, so hätte leicht der badensche Staatsbürger und noch lebende Historiker Gervinus dagegen Reklamation erheben und eine eklatante Satisfaktion von der preußischen Regierung dafür verlangen können, daß er an den Ufern der Spree von einem preußischen Beamten zu einer mythischen Person, einem Wesen ohne Fleisch und Blut, herabgesetzt worden ist. Die badensche Regierung ist aber die einzige, die jetzt in Deutschland aufrichtig zu Preußen hält, und ihr, wenn auch erschüttertes, Vertrauen nicht aufgeben will; wäre sie nicht zu aufgeklärt, so hätte sie leicht, von dem in seiner Ehre gekränkten Gervinus aufgestachelt, diesen Umstand benutzen können, um dem immer rivalisirenden Hause Habsburg einen längst gehofften Triumph zu bereiten. Belohnt man denn noch Beamte, wie dies früher häufig geschah, je mehr Denunziationen sie

machten und je mehr sie einschritten, so ist dies ganz verkehrt und schadet offenbar dem monarchischen Prinzip. Ein Beamter soll nicht vor seinem Chef niederknieen und kriechen, sondern dem Gesetz folgen, wie dies in England längst Grundsatz ist, wo der untergeordnete Beamte, selbst der Unteroffizier, auch dann strafbar ist, wenn er eine gesetzwidrige Handlung begeht, obgleich sie ihm von seinem Vorgesetzten befohlen war. Nur auf der Kegelbahn, wo man dem König und seinen Vasallen eine Niederlage bereiten muß, nicht auf der Staatsbahn steht man mit gebogenen Knieen am festesten.

Der Grundsatz, ein Wort, ein Mann, und nicht so viel Wörter, müßte immer maaßgebend sein. Wir verstehen auch die neue Umschreibung nicht: „im Interesse des Dienstes," obgleich sie sehr kurz gefaßt, weil wir in den einzelnen Fällen nicht die Nothwendigkeit der Maaßregel der Versetzung an die äußersten Grenzen entdecken können. Es gewinnen dadurch entfernte Städte, die zur Aufnahme gemaaßregelter Beamten dienen, eine Bedeutung, die ihnen eigentlich nicht zukommt, und erscheinen in einem zweideutigen Lichte, entweder als Orte, wo ein einzelner oppositioneller Beamte nicht, oder wo er bei der großen Fülle Gleichgesinnter nichts mehr schaden kann. Die Jugend dieser städtischen Rayons kann dadurch leicht anspruchsvoll und zur Ueberhebung geneigt werden, weil ihnen schon in der Astronomie gelehrt wird, daß die größten Planeten am weitesten von der Centralsonne entfernt sind, woraus folgt, daß sie, um sich schnell einen Namen zu machen, so weit wie möglich, selbst über jede Grenze gehen werden. „Das Interesse des Dienstes" müßte daher durchaus sprachlich genauer definirt werden, damit eine kleine Stadt, die bisher vielleicht nur durch Fabrikation von Leinwand sich

auszeichnete, nicht irrthümlich zu der Meinung komme, als sei sie im preußischen Staats-Organismus von der höchsten Wichtigkeit.

Zu welchen Mißverständnissen hat endlich die Konvention mit Rußland Veranlassung gegeben. Wenn große Männer immer mißverstanden werden, wie Sokrates, Hegel, so haben wir an großen Männern keinen Mangel. Im englischen und preußischen Parlament wurde die Konvention nach Gesandschaftsberichten so aufgefaßt, als sollten die preußischen und russischen Grenztruppen sich innerhalb eines Gürtels von drei Meilen bei Verfolgung der Insurgenten unterstützen. Da erklärt der preußische Minister-Präsident unverschleiert, daß der Gürtel nur eine „Seeschlange" ist. Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei. Die Konvention schwebt jetzt ganz in der Luft, und Niemand weiß, ob sie ein Vertrag, ein Engagement, oder nur ein Arrangement ist; sie scheint nach Art der Furbach'schen Mieths-Kontrakte so unbestimmt gehalten zu sein, daß die unglücklichen Grenzbewohner aus beiden Territorien bei Vermeidung einer Konventionalstrafe exmittirt werden können. Und das alles wegen der russischen Konskription, die auch unklar ausgedrückt keine Konskription, sondern eine Proskription ist!

Auf der Londoner Ausstelluug befand sich ein Ehrfurcht gebietender gepanzerter Ritter aus der Gräflich Stolberg'schen Eisengießerei; trat man aber näher heran, so sah man, es war kein Ritter, sondern nur ein prosaischer Ofen, der zum Einheizen diente. Bei industriellen Produkten ist es gestattet, wenn Form und Inhalt, Aeußeres und Inneres ganz auseinander gehen; wo es sich aber um das Heil von Millionen handelt, da sollte wenigstens die deutsche Sprache so korrekt sein, daß man eine Mücke von einem

Elephanten zu unterscheiden weiß. Selbst in Fällen, wo man nicht die ganze Wahrheit sagen kann, muß doch das Wort nur mit einem leichten Flor verhüllt sein, der das Gesicht zwar verbirgt, die Augen aber, den Spiegel der Seele, durchblicken läßt. Leibnitz sagt: das was sich in der deutschen Sprache deutlich sagen läßt, das ist auch ehrlich und rechtschaffen.

Die sprachliche Anarchie.

Obgleich Frankreich jetzt zu den Ländern gehört, in denen die Ruhe und Ordnung bis auf den höchsten Grad künstlicher Vollkommenheit gebracht ist, obgleich der gallische Hahn gleich einem Automaten taubstumm geworden und nur dann krähen darf, wenn das Uhrwerk aufgezogen ist, so übt doch das Land noch immer den nachtheiligsten und verführerischsten Einfluß auf seine Nachbarn aus. Eine Menge von Ueberläufern und Emissairen schleichen sich ein, streuen den Samen der Anarchie, der bei ihnen nicht aufgeht, unter uns aus, unterwühlen, vernichten die natürlichen Grenzen und beschädigen uns an unsern theuersten Besitzthümern und Errungenschaften. Leider ist selbst die Armee, die bewaffnete Macht, die den schönen Beruf, das Vaterland in Noth und Gefahr zu vertheidigen hat, von dieser verderblichen Ansteckung nicht frei geblieben. In der ganzen hierarchischen Gliederung, vom Unteroffizier bis zum General, sehen wir nur Männer, die stolz auf die Ehren sind, die ihnen mittelbar Frankreich erweist, Männer, die bei jeder Unterschrift darauf hindeuten, daß sie nur französischem Einfluß ihre hohe Stellung zu verdanken haben. Was würde ein General sagen, wenn man ihn einen „Allgemeinen" nennen würde, obgleich dies doch die richtige deutsche Benennung wäre? Jetzt unterscheidet sich ein napoleonischer

General von einem preußischen wenigstens nicht in seinem Titel und da der Sanscülottismus in Frankreich noch nicht wieder aufgekommen ist, ist die natürliche Grenze zwischen rothen und grauen Hosen vollkommen verwischt. Man hat mit Recht vor einigen Jahren den „Kapitain" aus der Armee gestoßen und den Hauptmann dafür substituirt, man hat mit Recht den „Oberst" als einen deutschen Mann darin gelassen, aber wo ist der entsprechende „Unterst" geblieben? Er ist, wie der Witz sagt, ein Sublaterner geworden, der nur sein Licht von der Laterne von oben empfängt. So gleicht jedes Regiment einer Pyramide, wie wir sie etwa in den ausgestellten Waaren der Schaufenster sehen, deren Unterbau französisch und deren Spitze nur deutsch ist.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, neben dem Potsdamer Sprachverein als Konkurrent aufzutreten. Wir wollen ihn nur darauf aufmerksam machen, daß, wenn er sein Geschäft der wöchentlichen Reinigung ordentlich versieht, er zuerst das gesammte „Gardekorps," diese Zierde und Nahrungsquelle Potsdams, aus den Mauern der Stadt vertreiben muß. Er muß zuerst das Heer, die eigene Besatzung, den französischen Umtrieben zu entziehen suchen, indem eine Sprachreinigung von oben her, wo man amtlich die Benennungen verleiht, sich weit leichter macht, als durch bezahlte Insertionen. Wir haben es bereits bei dem Kapitain gezeigt, der plötzlich ein Hauptmann geworden ist. Wer hat über die Deputirten sich beklagt, die, obgleich sie unverletzlich sind, in das Ausland deportirt und in „Abgeordnete" verwandelt wurden? Kein Hahn kräht jetzt nach ihnen, nicht einmal der gallische, obgleich er am meisten dabei verletzt wurde. Im alten Rom, das der griechischen Kultur so viel zu verdanken hatte, existirte auch ein Potsdamer Sprachverein, zu dem die angesehensten Männer ge-

hörten. Aber welche Macht hatte dieser Verein? So mußte, wie die Geschichtsschreiber erzählen, Tiberius sich entschuldigen, als er im Senat einst ein griechisches Wort gebraucht hatte. Herr Kleist-Retzow auf Kiekow ist so sehr gegen die Freizügigkeit der Menschen eingenommen, weil sonst alle aus Hinterpommern fortlaufen würden, aber würde er es wagen, gegen die Freizügigkeit der Worte zu protestiren, wenn er wieder zu einem undeutschen Bastard, zum „Ober-Präsident" ernannt würde.

Wir kommen jetzt zu den Heiraths-Kandidaten, die schon seit Jahren verlobt, unter dem Ministerium Manteuffel nie in den Hafen der Ehe einlaufen konnten, und dem Fichtenbaume und der Palme gleichen, die ewig von einander träumen, ohne sich nähern zu können. Wie glücklich sind sie jetzt, die an der Hand des Unterrichts-Ministers geleitet, dem Justizminister zugeführt werden, um das Staatssiegel auf ihren Bund drücken zu lassen! Aber, obgleich die Geistlichen weder sie noch ihnen trauen wollten, warnen wir sie, eine „Civilehe" zu schließen. Eine Civilehe ist, dem Wortlaute nach, eine illegitime Mischung, aus der, da der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, nur illegitime Sprößlinge hervorgehen können. Wie schön ist aber eine ehrliche, bürgerliche Ehe, wie feierlich der Augenblick, wo sie vor dem bürgerlichen Richter sich Treue geloben! Aus einer solchen Ehe müssen Bürger derer, die da kommen werden hervorgehen, freie Männer, die auf eignen Füßen stehen und nicht gleich einen Anspruch auf Civilversorgung erheben. Die Paare aber, die die weltliche Macht verbunden hat, wie es schon Luther, der Feind aller pfäffischen Herrschsucht, verlangt sie sollten es sich zur Aufgabe machen, eine deutsche Luther'sche Sprache unter sich einzuführen. Wenn auch die Frau kein Weibsbild sein will, ein Wort, das Luther im

besten Sinne gebraucht hat, so sollte sie wenigstens eine Frau und keine „Madame" sein. Da sie hinlänglich schon durch das Leben geprüft ist, indem der Kampf zwischen Staat und Kirche ihrem Herzen so viele trübe Stunden bereitete, so gehört sie gewiß dem Alter nach, da das erste Aufgebot ihr so viel Schwierigkeiten machte, zum zweiten. Einer solchen Frau, die dem wiedergebornen Geiste der Reformation ihr Lebensglück zu verdanken hat, kann man auch eine sprachliche Reformation zumuthen; sie müßte jeden unfrankirten Brief zurückweisen, der eine undeutsche Benennung auf der Adresse trägt. Zuletzt bliebe der Postbehörde nichts weiter übrig, als das Publikum zu ersuchen, sich innerhalb der Landesgrenzen deutscher Bezeichnungen zu bedienen, da sonst der Ausfall in der Einnahme durch andere mehr empfindliche Steuern gedeckt werden müßte. Am Rhein, obgleich dort „Madame" weit näher liegt, ist diese gesellschaftliche Anrede fast ganz unbekannt. Man weiß dort, daß die Frau ihrer Wortbildung nach die frohe, die erfreuende heißt, und wird sich niemals diese sprachliche Errungenschaft rauben lassen. Sollten in den alten Provinzen die jungen Frauen weniger beliebt sein? Sollte die sprachliche Anarchie im Kern des Landes ihren Sitz haben?

Beim Theater hat man seit einigen Jahren diese Barbareien abgeschafft. Selbst die Mitglieder des Corps de Ballet erhalten ohne weitere Bedenken den Titel „Fräulein," sobald sie mehrere Ringe am Finger tragen, und den Titel „Frau," wenn sie einen darunter, den der Treue gewechselt haben. Und das geschieht beim stummen Ballet, das mit seinen Beinschwenkungen und Verrenkungen, mit dem Wegweiser seiner Arme und seiner Fußspitzen direkt nach der französischen Schule hinweist! Auch in Schauspiel und Oper haben die weiblichen Mitglieder nur Bezeichnungen,

die ihrer gesellschaftlichen Stellung gemäß sind. Zwischen den betagtesten und den jugendlichsten Jungfrauen ist auf dem Zettel kein sichtbarer Unterschied vorhanden und die Intendantur ist über die „Mamsells" zur Littfaß'schen Tagesordnung übergegangen. In Hannover soll dieser Kampf zwischen Deutschland und Frankreich noch nicht zu Ende geführt sein. Mademoiselle Seebach giebt hier noch immer mit solcher Naturwahrheit das „Gretchen," daß obgleich sie Faust „mein schönes Fräulein" anredet, sie auf dem Programme diese Benennung, die sie ablehnt, nicht tragen darf. Die Hannoversche Junkerpartei soll sich mit der ganzen Macht ihres Einflusses dagegen gesträubt haben, daß Personen, die weiter keine Geburtsvorrechte haben, als daß sie geborene Künstlerinnen sind, Prädikate gegeben werden, die bisher nur adeligen Jungfrauen zukamen. Ja, diese Herren würden sich gewiß beim Bundestage beschweren, der „wohlerworbene" Rechte zu schätzen weiß, wenn eine Behörde es wagen würde, amtlich diese mehr feinen als natürlichen Unterschiede zu verwischen. Aber es giebt wenigstens in der Anrede noch einen Ausweg, um diesen drohenden Konflikt zu vermeiden, der gegenwärtig, wo Eintracht so noth thut, nur die Schadenfreude unserer Gegner erwecken würde. Man kann die bürgerliche Mamsell, wenn sie sich gnädig erweist, ein Fräulein und die vollblütige ein gnädiges Fräulein nennen. Die Gnade ist das schönste Vorrecht der Frauen und der Krone.

Kommen wir erst in die zeremonielle Hofluft, wieviel französischer Wind weht dort! Man lese nur die Beschreibung eines großartigen Hoffestes, wo die Hofchargen bis zum Pagen und Lakaien ihr Licht leuchten lassen, und man wird kaum wissen, ob das Fest an der Seine oder an der Spree spielt. Hier wäre schon viel gethan, wenn man wenigstens die

deutschen Ausdrücke ganz ihrem Sinne anpassen würde, während jetzt z. B. zwischen Kammerherr und Kammerfrau eine Kluft sich aufthut, die weit größer ist, als die des Geschlechts, wogegen Kammerdiener, Kammersänger und früher Kammermitglied, kaum eine sprachliche verwandtschaftliche Definition zulassen. Wie würde sich hier das Ceremonienwesen vereinfachen und zugleich der Sprache von oben her geholfen werden! Und hat die Ceremonie überhaupt einen Sinn, wenn sich wenigstens nicht in der Form ein denkender Geist ausspricht? Humboldt erzählt in seinen Ansichten der Natur, daß Seine Hoheit Atahuallpa, ein Häuptling der Inkas, nach einem uralten Hofceremoniell, niemals auf den Boden speite, sondern nur in die Hand einer der vornehmsten Damen seiner Umgebung. Vielleicht stammen aus diesem goldreichen Peru die sogenannten Speichellecker.

An den sprachlichen Verbesserungen muß aber vorzugsweise die Presse sich betheiligen, die der Mund und das Ohr des Volkes zugleich ist. Wie häufig wird aber hier gefehlt und wie schleichen sich nun die Fehler in den Mund und das Ohr des Volkes ein! Bei den Uebersetzungen aus dem Französischen, seien es Zeitungen oder Romane, immer begegnen uns die französischen Konstruktionen, die dann allmählig bei uns das Bürgerrecht erlangen. Wird ein militairisches Schauspiel geschildert, so heißt es regelmäßig in dem Augenblick, wo die bisher verhüllte Sonne durch die Wolken tritt: Der König erschien gefolgt von einer glänzenden Suite. Hier zeigen sich in dem Worte „gefolgt“ die bösen Folgen der französischen Nachahmungssucht, da das deutsche Intransitivum niemals im Passiv, wie das französische Transitivum, konstruirt werden kann. Wollte man einen Transitzoll für alle Fremdlinge erheben, so würde die Kasse des Zollvereins in Kurzem sehr bereichert werden.

Namentlich müßten die Titel der gelehrten Herren und Staatsdiener, von denen so viele dem Französischen entlehnt sind, obgleich sie dort ganz ungebräuchlich, sehr hoch besteuert werden. Ein französischer Tourist des vorigen Jahrhunderts sagte mit Recht: die Deutschen verachten sich einander und deshalb streben sie unersättlich nach Titeln, um sich stufenweise verachten zu können. Dies gehe von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, bis auf den Schinder, der, obgleich ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, doch für unehrlich gelte. Und diese Verachtung findet selbst in der Ausdrucksweise statt, so daß die höheren Stände absichtlich oft die Sprache korrumpiren und mit fremden Brocken versetzen, nur um sich von der Popülace unterscheiden zu können. Leibnitz schreibt das Eindringen der Fremdwörter dem dreißigjährigen Kriege zu, wo die Heere größtentheils aus Ausländern bestanden, aber jetzt haben wir vierzigjährigen Frieden und allgemeine Wehrpflicht und doch kommen die Fremdlinge in Schaaren zu uns.

Aber selbst abgesehen von der Fremdherrschaft ist am eigenen häuslichen Heerde die Anarchie eine maaßlose. Nicht einmal die Gebrüder Grimm wissen ob es heißt: alle gute Menschen oder alle guten Menschen, und in ihrem Lexikon ist diese Frage eine offene. Die Konstruktion: Ich lehre dir, veranlaßte einst einen Prozeß. Möge ein philologischer Mr. Rarey erscheinen, der, ähnlich dem hippologischen, die „Beugungsfälle" methodisch zu behandeln weiß. Möge namentlich die „Berlinische Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen," die ein Stipendium für Sprachforschung begründet und die tüchtigsten Kräfte zählt, sich diese dankenswerthe Aufgabe stellen. Wird nicht der grammatikalischen Anarchie in Deutschland ein Damm entgegengesetzt, so wird unser höchstes Kleinod, die Muttersprache, dem berühm-

ten „Manne von Kaoutschuk" gleichen, der in seinem unzusammenhängenden Zusammenhang nicht bloß die menschliche Gliederung, sondern selbst den Kopf, den Sitz des Verstandes, stellenweise verloren hat. Dann wird unsere Sprache trotz Potsdam und trotz der Hauptstadt der Intelligenz sich nicht mehr für Geld lehren, sondern nur noch sehen lassen.

Die telegraphische Beredtsamkeit.

Es ist eine von Aerzten und Psychologen oft beobachtete Erscheinung, daß außergewöhnliche Ereignisse dem Menschen Kräfte verleihen, deren Umfang er nicht ahnte, ja deren Gebrauch ihm vollständig versagt war. Wie der stumme Sohn des Crösus bei der Belagerung von Sardes plötzlich die Sprache wiederbekam, als er seinen Vater, dem gezückten Schwert eines Persers gegenüber in Lebensgefahr sah, so hat die deutsche Nation durch die Gefahren, die ihr im Norden drohen, eine so leicht verständliche Sprache erhalten, wie sie bisher noch nicht geführt worden ist. Alle Eifersüchteleien und Stammesverschiedenheiten, alle sonst accentuirten Gegensätze schweigen, und nur das eine Gefühl der verletzten Ehre bildet in öffentlichen Kundgebungen, wie sie in Volksversammlungen, Aufrufen und Proklamationen zu Tage treten, den Grundton aller dieser Ergüsse, in denen die sympathisch überströmenden Herzen sich Luft machen. Was dabei vom Volke ausgeht, ist klar und deutlich, während die Sprache einzelner Höfe und Diplomaten so schwer verständlich ist, wie die der Spiritualisten, die ihre Eingebungen durch ein sogenanntes Medium erhalten. Auf der einen Seite finden wir nur Vokale, es ist ein Vokalkonzert der Entrüstung, indeß auf der andern Seite so viel Consonanten sind, daß dadurch beim Hörer der Mangel der Be-

friedigung erst recht die Dissonanz herbeiführt. Kein kräftiger Schlußaccord bleibt ihm im Ohr hängen, sondern ein Mühlrad geht ihm im Kopfe herum, so daß der unglückliche Zeitungsleser, der dazu verdammt ist, die offiziellen Depeschen in ihrer ganzen Länge zu verdauen, oft die Qualen eines geistig Geräderten empfindet. Ja diese Qualen wären noch größer, hätte nicht die Neuzeit eine Entdeckung gemacht, die die Leiden lindert, indem sie sie verkürzt, eine Entdeckung, die auf die Frage: was ist der langen Rede kurzer Sinn? die bündigste Antwort giebt. So kommt es denn oft vor, daß die letzte Seite der öffentlichen Blätter, wo die Früchte dieser Entdeckung gesammelt erscheinen, oft mehr gelesen wird als die erste, weil wir hier die Quintessenz, den Extract der politischen Speise empfangen, ohne die abschwächenden Zusätze, die für leidende Magen erfunden sind. Da hier jedes Wort besonders bezahlt werden muß, weil es wie ein Funken einschlagen soll, so empfangen wir hier von diesem Wohlthäter der Menschheit, vom Telegraphen, nur goldene Worte, deren edles Metall schon dadurch hervorleuchtet, daß sie die phrasenhafte Legirung verabscheuen. Weit gehaltvoller als der koffeinfreie Kaffee, die milchfreie Sahne, die occupationslose Execution, erhalten wir hier so comprimirte geistige Producte, die uns an die lakonische Kürze der Spartaner erinnern. Wenn die Geschichte wie gegenwärtig um eine scharfe Ecke geht, so sind die Telegramme die aller Form entkleideten Thatsachen, und die Muse der Geschichte fliegt mit Windeseilen auf den Drähten wie sie Gott geschaffen hat. Die Lüge kann sich unmöglich mit wenigen inhaltschweren Worten begnügen, weil sie zu schnell erkannt und der Unverschämtheit bezüchtigt wird; ein Tacitus muß wahr sein, weil er die Dinge immer beim rechten Namen benennt, während die Sophisten, die Künstler der Beredt-

samkeit, stets die langen Exkurse geliebt haben, um sich gegen jeden Angriff eine Hinterthür offen zu lassen. Göthe sagt: Es ließe sich Alles trefflich schlichten, könnt man eine Sache zweimal verrichten; aber ein telegraphischer Widerruf ist eine der mißlichsten Sachen, weil hier jedes Wort, bevor es seine Reise um die Welt macht, einzeln erwogen und überlegt werden muß. Die halbofficielle Sphäre, die zwischen Licht und Nacht eine Vermittelung eingehen will, und viel Worte machen muß, um durch ihr Geräusch zu täuschen, ist daher für den Kupferdraht nicht geschaffen, der trotz aller Schnelligkeit doch nie vollständige Abhandlungen bringen kann, wenn nicht seine universelle Thätigkeit ganz gelähmt werden soll. Wie moralisch, wie sittlich bildend ist daher jene großartige Entdeckung, die Zeit und Raum aufhebt, wie ein Blitz die Finsterniß erhellt und fast nach allen Theilen der Erde ihre geflügelten Sendboten ausschickt!

Es ist den Deutschen mit Recht so oft der Vorwurf gemacht worden, daß sie in ihren langen Reden ihre Thatkraft verpuffen, und dieser Vorwurf ist in der gegenwärtigen Zeit der Telegraphie um so gerechtfertigter. Wäre es nicht wünschenswerth, daß jede parlamentarische Körperschaft, die Einfluß auf die Geschicke eines Landes gewinnen will, ihre Plaidoyers an der Telegraphenstange prüft, um immer bei der Stange zu bleiben? Eine Rede, die die Feuerprobe des Kupferdrahts aushält, die concentrirte Gedanken enthält, ist wirklich der Rede werth, während nur schönklingende Worte wie Spreu durch ein Sieb durchfallen und selbst vom geschicktesten telegraphischen Schriftsteller nicht zusammengefaßt werden können. Der Stenograph, der kein Wort verlieren will, ist der entschiedenste Gegner des Telegraphen und hat eigentlich nur Werth für Liebhaber von Kuriositäten, die sich kein Titelchen rauben lassen und das getrost nach Hause

tragen, was sie schwarz auf weiß besitzen. Aber wieviel Millionen lesen die telegraphischen und welcher Bruchtheil die stenographischen Berichte! Das Censeo Carthaginem esse delendam, mit dem jener Römer in telegraphischer Zusammenfassung alle seine Reden schloß, ist auf die Nachwelt gekommen und hat seine Früchte getragen, während haarspaltende Dialektiker längst vergessen wurden. So manches parlamentarische Schauspiel wäre uns erspart worden, wenn man vorher die Worte, die mit Gold aufgewogen werden müssen, auch einzeln gewogen hätte. Ein zuverlässiger, ehrlicher Kabinetsrath würde seinem Herrn und Gebieter einen großen Gefallen erweisen, wenn er die fürstliche Rede, die Ansprache an das Volk, bevor sie gehalten wird, des Hermelins der Phrase entkleidet und sie als lakonisches Telegramm zur Begutachtung vorlegt. Hätte man mit der Rede des Kaisers von Oesterreich, mit welcher er den Fürstentag zu Frankfurt eröffnete, dies chemisch zersetzende Experiment gemacht, es hätte auch dem Blindesten einleuchten müssen, daß bei einem Diner, auf dem so viel ausländische Gerichte waren, sich die deutsche Einheit nicht herstellen läßt. Eben so wäre es vielleicht der ablehnenden Depesche des Herrn von Bismarck ergangen, die, nach einer langen Ausführung, dem österreichischen Projekte gegenüber ein Volksparlament mit allgemeinen Wahlen verlangt. Der Telegraphist selbst wäre stutzig geworden, wenn er den Namen des preußischen Minister-Präsidenten und daneben gleich die bedeutungsvollen Worte: „ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenes Parlament“ auf seine Drehscheibe hätte setzen müssen. Es giebt Maler, deren Skizzen weit mehr in die Augen springen und uns verständlicher sind, als mühsam ausgeführte Gemälde, sie verschmähen den blendenden Reiz der Farbe, der häufig nicht zur Klarheit bei-

trägt und ihre Umrisse sind vollendeter als ihre Ausführungen. Der Telegraphist ist ein solcher Maler, der mit einem Druck der Hand die Welt in Bewegung setzen kann, aber sofort über sein Werk lächeln muß, wenn er die Widersprüche so nah aneinander rückt, wie es der kostbare elektrische Funken nöthig macht.

Im Interesse der fürstlichen Autorität, des monarchischen Princips und im Interesse jener Millionen wißbegieriger Politiker, die bei der Morgentasse eine schnelle Aufklärung verlangen, im Interesse jener zahlreichen Familien, die oft ihren Rathgeber, ihr Haupt, ihren Erzieher in den Morgen- und Abendstunden dem weitgestreckten Arme der öffentlichen Blätter überlassen müssen, machen wir diese Vorschläge einer telegraphischen Prüfung, die jedes Wort auf Draht zieht, die verschönernden Floskeln verabscheut und die inhaltreiche Devise, die fast verschollen ist: ein Mann, ein Wort! wieder ins Leben zurückruft. Es ist leichter sprechen lernen als Sprache lernen, wie dies schon der Papagei beweist; gesprochen wird jetzt genug in Deutschland und jede Zeitungsnummer besteht nur aus Parlamentsreden, es kommt nur auf eine entschiedene männliche Sprache an. Wer in London einem Diskussions-Klub beigewohnt hat, jenem formlosen Klub, an dem jeder Theil nehmen kann, der in das öffentliche Lokal eintritt und etwas zu sagen weiß, der wird bemerken, daß die Engländer durch ihre lange Uebung und weil auf ihrem freien Boden das politische Wort immer von engherzigen Fesseln befreit war, doch schärfer auf den streitigen Gegenstand eingehen und mehr den Nagel auf den Kopf zu treffen wissen, als der deutsche Klubredner. Wir haben noch zuviel Freimaurer-, Turner- und Erbauungs-Beredtsamkeit, und in den Bezirksvereinen wo doch jeder bei nicht verfänglichen Gegenständen frei von

der Leber fortsprechen sollte, kann man täglich die besten Proben davon bekommen. Wenn aber der Telegraph in Amerika selbst die Kanzel und den Civilstandsbeamten ersetzt und einen Soldaten, der im Norden Amerikas stand, mit einer Dame im äußersten Westen ehelich kopulirt, wenn der Telegraph das die Herzen verbindende „Ja" austauscht, so sieht man die große Bedeutung des Kupferdrahts, der ein Wunder der Mechanik und ein Gesetz der Naturkräfte an die Stelle der weitschweifigen Eloquenz setzt. Unser berühmter Physiker Dubois-Reymond hat es nachgewiesen, daß der Mensch weiter nichts ist, als ein Telegraphist und daß erst, wenn die im Central-Organ im Gehirn zusammenlaufenden Drähte das Losungswort ertönen lassen, der Wille zur That wird und der Arm sich in Bewegung setzt. Amputirte haben noch immer das Gefühl, als ob sie das verlorene Glied besäßen, weil der entsprechende Draht im Centralorgan nicht zerstört worden ist, gleich warmen deutschen Patrioten, die das geraubte Elsaß niemals verschmerzen können. Bei Menschen, deren Blut langsamer circulirt, die auf der Telegraphen-Station einen unentschlossenen Beamten haben, dauert es daher lange, bevor ihr Entschluß zur That reift; am unglücklichsten sind sie, wenn viele Depeschen in ihre Gehirnkammer einlaufen, wo sie sich dann nicht zu rathen wissen, welche sie ausführen sollen. Während sie im Ueberfluß des Reichthums sich nicht zurechtfinden können und am embarras de richesse leiden, giebt es entgegengesetzte zähe Naturen, die an längst abgemachten Fragen in Ewigkeit kleben bleiben, Prinzipienreiter, die wie Trichinen und Bandwürmer dort nicht mehr fortzubringen sind, wo sie sich einmal festgesetzt haben, selbst wenn sie ausgeräuchert werden. Ueber die Produkte ihrer mittelalterlichen Beredtsamkeit, die aus den Zeiten der Inquisition ihre Lehren ent-

nimmt, braust der Telegraph dahin und er findet selten einen nennenswerthen geistigen Punkt darin, der seines sprechenden Apparates würdig wäre. Diese unverbesserlichen Naturen, die am besten zeigen, was der Deutsche ertragen kann, wollen wir nicht verwechseln mit den guten Leuten, die aber schlechte Musikanten sind. Die Musikanten z. B., die einst mit Gepränge die „Körnerfeier" in Mecklenburg veranstalteten, waren von dieser Art. Wären die Erzeugnisse ihrer Eloquenz auf der nächsten Station telegraphisch gesichtet worden, bevor sie gesprochen waren und in alle Zeitungen übergingen, so wäre wahrscheinlich die ganze Feierlichkeit unterblieben. Die langen gutgemeinten Reden auf historischer Stätte geben dem Dinge noch ein gewisses Ansehen, während der prüfende Lakonismus des Telegraphen, „Körnerfeier in Mecklenburg", durch seine Kürze die Gegensätze so scharf beleuchtet hätte, daß das Fehlen jedes verbindenden Mittelgliedes sogleich einleuchtet. In dem Feudalstaat Mecklenburg kann unmöglich der Freiheitsdichter Körner gefeiert werden; ja wer weiß, was er für ein Schicksal gehabt hätte, wenn er plötzlich durch die Macht der Rede wieder lebendig geworden wäre, und als obdach- und heimathloser Schatten ohne Paß und Aufenthaltskarte keine Erwerbsquellen, kein berechtigtes Domizil aufweisen konnte! Es giebt Fest- und Erinnerungsreden, die selbst in der guten Absicht, Licht zu verbreiten, nur das Dunkel vermehren und die Köpfe der Zuhörer berauschen, anstatt sie zu erhellen. In solchem Rausch übersieht man zu leicht die Mängel der Gegenwart und wenn wir Feste auf Feste häufen, so können wir es andern Nationen nicht verargen, wenn sie uns häufig den Mangel des praktischen Blicks zum Vorwurf machen, der das Nächstliegende aus den Augen verliert und den Wald vor Bäumen nicht sieht. Deshalb wird selbst den Reden

unsrer hervorragenden Männer von Seiten des Auslandes keine besondere Theilnahme erwiesen, weil einmal und leider durch unsere Schuld der Satz Geltung gewonnen, daß, wie die Westminster Review neulich sagte, die Deutschen ein Volk sind, „bei denen Wort und That himmelweit auseinander liegen."

Die Alten stellten die Kunst der Beredtsamkeit mit einer Krone auf dem Haupte dar, weil sie unter diesem Zeichen am leichtesten ihre Siege feiert. Wir leben in den Zeiten der fürstlichen Beredtsamkeit, und selbst die gebietenden Herren verschmähen es nicht, den ganzen parlamentarischen Apparat sich zu eigen zu machen und den friedlichen Hammer zu ergreifen. Während sonst die Fürsten an bestimmten Festtagen öffentlich speisten, um durch den Glanz der Tafel ihre Herrlichkeit dem Volke zu offenbaren, während sie sonst nur durch den Luxus ihrer Paläste materiell zu wirken suchten, und selbst eine Königin von Frankreich nur im Angesicht der schnell herbeigerufenen Damen der Halle einem Thronfolger das Leben schenken durfte, streben sie jetzt nach dem höher hängenden Kranze, auch die geistigen Führer der Nation zu werden. Da gerathen sie denn aber, gleich populairen Festrednern, leicht an eine gefährliche Klippe und sehen den oft weiten Raum nicht, der zwischen dem Becher und der Lippe liegt. Da Fürsten so selten aufrichtige Freunde haben, so sollten sie den Telegraphen zu ihrem vertrauten Rathgeber machen, und, ehe sie mit ihren Reden in die Oeffentlichkeit treten, die Quintessenz als telegraphische Depesche sich vorlegen lassen. Diese Prüfung gleicht der lautlosen Trommel zum Einüben, die auf der Londoner Industrieausstellung zu sehen war. Ein Redner, von welcher Stellung er auch sei, der diese Uebung verschmäht und die tönende Trommel gleich schlagen will, der kann wohl im Augenblick wie mit dem

rasselnden Säbel die Menge aufregen, aber von nachhaltigem Eindruck sind seine Kundgebungen nicht, und schaden nur dem Ansehen der Tribüne.

Es ist jetzt soviel in Deutschland vom „Mannesstamm“ die Rede, aber in vielen Erinnerungsreden und Gedächtnißreden, die ihre Zuhörer zur Nacheiferung anspornen sollen, vermissen wir den männlichen Stamm, das männliche Wort. Nur die Halbheit gebraucht die Worte von Seide, während der Telegraph eine eherne Zunge hat. Faust, der mit dunkeln, lang ausgesponnenen Theorien zu kämpfen hatte, findet es entzückend, daß Gretchen „kurz angebunden“ war. Wer ist aber kürzer angebunden als unser Freund, der Wohlthäter der Menschheit, der Telegraph? Durch ihn werden die Frauen zu Gretchen und die Männer zu Spartanern. Um aus dem Labyrinth der Mißverständnisse und weitschweifigen Entwickelungen herauszukommen, ist der Ariadnefaden des Telegraphen das beste Mittel. Sein Draht ist der beste Leitfaden für eine zeitgemäße Beredtsamkeit!

Moderne Stenographie.

Nichts hat uns im Theater immer mehr in Verwunderung gesetzt, als die große Fertigkeit und Gewandtheit, mit der die Schauspieler nicht etwa sprechen und spielen, sondern schreiben können. Verweilst Du im Wallner'schen, Deichmann'schen, Hülsen'schen Musentempel, verirrst Du Dich selbst bis in die Rosenthaler Vorstadt oder in das Mehlhaus, die Kunst des Schreibens mit stenographischer Schnelligkeit steht überall auf gleichem Höhepunkte, und zwischen Volks- und Hoftheater verschwindet jeder Unterschied. Mag es nun ein Billet-doux, ein Heirathskontrakt, ein Absagebrief, ein Wechsel, selbst ein Todesurtheil sein, des Künstlers Hand fliegt über das Papier, und mag seine Schrift noch so unleserlich sein: sie giebt nie zu einem Mißverständniß Veranlassung. Kamillo Rota warnt in „Emilia Galotti" den Prinzen davor, nicht so schnell mit der Feder bei der Hand zu sein, aber der Prinz Liedtke kehrt sich nicht daran und unterschreibt. Soll das Theater, wie es Shakespeare verlangt, nur ein Spiegel des Jahrhunderts sein, so sind unsere schnellschreibenden Mimen die besten Repräsentanten der Zeit, denn nie wurde mit der Unterschrift so leichtsinnig verfahren, als gerade in unseren Tagen — soll aber das Theater, wie es Schiller will, eine moralische Anstalt sein, so müßten unsre Künstler den Zuschauern

mit gutem Beispiel vorangehen und erst denken, bevor sie schreiben. Richelieu sagte, ich verlange nur zwei geschriebene Worte und ich bringe mit dem Geständniß der Autorschaft jeden an den Galgen. Der kluge Kardinal wußte, daß das Dintenfaß die Büchse der Pandora ist, aus der so viel Uebel und Leiden über die Welt geströmt sind. Ein altes Lied sagt:

Unter einer Terebinthe
Saß der fromme Abraham,
Und er hatte keine Dinte,
Und er hatte keinen Gram.

Nur der naive Schüler im Faust sagt: „denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“ Armer Schüler, deine Weisheit hat Banquerott gemacht! So viele Personen, die über den ganzen Erdball zerstreut sind, haben vor Wochen ganze Portefeuilles, die von Namen und Zahlen, gleich statistischen Notizen, vollgeschrieben waren, getrost nach Hause getragen, und heute sind diese Papiere nur imaginaire Werthe, nur Makulatur. Die Dinte ist nicht umsonst aus Galläpfeln bereitet, und nicht umsonst schwarz wie die Hölle, oder roth wie das Blut. Das Papier ist geduldig, es stieg im Preise, aber selbst diese Warnung ging unbenutzt vorüber. Der Stahl reizte das Papier noch mehr, als die Gänsefeder, aber reize den Löwen nicht, wenn er schläft! Der Löwe hatte zu viel Dinte geleckt, seine Galle ist dadurch auf's Aeußerste gestiegen, aber bevor er wie werthloses Makulatur in Stücke zerrissen wurde, riß er viele Menschen mit in den Abgrund. Denn dieser Makulatur hängt immer ein Makel an, und wird der Handel zu leichtsinnig betrieben, so folgen die Händel. Merkur ist der Gott der Diebe und der Kauf-

leute, aber er ist auch als Planet der Sonne am nächsten und blendet daher sehr leicht seine Verehrer.

Als Hansemann noch direkt in die Geschicke des Staates eingriff, da sprach er von der Tribune die denkwürdigen, oft wiederholten Worte: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf,“ d. h. weiter nichts, als daß in Sachen des Kalküls der glückliche Leichtsinn, der, in Luxus schwelgend, beim Heute an das Morgen nicht denkt, keine Stimme haben darf. Dem Schreiben muß das Lesen vorangehen, und das Zahlen- und Namenschreiben, obgleich es die ersten Elemente des Unterrichts sind, erfordert die größte Ueberlegung. Hansemann hat mit diesem Grundsatz das Schiff seiner Diskonto-Gesellschaft glücklich durch die Klippen geleitet, und er hält das Steuerruder so fest wie vor Jahren. Wie viele aber sind beim Sturme gescheitert, die sich glücklich im Hafen glaubten. Nicht Allen wird das wunderbare Glück Louis Napoleons zu Theil, von dem bekanntlich ein Weinhändler in London noch einen Wechsel besitzt. Der Wechsel ist längst verfallen, aber der Weinhändler giebt ihn nicht heraus, weil er wohl weiß, daß das einfache Autograph noch immer im Preise steigen wird. Aber wie viele andere glänzend illustrirte Autographen, die auf den schönsten Formularen prangen, sind werthlos geworden!

All das Uebel ist entstanden, weil auf der Lebensbühne, wie auf dem Theater, zu schnell geschrieben wird, und die neueste Stenographie den Weg vom Kopf zur Feder zu sehr erleichtert hat. Schon Pestalozzi geißelte das viele Namenschreibenlehren, und unsere Lehrer sollten den Kindern nicht zuerst, sondern zuletzt ihren Namen schreiben lehren. Dic glückliche Zeit, in der die große Menge nur drei Kreuze machte, sollte uns immer in der Erinnerung vorschweben und vor manchem Namen, bevor man ihn durch

den seinigen gewährleistet, müßte man immer drei warnende Kreuze vor sich sehen, gleich der Flammenschrift des mene tekel. Mit jedem Wechsel kann ein Glückswechsel eintreten, das Papier hat eine verhängnißvolle Rückseite. Möge jeder Schreiber, bevor er seinen Namen unterzeichnet, an die unglückliche Louise Miller denken, die schwärmerische Bühnenfigur, die ausnahmsweise mit „zitternder Hand" unterschreibt, und die Worte vor sich hinmurmelt: „Nehmen Sie hin, mein Herr, es ist mein ehrlicher Name."

Zur Signatur der Gegenwart.

Es ist eine trostreiche und erfreuliche Wahrnehmung, die jeden denkenden Menschen manche Leiden vergessen läßt, daß trotz aller Rückschläge das Banner eines dauernden Fortschritts über unsern Häuptern weht, und unsre Zeit einer gehenden Uhr gleicht, deren Pendel nach rechts und nach links unabläſſig sich wenden muß. Eine historische Gedächtnißfeier, wie wir sie funfzig Jahre nach dem Sieg über den letzten Weltherrscher begehen, hundert Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, eine solche Feier bietet zu retrospectiven Gedanken die beste Gelegenheit. Wir schöpfen daraus die so wohlthuende Lehre, daß gewisse Sätze und Anschauungen heut zu Tage so vollständig antiquirt sind, daß sie kaum in der Zeit des Carnevals, wo doch alle Thorheiten gestattet, zur allgemeinen Belustigung dienen können, indem dem größern Theil der Bevölkerung schon das Verständniß für diese versteinerte Logik vollständig abhänden gekommen ist. So sehr wir auch die Zähigkeit und Festigkeit der Pommerschen Ritterschaft achten, die in der Adresse ihrer Provinzialstände die Beschlüsse der Volksvertretung mit der mörderischen Kugel in Baden-Baden verglichen hat, so hat selbst diese schätzenswerthe Korporation seit einem Säkulum einen Schritt vorwärts gethan und ihre Ansichten sind nicht mehr dieselben, oder werden

wenigstens nicht mehr mit solcher Nacktheit ausgesprochen wie im Jahre 1763 dem zündenden Adlerblick des großen Königs gegenüber. Als Friedrich II. damals in einer an den Geheimen Finanzrath von Brenkenhof gerichteten Kabinetsordre den Befehl gab, daß die Leibeigenschaft „absolut und ohne das geringste Raisonniren von Ständen" abgeschafft werde, versuchten es die zu Demmin tagenden Herren Ritter und Junker dem Philosophen auf dem Throne eine der scharfsinnigsten Theorien über Menschenwohl und Menschenrechte darzulegen. „Die Pommersche Ritterschaft," heißt es wörtlich in ihrer Adresse, „müsse gehorsam anzeigen, die Leibeigenschaft sei eine Wohlthat, weswegen sich Viele leibeigen gäben, weil der Herr sie versorgen müsse, indeß bei der Freiheit die meisten übermüthig werden und die jungen Leute weiter gehen. Ueberdem sei dieser Zustand sehr leidlich und der wahren Freiheit in nichts entgegen, sondern ein Mittel reichlich zu leben, und im Alter Versorgung zu haben."

Wir fragen unsre ehrenwerthen Zeitgenossen und Recken, die Herren von Kleist-Retzow, Senft-Pilsach und Genossen, ob sie es heut noch wagen würden, so sehr sie auch die mittelalterlichen Privilegien vertheidigen, eine solche Anzeige in ihrem Kreisblatt zu erlassen. Sie gleichen nicht mehr der Ostsee, die ihre Güter umspült und jährlich fast einen Fuß breit zurücktritt. Mit ihren Ahnen verglichen gehören diese Herren der Fortschrittspartei an, und sie betheiligen sich lebhaft an Renten-, Credit- und Lebensversicherungs-Anstalten, in der Ueberzeugung, daß eine steigende Dividende doch noch eine bessere Versorgung ist und ein besseres Mittel reichlich zu leben als die Leibeigenschaft. Als wissenschaftlich gebildete Familienväter sind sie

zu der Einsicht gekommen, daß nicht blos der Landrath Olearius ein „vernünftiger Mensch" ist, wie ihn sein Chef titulirte, sondern daß jedes zweibeinige Wesen ohne Federn und ohne Flügel nur während einer Reihe von Monaten ein Leibeigner ist, die trotz aller Zeitverkürzungen und Entdeckungen noch immer zu seiner Geburt nothwendig ist. So fängt selbst die Sonne, die vor hundert Jahren in Berlin aufging, in Vor- und Hinterpommern zu leuchten an, und wenn wir auf einem pommerschen Rittersitz das Lied singen hören „Ach wärest du mein eigen, wie glücklich wollt ich sein," so ist dies nicht, wie vor alten Zeiten, auf einen starkknochigen Landmann, sondern immer nur auf ein sprödes Mitglied des schönen Geschlechts, vielleicht auf eine reiche Erbin zu beziehen. „In Preußen sind alle Leute frei," das wurde nochmals am Martinstage 1810 von Friedrich Wilhelm III. ausgesprochen, und das gegenwärtige erinnerungsreiche Jahr trägt an seiner Stirn das schönste Diadem der Humanität, indem der Präsident der Vereinigten Staaten am ersten Januar die Emanzipation der Neger proklamirte. Die Vorkämpfer der geistigen Freiheit, die schwarzen Buchstaben haben endlich nach langen Kämpfen die Gleichberechtigung ihrer gleich gefärbten Brüder errungen, und während früher Weiß auf Schwarz mit der Hetzpeitsche losging, kann man es jetzt schwarz auf weiß lesen, daß das Farbenspiel nicht mehr zum Spiel der Willkür dienen soll. Amerika litt an der Zuckerkrankheit, die alles in süßen Zucker verwandelt, es saß zu tief in der Baumwolle und mußte erst den bittern Kelch des Krieges leeren, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die schnell gewonnenen, materiellen Güter ebenso schnell zerrinnen, wenn sie nicht durch die Grundlage der Bildung und Gesittung getragen werden. „Nur der verdient sich

Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß," und die transatlantische Welt ist jetzt in diesem Kampfe begriffen. Fortan ist jene erniedrigende Fälschung des heiligsten Buches, der Bibel nicht mehr nöthig, der selbst englische Missionaire bei ihrer Propaganda für den Protestantismus sich unterwarfen, und von dem Evangelium der Liebe brauchen keine besonderen Ausgaben zur Beschwichtigung der Sklavenhalter gemacht zu werden. In diesem Katechismus zu Nutz und Frommen der Plantagenbesitzer hieß es früher wörtlich: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, die Schwarzen ausgenommen!" jetzt sind die Schwarzen keine Ausnahme mehr, indem die Privilegien der Weißen gefallen sind. Die klassische Warnung, hic niger est, das ist ein Schwarzer, gilt nur noch wenn das Herz schwarz ist. Gesetzliche Hautkrankheiten sind seit dem 1. Januar 1863 abgeschafft und das Anschwärzen der Neger, diese Tautologie, gegen die sich schon Alex. v. Humboldt erklärte, ist durch Staats- und Naturwissenschaft vernichtet.

Aber nicht blos die politischen Abstufungen der Farbe verschwinden unter dem Friedensbogen der Freiheit, der aus dem Prisma aller Farben gebildet ist, selbst unter den beiden Geschlechtern giebt es keine Bevorzugungen mehr, und die Frauen sprengen noch die letzten Glieder ihrer bisherigen Ketten. Schon ist der demokratische Kalabreser, der den träufelnden Regen eben so vertragen kann, wie er vor brennenden Sonnenstrahlen schützt, den Herren und Damen gemeinsam; der Kavalier trägt einen eben solchen Paletot mit Taschen an der Seite wie die Donna, die er begleitet, ja das starke Geschlecht erscheint fast als das schwache, wenn man ohne nähere Untersuchung die schöne Erscheinung nur nach dem Umfang mißt. Indem ganz Europa sich jetzt aus Furcht vor einem Kriege fortwährend

rüstet, und zuletzt die Verhütung des Krieges noch mehr kosten wird als der Krieg, wollten auch die Frauen nicht zurückbleiben, und spannen ihre Kleider nicht mehr am Spinnrocken, sondern über Reifen von Stahl. Diese überspannten Damen gleichen manchen wohl geputzten Armeen, die so lange das Wetter ruhig ist, sich ganz gut ausnehmen, kommt aber ein Windstoß, so geht die ganze wohl arrangirte Herrlichkeit zu Schanden, so daß im neunzehnten Jahrhundert der Mann nicht mehr allein als Windbeutel dasteht, sondern die Frau ihm würdig zur Seite. Es ist anzuerkennen, daß die Kaiserin Eugenie, die zuerst die gepanzerten Schiffe in die weibliche Toilette einführte, jetzt Buße dafür thun und dem Papst und der Kirche durch ihre einflußreiche Stellung das wiedergeben will, was sie beiden durch die Begünstigung dieser Mode an Gewicht und Umfang geraubt. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn sämmtliche Damen auf dem kleinen Terrain, das dem Statthalter Christi mit Hülfe der Franzosen noch übrig geblieben ist, gesetzlich angehalten werden die stählerne Rüstung abzulegen, das päpstliche Territorium einige Quadratmeilen gewinnen muß, die bisher zwar unter weiblicher Bedeckung standen, aber doch der streitenden Kirche gänzlich verloren gingen. Während die lex carolina, die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., wegen ihrer drakonischen Strafen überall abgeschafft ist, können wir einer lex crinolina der Kaiserin Eugenie, einer peinlichen Leibgerichtsordnung entgegensehen, die wirklich bei dem immer theurer werdeuden Pflaster ein längst gefühltes Bedürfniß ist. So hat denn die Kaiserin Eugenie die Privilegien des starken Geschlechts, zu dem bisher ihr Herr Gemahl gehörte, vollkommen vernichtet, und auf der Höhe eines mächtigen Thrones ist die Gleichberechtigung proklamirt worden.

Wenn Sokrates sagt, daß der Mann nach den Gesetzen des Staates, die Frau aber nach der Gemüthsart des Mannes sich richten soll, so ist der weibliche Beherrscher der Franzosen, treu dem Prinzip des Fortschritts, über diese sokratische Anschauung hinausgegangen, und will die Gesetze des Staates nach den Beschlüssen der Frauenwelt modifiziren. Die Männer beherrschen die Welt, die Frauen beherrschen die Männer, dies wird der Zusatz-Paragraph zum Code Napoleon sein, der noch in dieser Sitzung dem corps legislatif zur Genehmigung vorgelegt wird. Hat man einmal einen gesetzgebenden „Körper" anerkannt, so läßt es sich nicht leugnen, daß das schöne Geschlecht durch ihn immer gesiegt hat. Auch in unserm engern Vaterlande ist es eine Dame, die die Blicke aller Bewohner auf sich gezogen hat. Namentlich sind es die bevorzugten Söhne des Mars, die nicht müde werden, gegen diese hoch achtbare Frau mit einer Fülle von Beschuldigungen aufzutreten, die leider an mancher Stelle ein geneigtes Ohr fanden. Und worauf begründet sich diese Anklage? Es soll diese Dame sich der Verführung junger unerfahrener Soldaten schuldig gemacht haben, eine Verführung, die sie weniger den Reizen ihrer Person als ihrer Küche verdankt. Wir brauchen ihren Namen kaum mehr zu nennen, Europa kennt ihn, es ist die Wittwe R o l o f f.*) Wie die Köchin der Frau Galvani beim Bereiten von Froschkeulen am häuslichen Heerde den Galvanismus entdeckte, so soll Frau Roloff die gefährlichen Lehren der Demokratie in ihrem Restaurations-Lokal durch Schrift und Wort verbreitet haben. Weil nun die Preußische Armee in ihrer Disziplin

---

*) Der Besuch des Restaurant Roloff in Halberstadt wurde den Soldaten der Garnison streng untersagt.

und Subordination ihre gefürchtete Stärke hat, so glaubte der Kommandeur des halberstädter Regiments sofort unnachsichtlich einschreiten zu müssen, und hat jetzt der denkenden aber einfachen Wittwe die letzten vier Mann — wir sagen nicht vier Männer — die sie unschuldig an ihrem Busen nährte, entzogen. So lauten unsre Nachrichten, die aus demokratischen Quellen stammen. Nach reiflichem Bedenken aber und nähern Nachrichten soll es begründet sein, daß die Wittwe Roloff insofern nicht ganz unschuldig ist, als sie nur durch eine Buchstabenversetzung zu ihrem Namen gekommen ist. Sie soll dem alten gräflichen Geschlecht der Orloff angehören, jener russischen Familie, die auf die Geschicke des großen Reiches einen überwiegenden Einfluß ausgeübt hat. Als Mitglied der kaiserlich russischen Propaganda soll sie öfter im Gespräch zu jenen Lehren sich bekannt haben, die der jugendliche und doch so weise Alexander II. nicht blos vom Throne herab verkündigt hat, nein die er auch mit Energie, ohne auf Rang und Stand zu achten, furchtlos durchzuführen bestrebt ist. Und sollten jene Lehren der Humanität, die weiter nichts bezwecken als die Gleichheit vor dem Gesetz, so gefährlich sein? Sollte es mit Preußen so schlimm stehen, mit dem Lande der Intelligenz, daß selbst die Gedanken der Orloff's, Romanow's und Menschikoff's hier nicht mehr geduldet werden können? Sollte was bisher in Preußen nur Restauration hieß, Restauration einer glorreichen Gesetzgebung, schon jetzt Demokratie geworden sein? Ohne uns hierüber weiter auszulassen, wollen wir es nur zur Signatur der Gegenwart als ein Zeichen des Fortschritts bemerken, daß eine Wittwe, eine einfache Frau es gewagt, den Handschuh, den sie vielleicht sonst nie trägt, engherzigen Ansichten gegenüber aufzunehmen. Und was wird mit solchen Schritten

erreicht? Fortan sind alle Köchinnen, die bisher einen großen Theil der Armee nährten, durch die verletzte Ehre ihrer Körperschaft in den Kreis der politischen Bestrebungen gezogen, und werden es nicht unterlassen, das Werk der Wittwe Roloff privatim in den Abendstunden fortzusetzen. Und die Wittwe Roloff selbst, der ein großer Theil Arbeit durch den Regiments-Kommandeur abgenommen ist, wird in die Geheimnisse der Politik mit dem erbitterten Gefühl eines politischen Märtyrers eindringen, und aus einer bisher befreundeten Dame wird der Regierung ein mächtiger Gegner mit feinen Fühlfäden erwachsen sein. Schon Shakspeare sagt: „Je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ist ihr Gefühl." Und wie das alte Rom zwei Jungfrauen, der Virginia und der Lucretia, seine Freiheit zu verdanken hatte, so wird die Halberstädter Wittwe, die ihren letzten Brocken mit den Soldaten theilte, diese Wittwe vom Fuße des Brocken, ein unvergänglicher Name in der Geschichte Preußens sein.

Aber nicht blos einzelne Personen erhalten ein historisches Relief, auch ganze Städte haben sich in kurzer Zeit so geistig entwickelt, daß wir sie kaum wiederzuerkennen vermögen. Bekanntlich wird Charlottenburg durch den Kanal und den Thiergarten von der Haupt- und Residenzstadt Berlin getrennt. Dort wo der Weg eine Kniebeugung vor dem Glanze der Königstadt macht, soll die Grenze sein: aber kommen wir über die Grenze hinaus, nähern wir uns den Gefilden Charlottenburgs, jenes sonst so harmlosen Vergnügungsorts, wie geistig bewegt ist hier die Atmosphäre, welch ein Sturm revolutionärer Gedanken braust hier in den Köpfen! Aus jedem Tassenkopf, der uns hier servirt wird, springt der blutige Kopf eines Demagogen hervor, die Debatte einzelner Gruppen ist so heftig,

daß jeder Redner weißen Schaum vor dem Mund hat, und in den großen Gläsern entdecken wir, daß hier wenigstens symbolisch die Emanzipation der Weißen bis in die späte Nacht durchgeführt wird. Ein stattliches Haus, nicht ohne Grund das „Türkische Zelt" genannt, ist mit lebhaft gestikulirenden Menschenmassen gefüllt. Damen in türkische Shwals gehüllt, mit kostbaren mit Türkisen besetzten Armbändern, versetzen uns nach dem Orient; während sie Netze stricken, unterhalten sie sich scheinbar über Musik, aber die eine verräth den Kernpunkt, indem sie schwört, daß sie den „Propheten" zwanzigmal gesehen habe. Dieser religiöse Fanatismus steigert noch die politische Exaltation, die offenbar darauf ausgeht, von Charlottenburg aus einen Keil in die orientalische Frage einzutreiben, und mit Hülfe der griechischen Anarchie und der türkischen Anleihe dem zerfallenden Reiche des Halbmonds wieder neues Leben einzuflößen. Ein Herr, der den Halbmond auf dem Kopfe unter seinen dünnen Haaren trägt, bestätigt dies allein durch seine Erscheinung. Hier müssen Mitglieder jener großen Loge des Orients ihre Zusammenkünfte halten, jener Loge, die selbst dem Kaiser Napoleon zu opponiren wagte, weil er im Gegensatze zu England die Türkei aus der Karte Europa's streichen will. Bei diesem Freimaurertreiben, das hier so offen auftritt, kann es uns nur wundern, daß erst jetzt der Behörde die Augen aufgegangen sind, und Charlottenburg als ein Mittelpunkt der revolutionären Propaganda anerkannt worden ist. Erst vor kurzem ist daher ein Beamter, ein Mitglied eines richterlichen Kollegiums in Berlin, offiziell gewarnt worden, nicht mehr in Charlottenburg, nicht mehr jenseits des Kniees zu schlafen, weil er sonst leicht Gefahr liefe, von politischen Fanatikern erdrosselt zu werden und für immer

sein Amt zu verlieren. Wer hätte das sonst dem ruhigen Charlottenburg, der Vorstadt von Spandau angesehen? Und mit diesem Charlottenburg sind wir durch eine Omnibuslinie verbunden, deren Fahrgäste frei durch das Brandenburger Thor passiren, ohne daß nur einer, wenn er nicht grade ein Kalb oder eine Gans auf seinem Schooß hat, nach seinem Passe gefragt wird. Welche Entwickelung muß hier in den Köpfen vor sich gegangen sein? Und ist es mit Gumbinnen etwa anders? Gumbinnen, von dem Kannabich's Geographie nichts weiter sagt, als daß es viele Gerbereien hat und in einer „niedrigen Gegend" liegt. Wie ist jetzt Gumbinnen erhöht worden und welche Bedeutung hat diese kleine Stadt im parlamentarischen Leben! Charlottenburg und Gumbinnen sind in der neuesten Aera die berühmtesten Städte der Monarchie geworden.

Wir sind noch nicht mit den sichtbaren Symptomen des Fortschritts zu Ende. Nicht blos Parteien, Personen, Städte, nein selbst die reaktionairsten Fürsten können sich den drängenden Mahnungen der Gegenwart nicht mehr verschließen. Auch der wegen seiner Festigkeit gefeierte Kurfürst von Hessen hat jetzt zu neuen zeitgemäßen Einrichtungen sich bekannt, die seinem Lande gewiß zum Heile gereichen werden. Es geht zwar hier der Fortschritt nur langsam vor sich, aber dies ist echt germanisch, da selbst die Gebrüder Grimm, die auch aus Kassel stammen, erst nach 900 Seiten in ihrem Lexicon bei dem Buchstaben „B" und zu dem Worte „Bier" gelangt sind: diese organische Entwickelung finden wir hauptsächlich in dem neuesten Verfahren des Kurfürsten, das ganz aus seinem Kopfe entsprungen ist. Wie die Süddeutsche Zeitung berichtet, hat der gefeierte Friedrich Wilhelm seinem Hauspersonal die

gemessensten Instruktionen über den Empfang der zur Audienz befohlenen Personen gegeben, sie müssen jetzt in verschiedenen, weit von einander getrennten Zimmern antichambriren, die sie nicht verlassen dürfen, bevor nicht der Kammerdiener ruft. Da trifft es sich denn, daß die Herren Scheffer, Aben, Dehn, Vilmar in vier verschiedenen Zimmern der Audienz harren, ohne daß einer vom andern etwas weiß, damit ja vorher keine Besprechung unter ihnen stattfindet. So kann der Fürst sich das Beste aus den Ansichten seiner Räthe heraussuchen. Wie anders soll ein Fürst hinter die Wahrheit kommen, wenn die Wahrheit nicht vor ihn kommt? Worin aber der hessische Regent noch fehlt, das ist dies, daß er die Herren Scheffer und Genossen aus den verschiedenen Zimmern noch herausläßt. Würde er sie immer darin lassen, sämmtliche Mitglieder des „Hessenvereins" zur Audienz befehlen, und dann sie bis an ihr jüngstes Ende warten lassen, so würde sich Kurhessen sehr wohl befinden, und die Einheit zwischen Fürst und Volk noch schneller hergestellt, als durch den preußischen Feldjäger. Was daher jetzt in Hessen geschieht, ist nur noch eine Zeitfrage, und es handelt sich nur noch darum, wie lange die Einsperrung der bisherigen Vertrauenspersonen in den vier verschiedenen Zimmern noch dauern soll. Nachdem das Zweikammersystem in diesem Lande oft gescheitert ist, erblickt jetzt der regierende Herr in dem geschlossenen Vierkammersystem das letzte Mittel der Rettung, das, radikal durchgeführt, wie wir es auffassen, gewiß seines Erfolges sicher ist. Mit diesen weisen Einrichtungen stimmen aber auch alle anderen Handlungen des Fürsten überein. So inspizirte er neulich in eigener Person die Pferde der Gardes du Corps, um auch in dieser Richtung von keinem Roßtäuscher getäuscht zu werden. Schon Swift sagt: „was Fürsten gewöhnlich gut können,

ist reiten, weil Pferde keine Schmeichler sind.“ Seine Liebe zum Volke zeigt der Beherrscher der Katten in der neuesten Kabinetsordre, wonach den Kavallerie-Offizieren es fortan untersagt ist, „Reitpeitschen in Form von Spazierstöcken zu tragen,“ damit der sich nähernde Civilist sogleich sehen kann, was eine Peitsche ist, aber auch den Soldaten ist befohlen, daß sie ihre Helme nur so aufsetzen dürfen, „daß sie 1/4 Zoll über's Ohr reichen,“ wodurch, wenn einer von ihnen von einem Vorgesetzten in der Hitze über's Ohr gehauen wird, der Betroffene immer ein Viertel Prozent der Ohrfeige rettet. So erblicken wir selbst an den Ufern der Fulda eine humane Sorgfalt, die dem Prinzip des Fortschritts, der Signatur der Gegenwart ihre Kraft entleiht.

Auch unsere ehrliche deutsche Sprache bleibt nicht mehr in den Fesseln der Grammatiker. Sie sprengt das Wörterbuch, um mit dem fortschreitenden Geiste gleichen Schritt zu halten. Die schönen Worte „Mehrheitsgeschöpfe“ und „budgetlos,“ wem verdanken wir sie anders als dem Lande, in dem immer etwas los ist, das immer an der Spitze der Bewegung steht?

So sehen wir, daß in allen Sphären des geistigen und staatlichen Lebens der Pulsschlag des Fortschritts sich kund giebt. Wenn auch der Genius der Geschichte manchmal längere Zeit vor dem Hôtel eines einflußreichen Staatsdieners warten muß, bevor er eingelassen wird, so ist doch kein Minister mehr so spröde und kurz angebunden, wie der hannöversche Minister Hugo, der im Jahre 1683 den großen Landtag mit den Worten des Propheten Jesaias eröffnete: „Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken, eure Wege nicht meine Wege“ und sich auf keine weitere Argumentation einließ. Die Landtage sind in unserer Zeit die hellen Tage der Geschichte geworden, und will man sie

in Nacht einhüllen und die Kammer verdunkeln, so wissen wir, daß in die camera obscura die Bilder der umgebenden Welt desto heller fallen. Weder der Stillstand nach der Erschöpfung, noch die rücksichtslose Umkehr, nur die fortschreitende Entwickelung ist die Signatur der Gegenwart.

Eisen und Baumwolle. 1862.

Ein französisches Sprichwort sagt: l'amour des hommes entre par les yeux, l'amour des femmes par les oreilles. Ist es wahr, daß die Männer mit den Augen, die Frauen mit den Ohren lieben, so scheint das starke Geschlecht jene kindliche Einfalt bewahrt zu haben, die alles besitzen möchte, was das Auge erfreut, während die Frauen nicht in einem Augenblick lieben können, sondern in kritischer Gewissenhaftigkeit mit dem Ohr die nach einander empfangenen Eindrücke prüfen. Auch hat das Ohr mit seinen kleinen Kanälen und seinem Resonanzboden ein weit treueres Gedächtniß, als das vielbeschäftigte, flüchtige Auge und die weibliche Treue und die männliche Flatterhaftigkeit scheint aus dem verschiedenen Ursprung der Gefühle, aus ihrem ersten Eintritt in die Welt hervorzugehen. Physiognomien entschwinden uns weit leichter als Melodien und die Arien der Kindheit bleiben uns unvergeßlich. Staatskluge, absolute Regenten, die danach strebten recht treue und gehorsame Unterthanen zu haben, suchten sie immer durch süße Lieder zu fesseln, während sie revolutionaire Klänge mit der größten Strenge verpönten. Selbst die Päpste, obgleich sie sonst die Saite der Oeffentlichkeit nicht gern anschlagen, verschmähten es nicht öffentliche Rhapsoden, Straßensänger anständig zu bezahlen, die die Herrlichkeit

ihres Regiments besangen, um so das Volk immer beim Ohr zu haben. Leider haben wir weder Dichter, noch Komponisten, die unsern Institutionen sich mit Hingebung weihen. Die schlagenden Kouplets suchen nur die Schlagschatten auf, und die preußische Verfassung, obgleich sie so mühsam komponirt d. h. zusammengesetzt wurde, hat bis jetzt noch keinen Komponisten gefunden. Der Tyrtäus wird nur im Kriege geboren; seitdem Arndt das Lied vom Deutschen Vaterland sang, und vom Gott, der Eisen wachsen ließ, haben wir keine Nationalgesänge mehr, und ein Patriotismus nach Noten ist nicht die Frucht einer krankhaft erregten Zeit, die vor lauter Entschlüssen nicht zum Entschluß kommen kann. Das kriegerische Eisen des bewaffneten Friedens ist zu kostspielig, um den Funken der Begeisterung hervorsprühen zu lassen, und das friedliche Eisen, das in den Werkstätten gehämmert wird, ist zu sehr unser eignes Werk, um eine poetische Verklärung daran zu knüpfen. Wie mager ist das Ausstellungsgedicht des englischen poeta laureatus Tennyson gerathen, da der friedliche Wettkampf der Nationen, der das alltägliche Leben umfaßt, doch dem Dichter zu wenig Motive giebt, um bei diesen dampfenden Schornsteinen so recht in's Feuer zu kommen. Wenn wir auch den Nutzen des Dampfes preisen, geht uns doch dabei der Dampf aus, und der Eindruck des Schönen, das Wohlgefallen ohne Interesse, ist mit diesen realen Interessen, die nach Zahlen berechnet werden, nur schwer zu versöhnen. Der Dampf aus dem Pythia ihre Orakel empfing, wurde nicht nach Kubikfuß gemessen, und in Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer" ist der Hammer nicht die Hauptsache, sondern Fridolin's Treue der Ambos, der den Schlägen des Schicksals siegreich widersteht.

Und doch sind in der gegenwärtigen Zeit diese zischen-

den und brausenden Töne die einzigen, die ewig unser Ohr erfüllen. Unsere friedlichsten Spaziergänge durchkreuzt eine feurige Locomotive, und ein langer, an einander geketteter Wagenzug, der auf demselben ununterbrochenen Geleise bis nach dem mittelländischen Meer geht, zwingt uns zu einem längern Stillstand. Die eng geschlossene Phalanx eines Heeres ist leichter zu durchbrechen als diese fliegende Mauer, die auf zahllosen Rädern sich bewegt, und die Erde und die Luft erschüttert. Hat sich endlich die Mauer unsern Blicken entzogen, können wir wieder frei in die Landschaft schauen, schon wieder drängen sich ähnliche Töne an unser Ohr, aus einer riesigen Esse wirbelt der Rauch empor, und Stempel und Kolben und eiserne Räder sind in jenem Hause in Bewegung, um wieder dieselben Dinge zu erzeugen, die eben jener mächtige Wagenzug in alle Welttheile entsendet. Das eiserne Rad geht uns wie ein Mühlrad im Kopfe herum, und kein Fleck ist mehr vorhanden, wo wir dieser Rotation vollkommen ausweichen können. Haben die Dichter von einer goldenen Zeit gesungen, wo die harte Nothwendigkeit den Menschen nicht zur Arbeit zwang, eine freigebige Erde ihm mehr als das Nothwendige schenkte und jeder Urwähler nur ein unbesteuerter Rentier war, den selbst die Langeweile nicht plagte, so sind wir jetzt auf der Höhe der eisernen Zeit, wo eine Schraube ohne Ende die menschliche Gesellschaft bewegt und wir uns gegenseitig schrauben. Das kalte Eisen soll auf der einen Seite so Achtung gebietend sein, daß allein sein Anblick uns vor einem mörderischen Kriege bewahrt, auf der andern Seite öffnet es aber einen Schlund des Verderbens, der unsere besten Kräfte verschlingt. Jener Wald von Bayonetten, von dem Europa starrt, soll eigentlich unser Ruhekissen sein, wir ziehen einen mit den schwersten Geschützen befestigten Wall, um unsere Blumen und

Gartenfrüchte zu bewahren, aber zuletzt kostet der Wall mehr, als die Früchte, und die Fülle des Schutzes macht uns schutzlos. Eine Zuschlagsteuer um nicht zuzuschlagen, macht uns im Frieden zu geschlagenen Leuten und, wie immer die Extreme sich berühren, macht ein ewiges gerüstet sein uns zuletzt entrüstet. Der schöpferische Geist, der sich der sinnreichen Erfindung mörderischer Waffen hingiebt, ist unser größter Plagegeist geworden; schon hatten wir Deutschen den edlen Entschluß gefaßt den Geist der einst versteigerten Flotte wieder lebendig aus dem Grabe zu beschwören, als plötzlich ein verwegener Amerikaner die bisherige Schiffskonstruction über den Haufen warf, und einige feindliche Schiffe in wenigen Stunden zum Frühstück verspeiste. Der eiserne Panzer ist seitdem das Losungswort geworden und unsere so bildsame Sprache hat sofort das Wort „Panzerschiff" erfunden, wovon wir uns früher nichts träumen ließen. Max Müller, Professor an der Universität in Cambridge, hat in seinen „Untersuchungen über Sprachwissenschaft" die Berechnung gemacht, daß einem gebildeten Engländer in der täglichen Konversation nur 3—4000 Wörter zu Gebote stehen, daß der Bauer und Tagelöhner nur 500 gebrauche, und ein italienischer Operntext mit Dolch, Gift und Entführung schon mit 800 Wörtern sein hinlängliches geistiges Auskommen habe. Seit der Zeit des amerikanischen Krieges wurden aber von jenseits des Oceans in Folge der Mord-Industrie neue Wörter importirt und das englische Lexikon enthält jetzt so viel Eisentheile, daß ein neues Studium erforderlich ist, um die Schlachtenberichte der Times zu verstehen. Schon bei uns zeigt es sich mitten im bewaffneten Frieden wie der eiserne Fond unserer reichen Sprache nicht mehr ausreicht, um selbst die Veränderungen in den Uniformen sprachlich herzustellen. Die Bekleidung

der Krieger mit Koller, Wamms, Panzer, Beinkleid deckt nicht mehr den bewaffneten Leib, wir müssen zu schoitaschirten Hosen und paspelirten Kragen unsere Zuflucht nehmen, um alle jene feinen Nüancen auszudrücken, die in der eisernen Zeit Respekt einflößen sollen.

Wo ist der Faden der Ariadne, der uns aus diesem kostspieligen Labyrinthe führt? Seitdem die Industrie sich auf die Artillerie geworfen hat, und neue Paixhans und Armstrongs alltäglich erfunden werden, ist Europa eine Kaserne, ein Zeughaus geworden, das so voll Kugeln gespickt ist, daß das bürgerliche Haus darunter leidet, und insolvent zu werden droht. Man hat die Artillerie auch das „Genie" genannt, und es zeigt sich jetzt wieder, wie leicht das Genie zur Verschwendung neigt, und in Geldsachen zu sehr gemüthlich ist. Da die Erfindungen sich fortwährend überbieten, so ist es möglich, daß ein so weit tragendes Geschütz erfunden wird, das von Paris bis nach Berlin reicht, wodurch in vorkommenden Fällen eine Aktion, eine Marschbereitschaft nicht mehr nöthig ist, sondern der Krieg weiter nichts ist als ein Duell zwischen zwei Hauptstädten. Derjenige, der dieses Geschütz zuerst erfunden, wird natürlich der Sieger sein, und wenn diese Bombe platzt, so lange Ruhe sein, bis auch dieser feuerspeiende Weg ein nicht mehr ungewöhnlicher geworden ist, und die Artillerie-Werkstatt des Geistes wieder einen andern ersonnen hat. Wäre es aber nicht noch sicherer, wenn das ganze Land mit einem riesigen Arnheim'schen Geldschrank umgeben wird, der vollkommen kugel- und feuerfest und allen Elementen trotzt? Umgekehrt wie der Tempel des Janus müßte dieser eiserne Schrank während des Friedens geöffnet, während des Krieges geschlossen sein und nur der oberste Befehlshaber den Schlüssel haben. So würde das ganze Land eiserne Thorflügel be-

kommen, die mehr schützen, als die zerstreuten Festungen, und das Volk eine harmlose geschlossene Gesellschaft sein, die nur mit Erlaubniß ihres Gebieters über die vorliegenden Schranken hinaus kann. Die Chinesen sind nicht so dumm gewesen, als sie ihre steinerne Mauer bauten, und haben das Pulver früher erfunden als die Europäer. Wir mit der Menge unserer Festungen, Besatzungen, kostspieligen Zollhäusern und Grenzwächtern sind nur eine schlechte chinesische Kopie, die ewig verbessert und ausgebessert wird, ohne die Vollkommenheit des Urbilds zu erreichen. Indem wir immer unsre Feinde fürchten, sind wir selbst unsre ärgsten Feinde geworden und aus Furcht zu sterben dem Sterben am nächsten.

Als Achilles, um die Manen seines geschiedenen Freundes zu ehren, bei der Leichenfeier des Patroklus öffentliche Spiele veranstaltete, da setzte er neben goldenen und silbernen Bechern ein Stück Eisen als Preis aus. Der Held der Griechen ahnte schon damals, daß einst das Eisen den Preis über goldene und silberne Gefäße gewinnen würde, er sah das Werkzeug der Civilisation, den Furchen ziehenden Pflug voraus, aber er dachte nicht daran, daß einst aus demselben Eisen Ketten geschmiedet würden, die tiefe Furchen auf unsere Stirn ziehen. Im Zeitalter der gebildeten Eisenfresser, das wie Saturn seine eignen Kinder verschlingt, können selbst die Frauen diesem Drange nach Eisen nicht widerstehen. Nicht bloß daß sie in den Bädern Eisenpillen verschlucken, um den Wangen einen verschönernden Rost zu verleihen, selbst äußerlich gebrauchen sie eiserne Netze, weniger aber um vor Feinden sich zu schützen, als um in diesen Fußangeln einen Schmetterling zu fangen. Diese großartige Verschwendung von Kräften, die die Frauen zu Panzerschiffen herabsetzt, die ihre Leiber mit Stahl umgürten,

ist trotz aller monirenden Monitors so zur stehenden Mode geworden, daß selbst in friedlichen Damengesellschaften bei jeder Begrüßung dasselbe Geräusch von klirrendem Eisen unser Ohr erfüllt wie bei einer kriegerischen Attake. Diese Wattirungen von Eisen, die runde Formen zu geschwollenen machen, sind die ärgste Profanation, der das schöne Geschlecht sich freiwillig unterworfen. Wie bei einem gothischen Dom fangen auch diese tonnenartigen Kuppeln dicht unter dem Kreuze an, aber trotz ihrer reichen Dekoration gelingt es ihnen nicht, uns die mindeste Andacht einzuflößen. Wie viel unglückliche Opfer sind schon diesem Moloch der Mode gefallen, und wie greift auch dieses Eisen, das sich nie nach der Decke streckt, das Budget der Familien und der Hausfreunde an, ein Budget, das selbst die Diktatur eines v. d. Heydt nicht momentan herabsetzen kann. Welche verkehrte Welt! das starke kriegerische Geschlecht stopft sich mit Watte aus, das Schöne mit gehärtetem Eisen!

Und doch haben die martialischen Männer, wenn sie ihre Formen auf künstlichem Wege heben wollen, es diesmal gezeigt, daß sie an der Spitze der Bewegung stehen, und die leitenden Kräfte der Weltgeschichte sind. In jeder Periode der Geschichte, die nach Art der Pyramiden sich zuspitzt, bricht die Spitze ab, sobald der Gedanke, der sie erfüllte, bis auf die Spitze getrieben ist. Die Ausstopfung mit Eisen muß bald ihre Vollendung erreicht haben, die Ausstoffung mit Watte muß ihr folgen. Schon im amerikanischen Kriege sehen wir, daß dieser Kampf nur ein Kampf des Eisens gegen die Baumwolle ist. Die Union, die Franzosen und Engländer haben das Eisen in den kunstreichsten Formen, aber es hilft dem hungrigen Volke so wenig wie dem Midas die goldnen Speisen. Sie müssen die friedliche Baumwolle wieder gewinnen, sie müssen, kommt nicht bald

ein Vergleich zu Stande, den letzten Mann, das letzte Stück Eisen daran setzen, um ihre Arbeiter in den Fabriken, ihre Spinner zu beschäftigen. Die Amerikaner des Südens sind geschlagen worden, ihre Gegner eroberten Provinzen, Städte, Zeughäuser, Waffen, aber nur Baumwolle fanden sie nicht, denn ganze Lager Baumwolle waren vorher verbrannt worden. Noth bricht Eisen, aber das Eisen kann nicht mehr die Noth der Fabriken brechen, und nimmt schon jetzt eine untergeordnete Stellung ein. Wie Vulcan, der Gott des friedlichen Eisens, um Mars, den Gott des kriegerischen und den Abgott seiner Frau ein Stahlnetz warf, so ist jetzt auch die Welt in diesem Stahlnetz gefangen. Und nur Vulcan, der Gott des friedlichen Eisens, des bürgerlichen Fleißes, der Gott der Geldschränke und der Webstühle wird sie erlösen und das Eisen, das mehr als ein Werkzeug sein wollte, wieder in seine Schranken zurückweisen. Schon hören wir beim amerikanischen Krieg eben so viel von Baumwolle wie von Eisen reden. Es ist nicht mehr dasselbe klirrende Geräusch, dies Kanonen- und Säbelgerassel, das an unser Ohr dringt, schon mischen sich mildere Töne ein, ja es handelt sich nicht um Eroberungen, um Waffenruhm, sondern nur um die Pflicht der Selbsterhaltung, um Produkte des Fleißes. Die erfindungsreichen Amerikaner zeigen es, daß man immer neue und verbesserte Mordwaffen schmieden kann, und daß, wenn man aus diesem Zirkel nicht heraustritt, zuletzt ein Abgrund sich öffnet, der alle Kultur verschlingt. Aber die Weltgeschichte erbarmt sich noch immer über die Irrthümer der Menschen und auch in unserem engern Vaterlande sehen wir es, daß eine dauernde Rüstung den wahren Frieden nicht herbeiführt. Si vis pacem, para bellum diese Maxime wird bald lächerlich sein und selbst ein preußischer Minister, ein Minister des sogenannten

Militairstaats muß, um des lieben Friedens willen zwei Millionen dem Kriege entziehen. Der Friede, sagt Cicero, ist eine ruhige Freiheit „tranquilla libertas," und nur im Kriege, nicht im Frieden darf es ein eisernes Kreuz geben. „Nicht Roß, nicht Reisige schützen die steile Höh'" und diese prophetische Hymne muß endlich eine Wahrheit, endlich der eiserne Panzer abgelegt werden. Wie viel Kräfte, wie viel Schweiß, wie viel Köpfe gehen in dieser unblutigen und doch so verheerenden Schlacht verloren! Die Schlacht geht jetzt zu Ende, der Wehrstand muß sich mit dem Nährstand, das Eisen mit der Baumwolle versöhnen, und die Staaten sich nicht mehr gegenseitig zu Jahre langem Eisen verurtheilen.

In seinem im Jahre 1804 erschienenen Werke „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" sagt Fichte: „Wir stehen in der dritten Epoche des Erdenlebens, die sich von der gebietenden Autorität befreit und der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit ist." Erst nach diesen zersetzenden Kämpfen treten wir in die vierte Epoche, in die der „Vernunftwissenschaft." Aber schon jetzt scheinen wir in den ersten Stadien des Wendepunktes zu sein. Die Kämpfe gegen den blinden Gehorsam und die blinde Liebe haben aufgehört, und die früher magische Gewalt der Autorität beugt sich vor den offenen Augen. Aber selbst die offenen Augen lassen sich durch den äußern Glanz der herrschenden Mächte nicht mehr blenden. Wir prüfen, wie die Frauen, unsere Liebe mit den Ohren, und geben erst das Jawort, nachdem wir gehört und gesehen haben. Dies Jawort läßt sich durch das Eisen nicht mehr erzwingen, und die Baumwolle, dies Sinnbild des bürgerlichen Fleißes und des häuslichen Heerdes, obgleich durch Sklavenhände erzeugt, giebt doch dem sklavischen Gehorsam den letzten Stoß. Die Frühlingslieder der Humanität er-

schallen in den Lüften und feiern den Bund, den zu gegenseitigem Schutze das Eisen und die Baumwolle geschlossen, ein Bund, der von der Stahlfeder, diesem zeitgemäßen Repräsentanten der starken und zarten Elemente, kontrasignirt wird. Wo Starkes sich und Mildes paarten, da giebt es einen guten Klang!

Der Mikrokosmus der Gegenwart.

Wenn man häufig die gute alte Zeit preisen hört, mit ihren einfachen Sitten, ihren einfachen Verhältnissen, die Zeit, in der der Rock des Großvaters auf den Enkel sich vererbte, und die Geschichte einer Familie, gleich ihrem gesammten Inventarium, einen stabilen Charakter hatte, so sind wir leicht veranlaßt, der Kultur zu zürnen, die das Element der gährenden Unruhe in die Geister verpflanzt und selbst die unbeweglichen Güter flüssig macht. Der idyllische Typus der Scholle ist dahin, der Pfiff der Lokomotive durchschneidet die Luft, und der entlegenste, einsamste Winkel steht mit der weiten, weiten Welt in Verbindung. Es scheint die Civilisation auf einer falschen Fährte zu sein, wenn sie dem Menschen so viel Mittel zum Glück giebt, ohne ihm das Glück selbst verbürgen zu können; im Genuß nach der Begierde verschmachtend führt der Erdensohn durch stets neue Erscheinungen angestachelt, zwar ein inhaltreiches geschichtliches Leben, aber die Gluth seines Kopfes nimmt zu mit der Kälte seines Herzens und der zufriedene Vikar von Wakefield ruft, ähnlich wie Rousseau, aus: Glücklich das Volk, das keine Geschichte hat! Betrachten wir aber die Sache näher, stellen wir den nackten Naturzustand und die moderne Bildung schroff gegenüber,

so sehen wir, daß gerade die scheinbar einfachsten patriarchalischen Verhältnisse die verwickeltsten sind, und daß das Streben unserer Zeit dahingeht, dem civilisirten Menschen die Vortheile zu verschaffen, die der Naturmensch besessen, ohne ihm die Leiden der Selbsthülfe mit in den Kauf zu geben. Während der gefeierte Stand der Rentiers, der privilegirten Müßiggänger, im Naturzustand undenkbar ist, indem jeder der Selbsterhaltung wegen auf Raub ausgehen mußte, haben wir es durch die Mittel des Verkehrs dahin gebracht, daß jeder nur nach einer Seite seine Thätigkeit zu entfalten braucht und alle übrigen Künste bei Seite liegen läßt. Der Sohn der Wildniß, so gering auch seine Bedürfnisse waren, mußte doch eine Menge Handwerke und technische Fertigkeiten sich zu eigen machen und dabei noch sein eigner Schutzmann sein; der Bürger des 19. Jahrhunderts beschränkt sich auf eine bestimmte Thätigkeit, die er durch die tägliche Uebung zuletzt spielend verrichten kann. Ein Robinson Krusoe, dieser einfache Naturbursche auf wüster Insel, ist eins der beklagenswerthesten Geschöpfe; kaum hat er einen siegreichen Feldzug gegen einige wilde Bestien beendet, so muß er wieder gegen die äußeren Elemente Schutz suchen, und in dieser rastlosen Arbeit kann er niemals zu sich selbst kommen. Wer heute aus Liebhaberei den Robinson spielen und Alles verstehen will, erregt nur unser Lachen; selbst seine aufgeschnappten Redensarten helfen ihm nichts und mag er noch so mächtig sein, er verfällt doch dem Spotte. Wie Göthe sagt, der doch ein Universalgenie war, ist die Meisterschaft nur in der Beschränkung zu erlangen, und das beste Mittel gegen die aufgeblasene Beschränktheit ist die Selbstbeschränkung, die ihre Segel einzieht. Und das thut in vollem Maaße die Gegenwart, sie lebt ganz nach Göthe'schen Maximen, die Theilung der

Arbeit ist ihre Parole und die Spezialität ihre Signatur. In der großen Kette menschlicher Thätigkeiten hat auch jetzt jedes einzelne Glied seinen Vertreter, und wie in der Natur das kleinste Insekt sich seines Lebens freut, so haftet an den unscheinbarsten Erzeugnissen der Industrie ein ganzes Menschenleben. Ja durch den massenhaften Betrieb in großen Fabriken ist die Spezialität so mächtig geworden, daß sie eine selbstständige Existenz führt. In den Stecknadelfabriken giebt es Arbeiter, die ihr ganzes Leben lang weiter nichts als die Knöpfe drehen, und täglich sie zu Tausenden anfertigen. Wie man die todten Schmetterlinge, damit sie die Pracht ihrer Flügel entfalten, auf einen Nadelknopf aufspießt, so ist der Nadelknopf für ganze Klassen von Arbeitern der Ernährer ihres lebendigen Leibes geworden; da aber dieser Mikrokosmus für ein geistiges Wesen zu eng ist, so haben manche Fabrikherren die Einrichtung getroffen, daß die Arbeiter fortdauernd Gebete und Vaterunser sprechen müssen, damit sie wach bleiben und der Schlaf sie nicht in ihrer monotonen Thätigkeit übermanne. So wird selbst das göttliche Wesen zum Schutz der Spezialität zu Hülfe gerufen und bei der Geburt eines Nadelknopfs muß die Kirche die Dienste des Accoucheurs verrichten. Welch ein Unterschied zwischen diesem Sklaven, der der Gesellschaft nur die Nadelstiche liefert, und dem freien Naturmenschen, der der Herr seiner Zeit und seiner Höhle ist? Und doch, wer ist weniger frei? Der Arbeiter ist das Glied einer Kette, die ohne seine Thätigkeit in Stücke reißt, der Unterbau einer sozialen Pyramide, die ohne seinen Stützpunkt zerfällt, er ist ein Theil eines großen Organismus, der ihm wieder die Mittel zum Lebensunterhalt giebt, während der Sohn der Wüste, ohne irgend eine Erschütterung, aus dem gesellschaftlichen Nah-

men herausgenommen werden kann, ewig für seine eigene Sicherheit kämpfen muß und keine Gegendienste empfängt.

Die Theilung der Arbeit, die Spezialität ist die Propaganda des Jahrhunderts und „theile und herrsche" sein Losungswort. Die konstitutionelle Verfassung ist deßhalb die moderne Staatsform geworden, weil sie auf einer Theilung der Arbeit zwischen Fürst und Volk beruht. Auch das Sonnensystem der Wissenschaft, von dem die Welt ihr geistiges Licht empfängt, hat sich dem Prinzip der Spezialität unterordnen müssen. Blicken wir auf die Vertreter der Heilkunde, in wie viel Klassen zerfallen sie! Wir haben Oberleib- und Unterleibärzte, Augen- und Ohrenärzte, ja es giebt berühmte Männer, die nur mit dem Pochen der Herzen sich beschäftigen, und andere wieder, die nur der Erkenntniß der menschlichen Ausscheidung ihr Leben weihen. Wieviel Abstufungen umschließen die Lehrkräfte! Von jener würdigen Spezialität an, die in der Dorfschule den hoffnungsvollen Gänsehirten die vier Spezies lehrt, bis zu dem großen Philosophen, der das Heft in der Hand hält und die größten Mysterien, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit mit logischem Messer zerlegt. Ueberall, wo der Geist seine Werkstätte aufschlägt, finden sich gleich seine Monographisten, die dem kleinsten Keime am Baum der Erkenntniß ihr Leben weihen, damit spätere Geschlechter im Schatten der erstarkten Zweige ruhen können. Infusorien, die nur wenige Stunden leben, finden gleich berühmten Männern, ihre Biographen, die die kleinsten Geschöpfe mit bewaffnetem Auge von der Geburt bis zum Tode begleiten, und uns dann ihre Leiden und Freuden erzählen. Und nun die berühmten Männer selbst, die universellen Geister! Welche minutiöse Theilung der Arbeit gruppirt sich um hervorragende Namen! Die geistige Sonne wird in „Licht-

strahlen" gebrochen, um in das Gehirn, in die Seele der verschiedensten Individualitäten eindringen zu können. Wie oft ist Göthe zerlegt worden als Dichter, als Naturforscher, als Philosoph, als Erzieher, ja selbst für jede seiner Liebschaften steht ein Beobachter da, der mit der horchenden Aufmerksamkeit eines Kammerkätzchens die Pulsschläge der Herzen nach Datum und Stunde notirt. Indem die Gegenwart fortwährend durch die Lupe sieht, entgeht ihr kein Fleckchen, das je nach dem Standpunkt der verschiedenen Mikroskopiker als Schönheitspflaster oder als entstellende Warze dargestellt wird. Diese Sucht, alles in die Oeffentlichkeit zu bringen und unsern Häusern so viel Licht wie möglich zu geben, damit jeder hineinsehen kann, diese spezielle Kontrolle, die alle hervorragenden Geister trifft, hat zugleich einen Zustand der Unsicherheit hervorgebracht, der den geschwätzigen Elstern gegenüber, die in Form fliegender Blätter die Welt umkreisen, manche Zurückhaltung auferlegt. Aber zugleich hat diese Spezialität, selbst das Speziellste auf den Markt zu bringen, zu einer höhern Sittlichkeit beigetragen; schon daß so viele Organe vorhanden sind, in der der Gemißhandelte die Rohheit an den Pranger stellen kann, treibt manchen Hitzkopf zur Demuth, und zwingt ihn zu einer höhern Achtung der Menschenrechte. Wie die Naturforscher jetzt die verborgensten Triebkräfte der Natur zu enthüllen suchen, so daß nichts so fein gesponnen ist, was nicht doch an die Sonnen kommt, ebenso wird jeder Einzelne in bewegten Zeiten wie die unsrigen, vor das Tribunal citirt, seine Personalakten durchgesehen, und in jedem kritischen Moment der Censur seiner Mitbürger unterworfen.

Es ist der Segen freierer Verfassungsformen, daß sie

jedem Einzelnen die Nothwendigkeit auferlegen, wenigstens eine Meinung zu haben. Das Schneckenhäuschen der Zurückgezogenheit, in dem der Philister vergangener Tage das „Jeder für sich und Gott für uns alle" predigte, ist für immer zerstört worden, und der politische Achill hat im schnellen Laufe der Zeit die Schnecke überwunden. Ein schwärmerischer Chambregarnist trat sonst mit seinem vis-à-vis in telegraphische Beziehungen und führte die Braut heim, wenn ihm das Glück günstig war; heut kennt er gleich die politische Gesinnung der Familie und giebt sich keine Mühe, Mohren weiß zu waschen, wenn die Farben zu sehr kontrastiren. Arm oder reich, gebildet oder aufgeblasen, bescheiden oder stolz, das waren die Kategorien der Vergangenheit; jetzt ist der Mikrokosmus der Gesinnung mit seinen feinsten Nüancen maaßgebend geworden. Man verlangt von jedem, daß er über seine vier Pfähle hinaussehen, daß er ein Ideal in der Brust tragen soll. Deshalb ist unsere, des Materialismus beschuldigte Zeit lange nicht so materiell wie die frühere, wo der beschränkte Unterthanenverstand kein höheres Ziel hatte, als die augenblickliche Blüthe der eigenen Wirthschaft, und ein guter Wirth der beste Staatsbürger war. Noch ein Göthe glaubte, daß „die Massen nur im Zuschlagen respektabel, im Urtheilen aber miserabel wären," und heute muß ein absoluter Herrscher, um seine Pläne durchzusetzen, mit dem allgemeinen Stimmrecht kokettiren. Die Heuchelei ist der Tribut, den das Laster der Tugend bringt, und der Despotismus der Gegenwart kann nur durch Täuschung siegen, indem er die Freiheit heuchelt. Das allgemeine Stimmrecht, mag man über seine Erfolge denken, wie man will, zählt wenigstens seine Anhänger, während früher der Einzelne kaum eine Zahl war.

Und mit welcher Gewissenhaftigkeit werden jetzt die Zahlen durch die Theilung der politischen Arbeit controllirt! In einem Wendepunkt gehen immer die Nullen nach Rechts, weil sie nur in dieser Stellung, wie in der Arithmetik, etwas gelten; aber nur einmal ist diese Flucht eine Rettung; kommt eine zweite Krisis — und wir haben daran keinen Mangel — so ist der ehrliche Charakter und das Chamäleon sogleich erkannt. Die Fahne, die immer mit dem Winde gehen will, findet keine offnen Anhänger; sie ist nur ein Schnupftuch, das man beliebig herausziehen und wieder in die Tasche stecken kann. Die verführerischsten Farben haben, wie allgemeine Phrasen, keinen Reiz mehr, man sieht mehr auf den speziellen Fahnenjunker, als auf die Fahne, mehr auf den Träger der Krone, als auf die Krone. Aus der wirren, nebelhaften Mythologie, wo der alte Gott Odin im Regenmantel durch die Lüfte schreitet, kommen wir zu bestimmten, handgreiflichen Persönlichkeiten, und Renan schreibt ein Leben Jesu nicht mit historischer, sondern mit photographischer Treue.

Der Mikrokosmus der Gegenwart, diese große Welt im Kleinen, befreit uns von allen Abstraktionen und Unklarheiten. Mit allgemeinen Bezeichnungen, wie gut und schlecht, kommen wir nicht mehr aus, und in den öffentlichen Schulprüfungen haben die Lehrer die größten Schwierigkeiten, um passende Prädikate für die mehr oder weniger große Gelehrsamkeit ihrer Zöglinge zu finden. Die Censuren schwanken zwischen Comparativ und Superlativ, und zuletzt wird noch zwischen „genügend", „recht gut" und „sehr gut" eine ganze Stufenleiter der feinsten Unterschiede eingefügt. Und ist es anders mit den großen, politischen Parteien? Eine Partei ist schon dem Worte nach ein Theil und in wieviel Theile zerfallen diese wieder? Die

Engländer haben das Glück, daß sie nur zwei große Parteien kennen, während wir bei dem Detail unserer Staaten und Verhältnisse schon längst über die Trias hinaus sind. Nachdem man in den Gothaer Würsten die Trichinen entdeckt hat, sind selbst die Gothaer zerfallen, und sie wissen nicht mehr, ob sie Preußen zur Spitze wählen oder die Spitze bieten sollen. Die erhaltende und die progressive Partei können auch keine schlagenden, umfassenden Stichworte mehr auffinden und sie liefern von Zeit zu Zeit große Programme, um über ihre Stellung zu den schwebenden Fragen ihre Anhänger aufzuklären. Was ist des Deutschen Vaterland? eine Frage mit so reichem Detail läßt sich leichter singen als beantworten und diejenigen, die in ihrer Jugend das Lied feurig gesungen, kommen oft als alte Philister, von einem Brodherrn abhängig, zu dem Gedanken, daß Deutschland nicht zu einer politischen, sondern nur zu einer kosmopolitischen Größe berufen sei, deren Bestimmung es ist, den Samen der Bildung und Gesittung auszustreuen und anderen Nationen als Culturguano zu dienen. Das lange nicht so gebildete Italien konnte sich doch über das eine Programm einigen, „Italien gehört den Italienern“, indeß wir bei dem Detail unserer Kenntnisse, als centrifugale Nation, die Fahne „Deutschland gehört den Deutschen“ selbst bei dem gegenwärtigen Kampfe an den nordischen Küsten nicht offen zu entfalten wagen. In dem Augenblick, wo die verbündeten Armeen die weiße Armbinde anlegen, konnte man glauben, daß im Kriegslager Deutschland sei, aber die Frankfurter Diplomaten in der weißen Kravatte sehen Deutschland in der Eschenheimer Sackgasse. Wie ist aus diesem unglücklichen Zwiespalt herauszukommen? Nicht durch Fahnen, Feldzeichen, Noten und Depeschen, sondern nur durch das Detail der deutschen Thaten. Wie

Sardinien Italien wurde, weil es Jahre lang für Italien kämpfte, so wird der Staat Deutschland werden, der unausgesetzt ohne Furcht und Rücksicht deutsche Thaten verrichtet. Nie ist Deutschland so gefeiert, verherrlicht und besungen worden, wie in der jüngsten Zeit, aber trotz der die Luft erschütternden Konzerte, der Männergesangvereine, trotz der begeisternden Feier der Leipziger Schlacht war doch kein Ton so mächtig, um den alten Kaiser Barbarossa in seinem Schlaf zu stören. Auch der deutsche Barde Klopstock fiel einst auf die Kniee und betete: „Gott erhalte mich für Deutschland", aber Klopstock ist gestorben und Deutschland nicht auferstanden. Sonst gab es fromme Leute, die Gott groß drucken ließen und mit gesperrten Lettern, um dadurch dem göttlichen Wesen ein Compliment zu machen, aber es waren diese Leute nicht so fromm, wie jene Zweifler und Skeptiker, die in das Detail der göttlichen Thaten einzudringen suchen; wie jenen schon nach den Worten der Schrift am wenigsten zu trauen ist, die immer „Herr, Herr" rufen, so ist mit dem bloßen Anrufen und Besingen kein Erfolg zu erzielen, und Deutschland ist noch keine Somnambule, die sogleich aufwacht, wenn man sie nur beim Namen nennt. Selbst vom deutschen Bund sollte man nicht sprechen, so lange es noch preußische Provinzen giebt, die nicht dazu gehören, ja ein Ausländer wird es kaum begreifen, daß Königsberg, von dem die Befreiung Deutschlands ausging, noch heute nicht zum deutschen Bund gehört. Die alten Deutschen beriethen alle wichtigen Angelegenheiten zweimal, einmal im trunkenen und dann im nüchternen Zustande, die modernen Deutschthümler sind bei dem trunkenen Zustande der Festessen stehen geblieben, und sie haben dann in den wohltönenden poetischen Toasten die derbe deutsche Umgangssprache vergessen. Post sumptum

vinum loquitur mea lingua latinum sagt das Sprüchwort, im Rausche spricht meine Zunge Latein, und es kömmt einem schon jetzt wie Latein vor, wenn man, der überzeugenden Macht der Thatsachen gegenüber, die Verbrüderungsfeierlichkeiten und die überfließenden Herzensergießungen rekapitulirt, die vor wenigen Monaten stattgefunden haben. Ueber die Resolutionen des Frankfurter Fürstentags und des Abgeordnetentags ist die Geschichte zur Tagesordnung übergegangen, weil das deutsche Nationalgefühl auf dem Gefühlsstandpunkt stehen geblieben ist. Als es sich in erster Linie um die Spezialität handelte, ob in Zukunft Schleswig-Holstein mit oder ohne Bindestrich geschrieben werden sollte, erging man sich in den kleinen Staaten in großen Redensarten und kam vor deutscher Gemüthlichkeit und Familienglück nicht zum praktischen Handeln. Aber in so entscheidenden Fragen, wo es sich um Freiheit oder Knechtschaft handelt, muß der häusliche Heerd und der Lokalpatriotismus schweigen. Die erste Frage war die, die Fremdherrschaft aus den deutschen Küstenstrichen zu vertreiben; war sie gelöst, so konnte man so zärtlich und brüderlich wie möglich sein. Auch der wilde Gorilla, der im Zorn sein Gebiß dem ihm entgegengehaltenen Flintenlauf aufdrückt und sich bis zum letzten Hauche vertheidigt, ist ein überaus zärtlicher Vater.

Die Kunst, die Malerei, die Skulptur beschäftigt sich nicht mehr mit Göttern und idealen Heiligen; sie ist zum Genre, zum täglichen Leben herabgestiegen und offenbart in diesem Mikrokosmus ihre idealen Ziele. Auch das heilige deutsche Reich ist nicht mehr unter der Fahne des Barbarossa, sondern nur schrittweise zu erobern. Wird in jedem Deutschen, der in der Fremde ist, Deutschland geschützt und jeder Fleck deutscher Erde vertheidigt, so muß sich aus diesem

Detail durch ein einfaches Additionsexempel die deutsche Einheitssumme ergeben. Will aber jeder einzelne Staat seine eigene Meinung über die fertige Konstituirung Deutschlands haben, und sie durchzuführen suchen, so wird die Karte noch bunter, und die Differenz noch größer. In einer Zeit, die die Theilung der Arbeit als Prinzip erkoren hat, in der kein einzelner Arbeiter mehr ein Fertigmacher ist, müssen, wie in jeder Fabrikation, auch in der Staatsmaschine, die Kräfte ineinandergreifen und jede Isolirung zerstört das Werk. Die Franzosen wissen das schon lange; sie gleichen den Körnern des Schießpulvers, einzeln sind sie nicht gefährlich, bringt man sie aber zusammen, so werden sie furchtbar. Der deutsche Individualismus, in dem jeder etwas Besonderes sein und dann und wann explodiren möchte, macht die Aufgabe, auf dem Wege des Detail die Einheit zu gewinnen, schwieriger. Noch der eben verschiedene König Max II. von Baiern schrieb an den Historiker Schlosser, es sei die Aufgabe seines Lebens, den Stern der deutschen Einheit zu entdecken, aber er verschmähte auf dieser Entdeckungsreise den schon vorhandenen Kompaß, und wollte noch mehr Souverain sein, als die heiligen drei Könige, die ohne den stolzen Gedanken an eine selbstständige Großmacht dem leuchtenden Sterne folgten. Die Großmacht wird zur Ohnmacht, wenn sie dem Detail keine Liebe zuwendet, und einer schon vorhandenen Einheit, einer ökonomischen z. B. wie dem Zollverein, statt sie zu stärken, Schwierigkeiten bereitet.

So kann das große Additionsexempel nur dann vor sich gehen, wenn jede einzelne Zahl auf ihrem Posten bleibt und mit ihrer Stellung sich begnügt, ein Theil des großen Ganzen zu sein. Will aber jede Zahl auch ein selbstständiger Nenner sein, wie im Naturzustand, so kommen wir

in die Brüche, und die deutsche Eiche erkrankt durch die Schmarotzerpflanzen, die ihren Athem ersticken. Die Niederländer, die den Mikrokosmus auch in der Malerei so meisterhaft dargestellt haben, prägen auf ihren Dukaten jenes goldene Symbol, jenes Bündel von Pfeilen, die einzeln zerbrechlich, vereint aber unwiderstehlich sind. Nur in dem Konzert herrscht die höchste Harmonie, in dem jeder Mitwirkende, ein Virtuose auf seinem Instrument, doch nur als Glied des großen Orchesters sich fühlt. Das ist der schönste Organismus, der uns preisen läßt die Theile in jeder Hand, wie ihre Vollendung im geistigen Band.

Alte Neuigkeiten.

Wenn Personen von Distinction, deren Beruf es ist an einem fürstlichen Hoflager den Glanz der Krone zu erhöhen, historischen Studien obliegen, so wird ihr wissenschaftlicher Blick sich mit Liebe in die Zeiten des Kaisers Konstantin versenken, der um die Kunst der Repräsentation sich so hohe Verdienste erworben. Denn dieser Regent, dem die Geschichte den Beinamen des Großen verliehen, war es, der zuerst dem Ceremoniell der Höfe eine bestimmte und so umfassende Grundlage gab, daß spätere Zeiten sie kaum vervollkommnen konnten. Von seinem kaiserlichen Hoflager in Byzanz stammen jene glänzenden Stellen, deren Inhaber Verstand und Amt harmonisch zu vereinigen pflegen. Kaiser Konstantin schuf den ersten Ober-Kammerherrn, der damals praepositus cubiculi hieß, den ersten Ober-Hofmarschall, comes palatii, und endlich eine Würde, die, wie wir glauben, heut zu Tage in keiner Residenz, nicht einmal an Damen vergeben wird. Es war dies das Amt der sogenannten curiosi, der Neugierigen, d. h. solcher Personen, die weiter nichts zu thun hatten, als nach Neuigkeiten zu spähen und sie dem Fürsten, der sich von Allem unterrichten wollte, sofort mitzutheilen. Was in unsern Zeiten die telegraphischen Depeschen und die Zeitungsschreiber in der Rubrik der „Vermischten Nachrichten" besorgen, das thaten

damals hochgestellte Personen, Hofbeamte, so daß vorurtheilsfreie Anhänger conservativer Systeme wohl daraus folgern können, daß eigentlich die Zeitungsschreiber von Alters her hoffähig sind, indem sie zur Unterhaltung des Hofes so viel beitragen. Nachklänge dieser Gedanken zeigen sich auch darin, daß Redacteure oft von Höfen wie Hofbeamte bezahlt werden, aber es pflegt dies mehr von ausländischen als inländischen zu geschehen, wobei noch das Siegel des Geheimnisses es unmöglich macht, daß ein Redacteur im Gefolge eines Fürsten zu sehen ist. Ob die Dichter mit dem Könige gehen, wie dies der Dichter verlangt, das wird sich jetzt im österreichischen Reichsrath zeigen, wo Halm und Grillparzer sitzen; daß man es von den Redacteuren nicht voraussetzt, zeigt schon der Umstand, daß sie in's österreichische Herrenhaus nicht berufen sind. Unberufene Zeitungsschreiber, die den Nimbus der Krone prosaisch berechnen, werden daher immer mit den Höflingen im Kampf liegen, so lange man nicht Konstantins weise Einrichtungen befolgt, und die Vertreter der Presse in eigener Person, diesen Mund des Volkes, dem Ohre des Fürsten so nahe wie möglich bringt. Geschieht dies, so wird Gedanke und That sich ausgleichen, das Blei der Lettern und das Blei der Kugeln in Einklang kommen, und der Purpur nicht mehr aus der langsamen Schnecke gewonnen werden, sondern, echt preußisch, dieselben Farben wie die Zeitung, nämlich schwarz und weiß, an sich tragen.

Ist aber auch die Zeit noch fern, wo das Hof-Journal zugleich Volks-Journal ist, und der Fürst, oder sein erster Diener die Volkszeitung schreibt, so giebt es doch noch einen Weg, um den Kampf zwischen Hofleuten und der vorgeschrittenen Presse in friedlicher Art beizulegen, ein Weg, der uns noch hinter die Zeiten des Kaiser Konstantin zurückführt

und der daher noch weit conservativer und legitimer ist. Es hatte nämlich schon einer der sieben Weisen es ausgesprochen, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt und damit die Tagespresse als ein sehr entbehrliches Institut bezeichnet. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ist es daher ein Fortschritt, wenn an den Höfen die Stelle der „curiosi“ nicht mehr besetzt wird, und die Neuigkeiten des Tages auf die feststehenden Grundsätze der Regierung keinen Einfluß mehr ausüben. Auch der Engländer Goldsmith sagt, daß der Mangel an geschichtlichen Werken, diesen gesichteten Zeitungen, das Glück eines Volkes sei, und das goldene Zeitalter des ewigen Friedens wird in wenigen Worten zu registriren sein, während die Perioden blutiger Schlachten und Hof-Intriguen ganzer Bibliotheken bedürfen. Heureux le peuple dont l'histoire est ennuyeuse! sagt Montesquieu. Die Ignoranz der Hofleute, die sich im Ignoriren der Presse kund giebt, läßt sich daher wohl vertheidigen, nur müßten auch diese großen Seelen sich zu jenem philosophischen Standpunkt des siebenten Weisen erheben, und selbst über alle Personalfragen mit jenem Gleichmuth des Ben Akiba denken, der behauptet, daß Alles schon dagewesen ist. Und wirklich ist die Geschichte weiter nichts, als eine Copie vergangener Geschichten. „Alles wiederholet sich im Leben,“ nur erscheint es den menschlichen Eintagsfliegen, die die Ereignisse von Jahrhunderten nicht immer gegenwärtig haben, als ob gerade ihre Zeit durch ganz nagelneue Erscheinungen besonders ausgezeichnet sei. Nachdem die Welt viele Jahrtausende alt geworden ist und selbst ihr hohes Alter nicht genau angeben kann, ist den jüngsten Generationen jede Originalität geraubt, und nur ihre eigene Unwissenheit läßt sie über ihre Erfolge staunen. Schon glaubten die Deutschen, daß sie das Pulver erfunden hätten, als plötzlich

die Chinesen ihre Priorität nachwiesen; mit den anderen Erfindungen ging es nicht viel besser, und zuletzt werden die Europäer im Großen und Ganzen weiter nichts sein, als eine verbesserte Auflage freiwilliger Chinesen. Man könnte den höchsten Preis für einen neuen Gedanken aussetzen, und es wird sich immer nachweisen lassen, daß der Gedanke schon gedacht worden ist, und daß diesseits, wie jenseits des dunklen Heraklit wohl die Form, aber der Inhalt nicht neu ist. Epigonen in Leistungen der Kunst und Wissenschaft, können wir nichts Ursprüngliches produciren, weshalb auch der Pädagog Basedow den Versuch machen wollte, was wohl aus einer Kinderschaar würde, die man, von allen übrigen Menschen getrennt, nur mit der nöthigen Nahrung versehen, wild aufwachsen läßt. Vielleicht würden aus diesem Basedow'schen Kindergarten Originale erblüht sein, wie sie der Fröbel'sche nicht liefern kann, der schon von vorn herein im Kinde den Vater des Mannes sieht, und selbst bei den kindlichen Spielen den denkenden Bürger der Zukunft im Auge hat. Man kann nichts Höheres werden, als eine selbstständige Natur, und „voilà un homme,“ sagte Napoleon, als ihm Goethe in Weimar vorgestellt wurde, ähnlich dem Diogenes, der den Menschen mit der Laterne suchte. Hippel sagt: „Wo Gott und die Natur ist, da ist eine hohe Schule.“ Nur durch Himmelskarten können Erdkarten gemacht werden.

Es läßt sich hiergegen einwenden, daß die Tagespresse, die öffentlichen Blätter, durchaus nicht auf der Jagd nach neuen Gedanken begriffen sind, sondern nur die Thatsachen referiren und im Sinne einer bestimmten Partei darstellen. Wir erhalten daher, wenn auch keine neuen Ideen, doch Neuigkeiten von pikantem Inhalt, die uns manchmal den Ruf entlocken: nein, so etwas ist noch nicht dagewesen!

Aber leider hält das Vergnügen, etwas ganz Neues erfahren zu haben, nicht lange vor; unser Blick fällt zufällig auf eine alte Chronik, einen vergilbten Jahrgang, und da lesen wir denn fast dieselbe Geschichte, nur mit dem Unterschied, daß solche Dinge damals nicht mit so großer Wichtigkeit behandelt wurden: so daß wir zu unsrer Beschämung eingestehen müssen, daß die Gegenwart, deren Ereignisse in hunderten von Blättern registrirt werden, vor lauter kleinlichen Neuigkeiten große Fragen vergißt und aus der Mücke einen Elephanten macht. Ein solcher Elephant wurde durch die minutiöse Behandlung der Presse, der Capitain Macdonald, der sich in Bonn einem Bahnhofsbeamten thätlich widersetzt hatte. Welche Zeit wurde bei den langen Verhandlungen verschwendet, welche Protocolle aufgenommen, und nicht weniger als 56 Noten zwischen der preußischen und englischen Regierung gewechselt! Schon fürchtete man, daß die Engländer als Feinde, noch früher als die Franzosen, nach dem Rhein kommen würden, um dann noch billiger zu leben, als in Friedenszeiten, und daß die Insel Nonnenwerth wie die jonischen Inseln behandelt und der Drachenfels ein zweites Gibraltar würde, aber weit gefehlt, es wurde nur mit Worten bombardirt, Sturm geblasen, der englische Premier zeigte sich im Feuer, und der Berg hat eine Maus geboren. Das war das Ende von all dem Geschrei, ein gegenseitiges Echauffiren, indeß weit wichtigere Dinge geschahen, und Napoleon seine Truppen nach Syrien sandte. Das beste aber bei der Macdonald'schen Affaire ist, daß die Geschichte gar nicht neu war; es war eine alte Neuigkeit, nur mit dem Unterschied, daß sie in früheren Jahrhunderten nicht mit so pomphaften Redensarten behandelt wurde. Wären die Engländer so konservativ, wie sie sich zu sein rühmen, so hätten sie irgend ein altes

Geschichtswerk aufgeschlagen und dort gesehen, daß die Rheinländer schon vor Jahrhunderten nicht mit sich spaßen ließen. Und an eben derselben Stelle hat damals der Conflict stattgefunden, aber die Dr. Parow'schen Vorfahren machten mit den damaligen Macdonalds kürzeren Prozeß. Als nämlich Eduard III. von England im Jahre 1338 seinen kaiserlichen Schwager Ludwig von Baiern auf dem Reichstag in Coblenz besuchte, fingen seine Leibtrabanten auf der Durchreise in Bonn Händel an, und Eduard III. mußte sofort 22 Pfund Sterling Entschädigungsgelder bezahlen. Das geschah in den barbarischen Zeiten des Mittelalters, während heut die verletzte Achtung vor dem Gesetz nur mit 10 Thalern bezahlt, dabei aber so viel Worte gemacht und so viel Zeit verschwendet wird, daß ein sehr bedeutendes Capital herauskommt. Aus der Ungezogenheit eines Einzelnen sollte durchaus ein historisches Ereigniß werden, da die frommen Engländer, was Prügel betrifft, den Grundsatz haben, daß Geben seliger ist, denn Nehmen, und diesmal so unangenehm durch einen Bahnhofs-Inspector in ihrer irdischen Seligkeit gestört wurden.

So bietet die Vergangenheit immer die Analogien für die Gegenwart dar, und wenn wir unsern Blick nur etwas schärfen und unsere Ohren etwas spitzen, werden wir nichts Neues weder sehen, noch hören können. Selbst die Vereinigten Staaten, die jetzt die Veruneinigten geworden sind, zeigen ein Schauspiel, dessen Ausgang durchaus nicht befremden kann. Wie Schiller sagt, daß seine „Räuber" aus der naturwidrigen Ehe des Genius mit der soldatischen Disziplin der Karlsschule hervorgegangen sind, so mußte der Bund zwischen der Freiheit und Sclaverei, wie ihn Amerika geschlossen, zuletzt ein Trauerspiel herbeiführen, indem die Reinigung der Leidenschaften drastisch vor sich geht, und

mit den Schufterle's und Spiegelberg's reiner Tisch gemacht wird. Und zu derselben Zeit, wo der Süden Amerikas für die Sclaverei einen Krieg beginnt, zerreißt die russische Regierung die Ketten von zwanzig Millionen Leibeigenen. Die Erde ist rund und muß sich drehen. Dieses alte Gesetz enthält die Lösung dieses scheinbar so neuen Räthsels. Die Russen müssen die Antipoden der Amerikaner sein, und wenn die Sonne in Rußland aufgeht, muß sie jenseits des Oceans untergehen.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne! Wir sind nur Epigonen, Werkzeuge, um den bestimmten Gedanken der Geschichte, den unsere Väter uns hinterlassen, nach Kräften durchzuführen. Selbst die glücklich überwundene merkantilische Krisis bestätigt das treffende Wort Leonore's im Tasso: Was man ist, das blieb man andern schuldig!

Eine glückliche Familie.

Wenn auch ein französischer Moralist, Labrüyère, behauptet, daß alle unsere Laster daraus entstehen, weil wir nicht einsam und allein sein können und die Eitelkeit, die immer nach Bewunderern verlangt, den ersten Rang einnimmt, so findet doch der gesellige Sünder bei Weitem mehr Gnade vor unsern Augen, als der einsame Tugendheld. Es mag unter Umständen die Einsamkeit sehr angenehm sein, aber eine vollständige klösterliche Zurückgezogenheit kann unmöglich den Beruf des Lebens erfüllen, selbst wenn wir ihr bereitwillig den Heiligenschein zuerkennen. Aber wie oft hängt der Heiligenschein mit der Scheinheiligkeit nahe zusammen, und erregt bei dem Manne, der die Augen aufschlagen, streben und kämpfen soll, immer Verdacht, während die Frau, die mehr das duldende Prinzip darstellt, eine größere Berechtigung hat, sich mit der himmlischen Glorie zu umgeben. Deshalb ist auch die Bibel sehr galant und sagt: „Wir sind allzumal Sünder," von den Sünderinnen ist gar nicht die Rede. Ist nun der Charakter der männlichen Natur ein sündhafter, weshalb auch das Kinn, das physiognomische Wahrzeichen der niedern Gelüste und Triebe, beim Mann mehr ausgebildet ist, als bei der Frau, so ist der einsame Sünder, der stets in seiner engen Zelle bleibt, ein doppelter und geht der menschlichen Gesellschaft

spurlos verloren. Wer allein häufig über den Durst trinkt, der zieht sich unsere Verachtung zu, während sich der lustige Bruder, der sich unter guten Freunden vergißt, noch oft den Ruf eines angenehmen Gesellschafters erwirbt. Den höchsten Werth eines Menschen schätzt man danach ab, was er unter Brüdern werth ist, die brüderliche Gemeinde giebt den Maaßstab, indeß der Einsame incognito und nutzlos durch die Welt geht.

Wir Deutsche haben nun vorzugsweise von der Natur den Beruf empfangen ein brüderliches Volk zu sein. In der Mitte Europa's gelegen, sind wir ein Reich der Mitte und der Vermittlung, und die Römer nannten uns mit richtiger Erkenntniß „germani," was weiter nichts heißt als Brüder und Geschwister. Die Allianz, der deutsche Bund mit andern Ländern, ist daher bei uns nicht bloß ein Werk der Politik, sondern der naturgemäßen Anlagen, und Staatsmänner, die schon durch ihre reaktionäre Parteistellung uns isoliren und in die Einsamkeit verstoßen, graben von vornherein unsre Existenz mit den Wurzeln aus. Waren wir schon zu den Zeiten der Römer von liebevollen Neigungen erfüllt, um wie viel mehr muß jetzt unser kosmopolitischer Sinn gestiegen sein, wo durch die großartigsten Verkehrsmittel die Schlagbäume und die Völkerscheiden fast ihre Bedeutung verloren haben und dem legitimen Reisenden die ganze Welt offen steht! Sobald der Nationalhaß keinen Boden mehr findet, die Völker friedlich sich vereinigen und, wie in Paris und London, aus allen Welttheilen die Erzeugnisse ihres Fleißes zur Anschauung hinstellen, da kann wohl noch durch einzelne Machthaber, die ihre dynastischen Interessen verfolgen, die Flamme der Zwietracht an einzelnen Stellen künstlich angefacht werden, im Großen und Ganzen sind aber die Völker tolerant, weil sie zu der Ein-

sicht gelangt sind, wie sehr sie sich gegenseitig bedürfen, und der „Erbfeind" gehört zu den veralteten Begriffen. Vom Thurmbau zu Babel ging die Entzweiung der Nation aus, von dem zweiten Krystallpalast in London wird ihre Verbrüderung ausgehen. Die Völker verschiedener Zunge haben doch nur eine geistige und leibliche Zunge: das ist die Zunge der freien Rede, die sich das Wort nicht verkümmern läßt, und die leibliche Zunge, die ihre Speise da suchen will, wo sie am billigsten zu finden ist. Sind diese Forderungen erfüllt, so wird die Zunge der großen Waage, in der die Völker sich messen, nicht mehr mit Blut befleckt sein, jede Nation wird ihren natürlichen Schwerpunkt finden, der Friede der Welt hergestellt und der Mensch, gleich dem Schwan, ein Weltbürger von Spitzbergen bis nach Australien sein!

Bevor wir aber ganz friedliche Schwäne werden, die fröhlich auf den Wellen des Lebens sich schaukeln, wird noch viel Wasser ins Meer laufen, und wir werden noch eine schwere Arbeit haben, damit der Schwan, wenn er am Oberbaum die Spree besucht, nicht als Schwein am Unterbaum wieder zum Vorschein komme. So manche geistige und irdische Kloake wird noch gründlich gereinigt werden müssen, und ein Herkules könnte uns erwünscht sein, der dem König Augias so gute Dienste leistete. Trotz der Ferne der Zeit müssen wir aber doch die Zukunft uns vergegenwärtigen, und gerade wir Deutsche besitzen die Fernröhre, die uns die Bilder einer bessern Zeit zeigen. Einer unserer berühmtesten Orientalisten, Sprachforscher und Reisenden, Herr Dr. Brugsch, der vor nicht langer Zeit erst von Persien heimgekehrt ist, hat uns neulich ein solches Fernrohr aufgestellt, und wir sahen in dem erläuternden Vortrage, der zum Besten des germanischen Museums gehalten wurde, daß

wohl der Sitz des germanischen Museums in Nürnberg, seine Wiege aber auf der Hochebene von Iran im Herzen Asiens ist. „Soll ich dir die Gegend zeigen, mußt du erst das Dach besteigen,“ sagt der westöstliche Dichter. Wohlan, wir stehen auf dem Dache und erblicken die indo-germanische Stammmutter, die alle ihre Kinder um sich versammelt und sie mit gleicher Liebe umfaßt. In dieser glücklichen Familie war noch kein Zwiespalt vorhanden, der Germane, der Slave, der Celte umarmten sich brüderlich, und die Kinder hatten nicht nöthig, weder Französisch, noch Englisch, noch Deutsch in heißen Klassenzimmern zu lernen, denn sie sprachen alle nur eine Sprache, die Mutter aller spätern, die indo-germanische, die in unserm gegenwärtigen Idiom noch am längsten sich erhalten hat. So zeigt sich auch hierin, daß wir Deutschen ein konservatives Volk sind, daß das Gute eben so lange bewahrt, wie leider auch das Schlechte und, wie Jean Paul sagt, ein halbes Jahrhundert gebraucht, um eine Thorheit einzusehen, und ein ganzes, um sie abzulegen. Aber diesmal können wir auf unsern erhaltenden Sinn stolz sein, und wenn der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, so können wir noch heut den Ursprung des persisch-germanischen Lebens in unsrer Sprache, Sitten und Gewohnheiten nachweisen. Die Aehnlichkeit des Persischen und Deutschen ist zwar nicht so groß, daß, wie Leibnitz etwas kühn behauptet, man ganze persische Gedichte sogleich verstehen könne, aber in vielen Worten ist sie unleugbar vorhanden, während Franzosen und Engländer im Laufe der Zeit ihre Laute verunstaltet und ihre germanischen Ahnen gänzlich vergessen haben. Sie sind daher Persiens entartete Söhne, die einst in dem Volksparlament der Zukunft zu ihrer Mutter wieder zurückkehren werden und nach dem Kreislauf der Weltgeschichte ihr Idiom von den Schlacken reinigen und

ihre Ur= und Originalsprache in die alten Rechte einsetzen werden. Wenn es im Liede vom deutschen Vaterlande heißt: „So weit die deutsche Zunge klingt,“ so sehen wir, daß wir am wenigsten zur Isolirung geschaffen sind, und folgen wir dem patriotischen Dichter, so müßten wir schon längst ein Weltreich sein. Denn die deutsche Zunge klingt, nach den Ergebnissen der Sprachforscher, in England, Frankreich, unter den slavischen Stämmen, überall, wo Keime vom Baum der Kultur einen empfänglichen Boden fanden. Wie klein erscheint der deutsche Reichsadler, der, wie der preußische, vereinsamt nicht einmal einen Lebensgefährten hat! Er müßte wenigstens vier Köpfe haben, die nach allen Welttheilen ihre Köpfe wenden; ein Adlerauge ist zu schwach, um dieses ungeheure Reich, in dem die deutsche Zunge klingt, zu überschauen.

Folgen wir weiter, wenn auch auf Umwegen, dem geistvollen Forscher, so könnten wir dem deutschen Wandertriebe grollen, der die bis dahin in sich so einige germanische Race ergriff und den größten Theil dieser übermüthigen Orientalen nach Europa trieb, wo sie sich sofort in verschiedene Stämme spalten. Von nun an beginnen die Kriege, es sondern sich die Stämme, machen Flüsse und Berge zu ihren Grenzen und nur noch die Könige nennen sich „lieber Vetter,“ während die Völker es vergessen, daß sie Brüder, daß sie Cousins und Cousinen waren. Sobald sich die getrennten Brüder nicht mehr gegenseitig verstanden, war auch die Stammesverwandtschaft vergessen, man sprach von Fremdlingen und Ausländern, obgleich die gesammte Bevölkerung zum größten Theil von derselben Abstammung und Inländer und Einheimische waren. Aber was der Haß, das Schwert, der Krieg nicht vermochte, das gelang der unschuldigen Freude, das gelang den Festen der Liebe. Trotz

aller Kriege und Verfolgungen schlingen die Feste und die Tage der Feier um ganz Europa ein persisch-nationales Band, das schon lange vor dem Christenthume bestanden. Noch heute zünden wir in der Johannisnacht auf hohen Punkten mächtige Feuer an, wie es die alten Perser, unsre Vorfahren, die Verehrer des Lichts, thaten; noch heute segnen wir den Geist, der Licht verbreitet und hassen den Finsterling, der es zerstören will. „Mehr Licht,“ waren die Worte des sterbenden Göthe, des Dichters, der in seinem westöstlichen Divan dem alten Volke der Perser das schönste Denkmal errichtet hat. Der heitre, sinnige Naturkultus ist uns geblieben und Ormudz der Gott des Lichts wird in ganz Europa von fühlenden Herzen verehrt. Wenn der Schach von Persien bei der Frühjahrs-Sonnenwende sich im größten Glanze zeigt, wenn noch heute in seiner Residenz ein Meer von Lichtern die ersehnte Frühjahrsnacht erhellt, so thut er ganz dasselbe, was noch heute die Männer im Fichtelgebirge, in Thüringen und auf der goldenen Aue thun. Und wenn wir noch specieller als der Vortragende auf unsern persischen Kultus eingehen, so können wir noch hinzufügen, daß selbst das Osterei, das Zeichen eines neu erwachten Lebens, asiatischen Ursprungs ist, und daß es trotz seines hohen Alters noch immer von gleicher Frische bleibt. Auch unsere Backwaaren, die von den Backfischen beiderlei Geschlechts so sehr geliebt werden, stammen von Iran's Gefilden und die runde Kringel, die das runde Sonnenjahr bedeutet, und beim Beginn einer neuen Jahreszeit gegessen wurde, ist so heidnisch, daß Karl der Große, als er die persischen Sachsen, die zwischen Weser und Elbe ihre Sitze hatten, zum Christenthume zwangsweise bekehrte, eine besondere Kabinetsordre gegen die Anfertigung dieser kreisförmigen Leckerbissen erließ. Aber die Sachsen hatten nach zwei

und dreißigjährigen Kämpfen alles geopfert, ihre Freiheit, ihre Religion, ihre Traditionen, aber diese Kringel wollten sie nicht lassen und sollten sie alle mit Feuer und Schwert vernichtet werden. Da sah selbst Karl der Große ein, daß sich die Sachsen alles wegnehmen lassen, nur nicht das Brod vom Munde, und er erlaubte die Kringel; aber nur unter der Bedingung, daß das christliche Kreuz hineingebacken wurde. So entstand die christliche Feiertags-Brezel, die späterhin so allgemein wurde, daß sie selbst an Werkeltagen verkauft und verspeist wird. Unsre Nachbarstadt, die Veste Spandau, hat durch dieses Gebäck einen, wenn auch nicht in der Kriegsgeschichte, berühmten Namen erhalten. Karl's des Großen Erfindung wird jetzt überall von bejahrten Frauen umhergetragen und verkauft, nur warnen wir den kleinen Karl der Gegenwart, daß er namentlich bei feuchtem Wetter seine stürmischen Begierden nach diesen offen ausgelegten Schätzen beherrschen möge, da die Brezel, wenn sie aus dem Aggregatzustand in den flüssigen übergegangen und das Ansehen einer nassen Acht annimmt, noch schwerer zu verdauen ist, als eine Nachmittagsstunde kurz vor den Hundstagen.

Auch die ritterliche Verehrung der Frauen haben wir von den Persern überkommen, wo noch heut die Frau trotz der männlichen Privilegien des Harems eine weit höhere gesellschaftliche Stellung einnimmt als bei den übrigen Mohamedanern. Gleich den Germanen erscheinen den Persern die Frauen wie goldene Aepfel in silbernen Schaalen und wenn sie in ihren Gedichten die Geliebte beschreiben, tauchen sie ihre Feder in die Farben des Regenbogens und schreiben auf dem Staub von Schmetterlingsflügeln. Wie unsere Dichter preisen die persischen die Frauen und den Wein als die höchsten Güter des Lebens und können wir

aus dem Schiraswein einen Schluß auf die Perserinnen machen, so zeigen sie sich auch hierin als ein Volk von feinem und höchst ausgebildeten Geschmack. Denn den Schiraswein verdanken wir einem der ausgezeichnetesten Kenner des Rebenblutes, dem ersten beweglichen Grundbesitzer Noah, der, als er mit seiner Arche auf Ararat strandete, sofort noch ehe er sich häuslich niederließ, diese Perle des Bacchus dorthin verpflanzte. Ein echt ritterliches Volk wie die Perser muß aber, wie Frauen und Wein, auch die ritterlichen Künste lieben. Und deshalb ist das Pferd der Stolz des Persers wie des alten Germanen, und jeder, der in einen Pferdestall tritt, wird wie ein heilig gehaltener Gast betrachtet. Der Stall ist bei uns die hohe Schule des Kavaliers, und wie einst der Schimmel von Bronzell lieber sein Leben aushauchte als dem Feind in die Hände fiel, so bezeugen auch die Perser den weißen Rossen eine hohe Verehrung. Wie Darius seinem wiehernden Hengst die Krone zu verdanken hatte und dieser wunderbaren Gnade sich rühmte, so haben noch heut viele Fürsten das Pferd im Wappen, wie die Könige von Hannover, wie die Herzoge von Kent, wie einst die Führer der Angelsachsen Hengist und Horsa, die sogar Pferdenamen sich zugelegt hatten. In westphälischen Dörfern, in jenen Landstrichen, wo die alten Germanen des Tacitus wohnten, findet man noch heut den Pferdekopf als architektonischen Schmuck über der Eingangsthür, und Richard III. will sogar ein Königreich für ein Pferd opfern. Bei Orientalen und Germanen, haben die Pferde ihre Stammbäume wie die Fürsten, die gewöhnlich gute Reiter sind weil die Pferde die einzigen Geschöpfe ihrer Umgebung sind, die nicht zu schmeicheln verstehen. Das Pferd sinkt nicht zum Sklaven herab wie der Hund, der sich zum Hetzen und zum Kriechen gebrauchen läßt, der des-

halb bei Persern und Germanen für unrein galt und noch heut zum Maulkorb verurtheilt ist. „Es möchte kein Hund so länger leben," ruft Faust aus; indeß Reinecke Fuchs alle Thiere belügt und betrügt, geht das Pferd unangetastet aus diesem Intriguen-Lustspiel hervor. So sind Perser und Germanen geborene Centauren, halb zu Pferde und halb zu Fuß, und unser Kriegsminister in dem neuen Ministerium der alten Aera könnte die Errichtung von acht neuen Kavallerie-Regimentern nur aus orientalischen Gründen rechtfertigen. Selbst auf dem Pegasus sind die Deutschen leidenschaftliche Kavalleristen, die in ihren Kriegsgesängen die kühnen Reiter besingen; die entarteten Gallier verleugnen diesen indo-germanischen Zug und Beranger ist nur ein Tyrtäus der Infanterie, der er in seinen Versflüssen einen geflügelten Fuß verleiht.

Auch der Glaube und Aberglaube trägt noch das persische Kleid. Lange vor dem Christenthum war es deutsche Sitte, die neugeborenen Kinder durch Besprengung mit Wasser zu heiligen und die Zauberer, Berggeister, Gnomen und Unholde, die in den Schluchten und auf den Höhen hausen, diese phantastischen Völker der Märchenwelt sind nichts anders als eingewanderte Perser, die sich ohne Erlaubniß der eingeschüchterten Behörden im romantischen Deutschland niedergelassen haben. Ebenso verbreitet, wie in Europa die Rolandssteine, sind über ganz Persien die Rustemdenkmale; Paläste, Brücken, öffentliche Plätze prangen mit dem Namen dieses größten der iranischen Helden. Und wie ähnlich sind die Sitten! Von allen Orientalen machen die Perser am meisten ihren Mund zum Schornstein, wie von allen Europäern die kontemplativen Deutschen. Wenn, wie verlautet, ein deutscher Staat eine Tabackssteuer einführen will, um mit der neuen Sauce die alten Wunden zu ver-

kleistern, so verletzt er damit den innersten Kern des persisch-deutschen Volkslebens und mit der erhöhten Tabacksrolle wird auch seine Rolle bald ausgespielt sein. Auch bei den Persern läßt sich weit besser und anständiger vom Versprechen und Wahrsagen leben als vom Wahrheit sagen, ihre Derwische sind unsre feisten jovialen Bettelmönche und die klugen Astrologen, die die Umstände zu benutzen wissen, vertiefen sich so in die Sterne, daß zuletzt einer für sie abfällt. Tout comme chez nous; „selbst in der äußern Gestalt, sagt Brugsch, sind die Perser von den Germanen schwer zu unterscheiden." Hätten sie Krinolines und Fracks, so würden sie uns sofort als „germani" als Brüder und Schwestern erscheinen. Benutzen wir daher unsre glückliche Herkunft in dem Augenblick wo wir in Kleindeutschland keine Sympathien erwecken, keine moralischen Eroberungen machen können. Schlingen wir um die große indo-germanische Familie ein Band, auf das Tradition, Sprache und Sitte hinweisen, so wird noch mehr als Großdeutschland, es wird ganz Europa uns zufallen. Wenn die Schlange, die sich in den Schweif beißt, das Bild der Vollendung darstellt, so können wir jetzt in der Rückkehr zu unserm gemeinsamen Ursprung dieses schöne Symbol einer dichterischen Phantasie in das wirkliche Leben einführen und die zweite Schlange, die uns die Pforten des Paradieses öffnet, wird die Sünden der ersten, die Sünden der Jahrtausende, uns vergessen und vergeben lassen. Vernichten wir mit dem bekannten persischen Insektenpulver nach dieser Gebrauchsanweisung das künstlich bereitete Gift der Zwietracht, das der Verbrüderung der Nationen so hinderlich, und Europa wird von Nord nach Süd nichts mehr und nichts weniger sein als: **eine glückliche Familie.**

Ein Königliches Testament.

Wenn bereits Julius Cäsar die Gallier als ein Volk beschrieb, das immer nach neuen Dingen begierig ist und die Veränderungen liebt, so wird der Abschluß eines Handelsvertrages mit diesem Volke, dessen Veröffentlichung binnen kurzem bevorsteht, die Zusendung vieler neuen Erzeugnisse zur Folge haben, die bisher wegen des hohen Zolls selten über unsere Grenzen gelangten. Auf dem Gebiete des Luxus und der Moden, in denen Frankreich noch bis heute das Wort des Cäsar und die Natur des Chamäleon bewahrheitet, wird der Vertrag eine selbst auf der Straße sichtbare Umwälzung herbeiführen, und auf die Toilette der deutschen Frauen und Jungfrauen, die in der Zusammenstellung der Farben oft die keuschen Gesetze der Schönheit verschmähen, einen wohlthätigen, civilisatorischen Einfluß ausüben. Aber auch nützlichere Dinge als den Glanz der Garderobe, die wir mit dem unersetzlichen Verlust des Paradieses erkauft haben, wird die Aufhebung der unnatürlichen Grenzen uns zu Theil werden lassen, und der Grenzpfahl wird nicht mehr ein Pfahl im Fleische der getrennten Völker sein, sondern ein freundlicher, mild sich herablassender Schlagbaum, in dessen Schatten die Nationen ihre Waaren und ihre Gedanken austauschen. Selbst der furchtbare Schreckensruf „die Papiere fallen“, der dem konservativen Rentier

die Ruhe bei Tag und bei Nacht raubt, dieser Schmerzensschrei der spekulirenden Börse, die weit reaktionärer als das Herrenhaus ist, er wird selbst dem ängstlichen Ritter, dessen einzige Waffe die Kouponsscheere ist, keinen Schreck mehr einjagen, denn in Folge des französisch-deutschen Handelsvertrages wird — wir hoffen es mit Bestimmtheit — eine Fallsucht der Papiere eintreten, die von der ganzen gebildeten Welt mit Freuden begrüßt wird. Wir Deutschen, die wir die geistige Revolution, die Reformation gemacht haben, unsrer Gelehrsamkeit, unsrer Volksbildung, unsrer Schulen uns rühmen, die wir es jedes Jahr bekannt machen, wie viel Rekruten bei uns lesen können und wie wenige in Frankreich, und wir im engern preußischen Vaterland, im klassischen Land der Kasernen und Schulen, wo jede Köchin eben so gut Erbsen lesen kann wie Liebesbriefe, wir sind doch bis jetzt ein Volk von Barbaren, da wir die höchste Steuer auf das Wissen gelegt haben, und das Material der Gelehrsamkeit, das Papier und in Folge dessen die Bücher so sehr vertheuert haben. England hat soeben die Bildungssteuern, die Taxes on knowledge aufgehoben, die Steuern auf Papier, auf Annoncen, selbst der Zeitungsstempel sind gefallen. Frankreich fabrizirt durch die Menge der Lumpen, die diesem Lande der wechselnden Moden erb- und eigenthümlich sind, ein billiges Papier und wir, die wir aus dem Buche des Lebens in Folge langjähriger büreaukratischer Bevormundung nicht viel lernen konnten, wir haben die theuersten Bücher, ohne daß sie immer die werthvollsten sind. Von 23 Papierfabrikanten des Zollvereins wurden auf der Pariser Ausstellung mehr als die Hälfte durch Prämien und Medaillen ausgezeichnet, und doch bestehen bis auf den heutigen Tag noch die hohen Eingangszölle, die der auswärtigen Konkurrenz den Markt entziehen. In Frankreich und England

sind die klassischen Werke billiger als bei uns, und sie verbreiten mehr Bildung als bei uns die Elementarschulen, deren Zöglinge, in das praktische Leben eingetreten, oft das Lesen verlernen, weil sie passende Schriften nicht bezahlen können und Volksbibliotheken nur selten zu finden. Die besten Erzählungen und Romane werden in Frankreich und England durch billige Ausgaben in massenhafter Weise verbreitet, die Schriftsteller erhalten die höchsten Honorare und doch sind die Bücher billiger. Wo wird also mehr gelesen und wo am wenigsten? Im Lande der Schulen und der gelehrten Pädagogen.

Wir sind zwar mit dem Leipziger Meßkatalog vollkommen zufrieden und möchten nicht, daß seine Spalten sich noch vermehrten, aber bedenken wir, daß nach buchhändlerischen, statistischen Notizen auf Goffines katholisches Erbauungsbuch, das 76 Auflagen zählt, auf Kampes Robinson mit 57 Auflagen, auf Starke's evangelisches Erbauungsbuch mit 32 Auflagen sogleich Meyers und Alberti's Komplimentirbuch mit 24 Auflagen folgt, dann haben wir doch gerechten Grund an der Bildung oder der Theilnahme zu zweifeln, die die klassische Literatur oder gar die Literatur der Gegenwart bei uns findet. Sollte man aus diesen Zahlen einen Schluß ziehen, so folgt daraus, daß wir ein sehr frommes Volk, aber zugleich ein sehr höfliches Volk wie die Chinesen sind, daß wir vor Gott und den Menschen uns gleich beugen, und, wie ein echter Kegelschieber, nur mit gebogenen Knieen am festesten stehen. Ein gebogener Musensohn, sagt Jean Paul, wird ein kriechender Beamter auf allen Vieren. Da wir nun an Beamten keinen Mangel haben, so könnten wir leicht in die Klasse der Reptilien kommen, und ein kriechendes Volk werden, das vor dem Uebermuth der Nachbarn nach identischen Noten sich beugt

und nun wie ein kriechender Wurm getreten wird. Je weniger wir daher Alberti's Komplimentirbuch studiren, desto mehr Thatkraft werden wir entwickeln, je mehr wir Schriften lesen, die uns eben so erbauen wie ermuthigen, desto mehr werden wir den „furor teutonicus“ empfinden, der eine Zierde unsrer Vorfahren war, und je weniger Auflagen das Papier zu zahlen hat, desto weniger wird Alberti haben. Nun ist aber die Höflichkeit gewiß eine schöne soziale Tugend, die ein gebildetes Volk nie vernachlässigen solle. Gute Sitten, sagt Tacitus, galten bei den Germanen mehr als gute Gesetze, aber um wahrhaft höflich zu sein, müssen wir damit anfangen, gegen uns selbst unhöflich zu sein, und namentlich die lächerlichen Titel, die die Umgangsformen so sehr erschweren, abschaffen. Diese sind ein Produkt nicht der Kultur, sondern des Mangels daran, da in der Anrede nicht der Mensch, sondern nur der Stand anerkannt wird, während in Frankreich der Mensch nicht zum Fachmenschen spricht, sondern Jeder mit „Monsieur“ titulirt wird, wodurch eine Rohheit fast unmöglich ist. Könnte uns der Handelsvertrag auch diese Sitte importiren, wir möchten selbst das billige Papier, die billigen Weine auf einige Zeit entbehren wollen. Börne sagt einmal: Man wird in Frankreich mit mehr Höflichkeit zur Thür hinausgeworfen, als in Deutschland zum Hofrath gemacht.

Und doch giebt uns der starke Absatz des Komplimentirbuchs den lehrreichen Wink, daß das Volk nicht theoretische Ergüsse verlangt, sondern praktische Lebensregeln aus seiner Lektüre ziehen will. Populäre Schriften dieser Art, die das große Geheimniß offenbaren, wie man die Herzen der Menschen gewinnen kann, müssen immer eine lebhafte Theilnahme finden, da sie einem Wunsche Befriedigung verschaffen, der in der geselligen Natur des Menschen begründet ist. Man

erzählt, daß die Philosophen von Indien eine so große Bibliothek gehabt, daß man sie nur auf tausend Kameelen forschaffen konnte. Einem weisen indischen König, der viel im Lande umherzog und immer diese große Handbibliothek mitnahm, wurden endlich die Kameele, als Träger der Weisheit und als Reisegepäck, etwas zu umständlich, da namentlich die gelehrte Quellenforschung bei durstigen, zurückgebliebenen Kameelen sehr erschwert war, und siehe da, auf Befehl des Fürsten verfertigten die Philosophen einen Auszug aus allen diesen Werken und reduzirten sie auf vier goldne Lebensregeln, die jeder, der nicht selbst ein Kameel war, bequem bei sich führen konnte. Diese Sprüche, die hauptsächlich dahin zielten, aus der heranwachsenden Jugend liebenswürdige Indier zu machen, und von Erläuterungen für eine Menge von Fällen und Umständen begleitet waren, wurden ein gesellschaftliches Gesetzbuch für die ganze Nation und die indische Sanftmuth und Höflichkeit, die selbst den Thieren gegenüber Komplimente machte, mag vorzugsweise aus einem dieser Sprüche hervorgegangen sein. Wäre es nun nicht möglich, auch bei uns eine Reduktion der geistigen Zeughäuser eintreten zu lassen, und die Quintessenz des gesammten Wissens, so weit es direkt mit dem Leben in Berührung kommt, in populairer Form darzustellen? Könnten wir nicht zufrieden sein, wenn von dem gelehrten Kapital, das Jahrtausende aufgestapelt haben, die Zinsen dem Volke in bequemer, landesüblicher Münze zur Verwendung überlassen werden? Ein solches Lebensbuch, das nicht blos die Bücklinge und Komplimente enthält, würde bald den Alberti an Verbreitung übertreffen.

Schon vor langer Zeit haben die Orientalen diese Aufgabe gelöst und die praktische Lebensweisheit, in leicht faßliche Geschichten und Denksprüche eingehüllt, dem Volke zur

täglichen Nahrung dargeboten. Aber selbst an Büchern fehlt es ihnen nicht, die alle Beschäftigungen und Eventualitäten des Lebens berücksichtigen und allen Ständen, vom Fürsten bis zum Bauer, praktische Fingerzeige geben, wie sie am besten ihren Beruf erfüllen können. Der persische König Kjekjawus, der im Jahre 1080 regierte, ein gelehrter Kenner des Koran, hat uns in seinem Testament „das Buch des Kabus“ genannt, ein solches Werk hinterlassen, das nicht blos die Rechte und Pflichten der Eheleute, des Liebhabers, der Kinder, der Eltern darstellt, sondern auch den Menschen außerhalb der Familie seiner Prüfung unterzieht, und jedem, der einem Zweig menschlicher Thätigkeit sich widmet, treffende Winke giebt, um schnell auf einen grünen Zweig zu kommen. Der König, der seinen Thron und seine Dynastie durch die räuberischen Einfälle der Nachbarn bedroht sah, schrieb in seinem fünf und siebenzigsten Jahre dies Buch für seinen Sohn, den Kronprinz Ghilan Schach, damit dieser, wenn ihm die Krone und Reichthümer verloren gingen, als ein redlicher, geachteter Mann durch die Welt kommen und selbst der Schmied seines Glücks werden könne. Wer keine äußere Welt zu regieren hat, muß sich eine innere bilden. In dem Buche, das im Jahre 1811 der preußische Gesandte in Konstantinopel Friedrich von Dietz aus dem persischen Urtext übertragen, giebt nun der König dem jungen, hoffnungsvollen Prinzen ein Kompendium von Weisheit, das über alle Lagen des Lebens in ehrlicher, naiver Weise sich verbreitet. In 44 Kapiteln offenbart hier der greise Fürst die Frucht seiner Lebenserfahrungen, und zeigt seinem Sprößling nicht blos die Regeln des Anstandes beim Essen, Trinken, beim Spiel, bei Diners, bei Rendenzvous, beim Kauf einer schönen Sklavin, sondern neben diesen aristokratischen Maximen, die zur Bewachung der nobeln Passio-

nen dienen sollen, giebt er ihm zugleich einen Einblick in das bürgerliche Leben und läßt den Stand des Kaufmanns, des Gelehrten, des Vezirs, des Kanzleibeamten eine genaue Revue mit Licht- und Schattenseiten passiren, damit der Sohn nach reiflicher Erwägung sich einen Beruf wählen kann; ja selbst der Dichter und Musiker ist nicht vergessen.

Wir wollen hier einige weise Lehren aus dem Testament des Königs citiren, die auch heute noch wohl zu beherzigen sind. Der persische König würde mit unsrer Art und unsern Diners, wo sehr schnell servirt wird, durchaus nicht einverstanden sein und er empfiehlt seinem Sohne, wenn er Freunde zur Tafel eingeladen, ein langsames Essen. „Wisse, mein Sohn," sagt er, „wenn allerlei Arten von Gerichten, eins nach dem andern zu essen sind, so laß das zuerst aufgetragene Gericht nicht zu geschwind wieder wegnehmen, laß das Essen etwas vor dir verweilen und dann laß ein andres holen. Nicht alle haben einerlei Appetit, indem es Leute geben kann, die das spätere Gericht nicht lieben. Wenn es aber gemächlich hergeht, so werden alle ihren Theil erhalten. Auch giebt es Leute, die hurtig essen, und andere, die langsam speisen. Je mehr Muße sich also deine Esser nehmen, desto besser wird's sein, weil dadurch die Geschwindesser und die Langsamesser alle gesättigt werden. Wenn vor dir ein Gericht steht, was vor den übrigen Gästen nicht zu finden ist, so theile auch ihnen dies Gericht mit, damit sie sich nicht darnach sehnen dürfen. Was das Weintrinken betrifft, mein Sohn, so ist es zwar unstreitig verboten, aber ich weiß, daß unbekümmerte Jünglinge nach Niemandes Worten handeln. Solltest du daher trinken, mein Geliebter, so trink erst nach der Vesperzeit, damit, wenn du dich berauschest, es Abend geworden sei, und die Menschen dich nicht trunken sehen mögen. Dadurch, daß es am Abend

geschehen, würde deine Schande bedeckt werden. — Bist du zu Gaste geladen, so gehe weder zu hungrig noch zu gesättigt hin, denn wenn du gesättigt hingehst und gar nichts issest, so wird der Hauswirth darüber verdrießlich werden, in der Meinung, daß dir sein Tisch nicht gefallen, wenn du aber zu hungrig hingehst und zu viel speisest, so giebt's nothwendig zum Tadel und zur üblen Nachrede Gelegenheit. Die Mittelstraße ist also die beste. Wo du hin kommst, da setze dich auf einen Platz, der dir angemessen ist, denn sich sagen lassen: hier steh auf und dort setz dich hin! ist für den, der Mensch ist, ärger als der Tod." Damit aber neben dem Bacchus auch die Venus nicht fehle, so sagt der weise Fürst: „Wenn du dein Herz nicht überwinden kannst, so liebe nur eine Person, die geliebt zu werden verdient, die schön, vortrefflich und etwas Kenntniß hat. Denn Liebe ist ein Feuer, das aus der Schönheit entsteht und gute Gemüthsart ist reines Wasser, das aus der Erkenntniß entspringt. Also muß deine Geliebte, mein Sohn, diese beiden Dinge besitzen, damit, wenn das Feuer ihrer Schönheit dich vertrocknet, das Wasser ihrer Gemüthsart dich wieder erfrischen möge. Nimmst du sie mit zu einer Gasterei, so sei in Gesellschaften auf Niemanden eifersüchtig. Denn heimlich und öffentlich betrachtet sie doch niemand so wie du, und denke nicht daß, was deinen Augen schön scheint, auch den Augen anderer Leute so vorkomme."

Nachdem der König seinem Sohne noch eine Menge nützlicher Lehren gegeben über die Jagd, die Abrichtung der Falken, über die Reitkunst, die Schwächen der Schimmel, über Geldausgaben, über die Gefahr der Darlehn an Freunde, über die Kriegskunst und die Tapferkeit „die einen Tod in Ehren dem Leben in Schande vorziehen muß," widmet er mehrere Kapitel den Theologen, den Kaufleuten, den Ju-

risten, den Aerzten und den Lehrern. „Willst du Prediger werden, mein Sohn, so hüte dich ja, mitten in deiner Rede stecken zu bleiben, sondern wenn dir das Ende eines Ausspruchs nicht beifallen sollte, fülle die Lücke mit Anrufungen Gottes aus, mit Segenswünschen, ohne in Verwirrung zu gerathen, damit die Neider dir keine Fehler und Mängel nachtragen." Hast du Lust zu einem bürgerlichen Gewerbe, willst du Handel treiben, so hüte dich gar sehr, Korn oder etwas, was zur gemeinen Nahrung gehört, aufzukaufen, um es wieder zu verkaufen, denn wer das thut und auf Mangel und Hungersnoth, was Gott verhüte! seine Pläne richtet, der wird als Verkäufer übel berüchtigt. Reisest du von einer Stadt zur andern, so mußt du von den Vornehmen der Stadt, von wannen du kommst, Briefe mitnehmen an bekannte Personen in der Stadt wohin du gehst, und das aus zweierlei Gründen. Erstlich erhellt aus den Briefen, daß du aus der Stadt, woher du kommst, öffentlich weggereiset bist, indem sonst viele fälschlich sagen würden, daß du dich heimlich aus der Stadt geflüchtet habest; zweitens wirst du dich darüber, daß die Vornehmen dich gelobet, im Herzen vergnügen und wirst zwischen beiden Freunden gleichsam Gesandter sein."

Während der Königliche Herr in der Arzneikunde hauptsächlich Specifika empfiehlt und von „Zugpflaster und Pflaumenmuß" sich große Wirkungen verspricht, ist er auch von dem Einfluß der Gestirne überzeugt und sieht im himmlischen Thierkreise ein Abbild der menschlichen Kreise, wie denn im Himmel und auf Erden der Löwe immer neben der Jungfrau zu finden ist. Am Schluß seines Werkes kommt der edle Perser auf die Dichter und Musiker zu sprechen und legt seinem Sohne, wenn er Dichter werden will, hauptsächlich Klarheit im Ausdruck ans Herz. „Denn Dichter machen die

Gedichte andrer Menschen wegen, nicht aber um ihrer selbst willen. Ausdrücke, welche andre Menschen in Prosa zu sagen für häßlich halten, die gebrauch du nicht in Versen; denn Prosa ist gleichsam der Unterthan und Verse sind der Kaiser. Was sich nun für Unterthanen nicht geziemt, wie will sich das für den Kaiser geziemen? Und wenn du auf Jemanden ein Gedicht machst, so richte dich nach seinem Werthe, damit dein Lob nicht zur Satyre werde. Sage daher nie von einem Menschen, der in seinem Leben keine Messer getragen: Du hast mit deinem Säbel Löwen erlegt, und von einem Manne, der nie einen Esel bestiegen, sage nicht: Dein Roß ist besser als das Pferd des Muhamed." Ueber die Musik und vorzugsweise über die Salonmusiker und Bratenbarden hat der König ganz originelle Gedanken, die wir zum Schluß hier noch mittheilen wollen: „Wisse mein Sohn, willst du der Musikkunst dich widmen, so mußt du wohl gesittet und freundlich, nicht übelgeartet und ungeschlachtet sein. So viel es möglich ist, gebrauch immer wohlriechende Sachen als Weihrauch, Bisam und Rosenwasser und dergleichen und trag sie bei dir, um überall wohin du gehst, angenehme Gerüche an dir zu haben. Sei auch immer einnehmend im Reden, denn obgleich die Musiker Männer sind, so muß doch ihr ganzes Betragen weiblich sein. Spielst du nun in Gesellschaften, so hüte dich, ein zänkischer Musiker zu sein und zanke nicht mit denen, welche auf deine Musik nicht hören, damit du nicht deshalb außer dem Verlust des Musiklohns noch geschlagen und geschimpft werdest, noch daß man deinen Lohn gegen das, was du getrunken, aufrechnen möge; denn wenn das, was der Musiker gegessen und getrunken, auf seinen Lohn gerechnet werden soll, so wird er einem Bedienten gleich, der nur auf Leibessättigung angenommen worden. Auch müssen Musiker t a u b und s t u m m sein und

nichts ausplaudern was sie in Gesellschaften gehört, ja sie müssen blind sein und nichts sehen, es sei denn, daß es lobenswürdige Sachen sind. Ein so gearteter Musiker wird allenthalben angenehm sein und wird viel Silber und Gold gewinnen. Wenn du diese Regeln befolgst, so werden sie hinreichend sein. Eines Mehreren bedarf es nicht."

Wir könnten noch viele weise Lebensregeln aus dem Testament des Königs für alle Klassen der Gesellschaft mittheilen. Das berühmte Testament Peters des Großen erscheint unbedeutend gegen dies inhaltreiche Werk des persischen Fürsten. Ob der Kronprinz Ghilan Schach diese praktischen Vorschriften befolgt habe, theilt die Geschichte nicht mit. Ghilan Schach ist nur als Sohn seines Vaters unsterblich geworden. Rex dixit et factum est ist selbst in absolut regierten Staaten nicht immer zu erreichen. Aber nicht blos hochgeborene, auch andere Leute könnten aus diesem Buch, das mehr als Komplimente enthält, und das auch Göthe hochgeschätzt, manche Goldkörner entnehmen und der alte König Kjekjawus wird sich ihrer im Grabe freuen. Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Ein hoher Reisender.

Seitdem Eisenbahnen und Dampfschiffe die Erde kleiner gemacht haben und die Menschen größer, seitdem photographische Bilder uns alle neuen Entdeckungen in treuester Weise veranschaulichen, sind unsere Kenntnisse so positiver Natur geworden, daß der Glanz der scharfsinnigsten Hypothesen dagegen erbleicht. Eine Reise, eine Expedition, die mit allen Apparaten ausgerüstet ist, löst alle Zweifel, auf dem Papier kommen die Bewohner der entferntesten Länder uns täglich so nahe, wie unsere Grenznachbaren und selbst die Häuser der Chinesen und Japanesen haben keine Geheimnisse mehr. Indem Bild und Wort fortdauernd allen früheren Wundern das Wunderbare nimmt, das Auge der Polizei keine Mysterien duldet, und selbst eine ägyptische Sphinx ohne Concession uns kein Räthsel mehr aufgeben kann, hat leider unsere Phantasie, die ihre Bilder nicht von Außen nimmt, ihre Nahrung verloren und wird sehr bald jämmerlich vor Hunger sterben müssen. Aristoteles, obgleich Lehrer eines Fürsten, dessen Reisen Eroberungen waren, behauptete es dennoch, daß die Dichtung wahrer ist, als die inhaltreichste Geschichte; ein moderner Reisender dagegen, wie du Chaillu, der das Innere Afrikas durchforscht hat, speit sofort seinem Collegen in der Akademie ins Gesicht, als dieser den Bericht über die neue Spezies der Affen, die

Gorilla's, für ein Produkt der dichtenden Phantasie erklärte. So weit sind wir durch eignes Forschen und Sehen gekommen, daß die Phantasie eine Injurie geworden ist, und selbst einem gelehrten Herrn das Wasser darüber so im Munde zusammenläuft, daß er es nicht halten kann. Durch Illustrationen und Beschreibungen wird uns die nackte, die abstrakte Wahrheit so mundrecht gemacht, daß sie uns kaum einen Ausdruck der Verwunderung entlockt, und das nil admirari, das uns zu nüchternen Spießbürgern macht, und den Flug der Begeisterung vernichtet, ist die strenge Lebensregel einer vielwissenden Generation geworden.

Bei dieser geistigen Nüchternheit und Blasirtheit, die durch eine zu große Ueppigkeit entstanden ist und bei dem steten Bestreben, immer neue Speisen zu serviren, war gar kein Ende jener Ueberladung abzusehen und wenn, nach der griechischen Sage, die Menschen aus Steinen entstanden sind, so wuchsen wir auch wie die Steine von außen nach innen, anstatt wie geistige Wesen das Aeußere dem Innern zu unterwerfen. Glücklicherweise fand in dem Monat, dessen Tage am längsten sind, eine Umkehr der Wissenschaft statt und plötzlich wurde uns die Welt, die bisher so offen dazuliegen schien, mit Brettern vernagelt. Ein noch ungelöstes Räthsel entzündete wieder unsere Phantasie, ein geheimnißvolles Incognito zeigte uns, daß wir noch nicht alle Schüsseln erschöpft haben und daß es noch Dinge und Wesen giebt, von denen wir uns nichts träumen ließen. Noch bis auf den heutigen Tag ist das Helldunkel jenes hohen Reisenden nicht enthüllt, der plötzlich wunderbarer als Kagliostro und St. Germain die Augen Europas auf sich zog und ein so glänzendes Gefolge entfaltete, wie es kaum die reich besternten Herren der Erde besitzen. Die Einen hielten ihn für den großen Kaiser der Franzosen, der im Jahre 1811 vor der

russischen Katastrophe auf dem Gipfel seiner Macht dastand, und nun der Welt durch eine fabelhafte Wiedergeburt sich noch einmal im vollen Glanze zeige, die Andern für den Kaiser Karl V., der schon einmal der Welt ein solches Licht hatte strahlen lassen. Aber Niemand hatte einen Beweis der Gewißheit, keine Erfahrungswissenschaft vermochte es, dieses wunderbare Wesen unter eine bestimmte Rubrik zu klassifiziren. Woher? und Wohin? riefen ihm die klugen Leute zu, die sonst alle Erscheinungen unter dem Mikroskop oder mit dem Fernrohr betrachten, aber der große Unbekannte blieb stumm, verachtete die schwachen Sterblichen und ein Narr wartet auf Antwort.

Da standen sie in allen Städten und Dörfern des gebildeten Europa und gafften mit langgestreckten Hälsen den hohen Reisenden an, der im Hotel „zum großen Bären" abgestiegen war und jeden Abend den höchsten Prunk und Luxus entfaltete. Wenn der Pfau eine Seele hätte, sagt Voltaire, so würde er sie in seinen Schweif setzen. Auch dieser Herr entfaltete seine Macht und Würde durch den unnachahmlichen, seelenvollen Zauber, den er über den glänzenden Schweif seiner Vasallen ausübte, die in der liebevollsten Anhänglichkeit und in stummer Bewunderung ihm folgten, wohin er seine Schritte wandte. Ein Pascha von drei Roßschweifen gilt schon in den Augen der Gläubigen für ein höheres, besonders bevorzugtes Wesen, dem die Sterblichen die höchste Ehrfurcht schuldig sind; was soll man erst von dem Befehlshaber einer so wunderbaren Suite sagen, die aus lauter erleuchteten Suitiers bestand? Er muß ein überirdisches Wesen sein, er kann der Erde nicht angehören und wir wenden unwillkührlich, wenn wir ihn erblicken wollen, unser Auge zum Himmel empor. Und da ertheilte der räthselhafte Reisende seine Audienzen in einer Sprache,

die die des Universums ist. Sonnen, Monde, Sterne machen ihm ihre Aufwartung, und selbst die große Himmelssonne verschmähte es nicht, sich in schwungvollen, excentrischen Ellipsen von ihm umkreisen zu lassen. Wie schon vergangene Geschlechter ihre großen Männer unter die Sterne versetzten und ihre Quälgeister und Tyrannen als Unsterne brandmarkte, so gab auch das gegenwärtige Geschlecht dem hohen Reisenden den Namen eines leuchtenden Gestirns. Es ist ein Komet, riefen sie aus, der mit seinem vollen, himmlischen Glanze uns von oben erleuchtet, ein Komet, den kein Astronom geahnt, prophezeiht, entdeckt hatte, ein Komet, der höher steht als die papiernen Schätze der Wissenschaft, und der uns wieder zu dem sprudelnden Born reiner seliger Genüsse zurückführen wird. Im Jahre der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, im Jahre 1811, brachte uns der Komet den besten Wein und flößte uns in Flaschen neuen Muth ein, im Jahre, wo Deutschland vom Gefühl der Einigung mehr wie je durchdrungen ist, im Jahre 1861 leuchtet er uns voran auf ruhmvoller Bahn.

Abergläubische Zeiten haben den Vorfahren des hohen Reisenden immer viel Böses nachgesagt, und wenn die Sternseher mit mathematischer Gewißheit einen so erhabenen Gast am hohen Himmelsthrone anmeldeten, so kamen die Sterndeuter und prophezeihten den Erdenkindern alle erdenklichen Plagen und Leiden, oder gar den Untergang der ganzen Welt in einem wogenden Feuermeer, gegen das keine Police und keine Versicherung, selbst die, keine Sünde begangen zu haben, uns helfen würden, denn die Unschuldigen sollten mit den Schuldigen leiden und der blitzende Schweif eines Kometen, wie der eines Krokodill, den Erdball vernichten. Diesmal war der hohe Gast so gnädig, ganz unerwartet zu erscheinen; der böse Leumund hatte keine Zeit ihn zu ver-

lästern und die Menschen drücken nur in warmer sternenklarer Sommernacht ihre Freude aus über die glänzende Erscheinung im großen Bären, der bekanntlich auch das Berliner Wappen ist. So steht der Komet, der den erleuchteten Bären sich auserkoren, noch in einem besonderen Verhältniß zu der Haupt- und Residenzstadt, die einen ungeleckten Bären symbolisch verehrt. Soll der Mensch einem Thurme gleichen, der in der Erde wurzelt und in den Himmel ragt, so haben jetzt allabendlich die Berliner diese Harmonie zweier Welten, die sonst so schwer zu verwirklichen ist, in der That erreicht und ihre Augen ragen in das Sternbild des Bären, während ihre Füße auf dem Boden des Bären sich bewegen. Ein so genialer Mann wie der Doktor Faust jammert noch kläglich: „zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust!“ und kann mit aller seiner Weisheit diesen Dualismus nicht überwinden, während die Berliner Kometenjäger ein Herz und eine Seele geworden sind. Diese bedeutende Errungenschaft, die wir dem vorübergehenden Aufenthalt des hohen Gastes zu verdanken haben, sollte man dadurch zu ehren wissen, daß man dem erlauchten Reisenden, wie ausgezeichneten Personen, das Ehrenbürgerrecht verleiht und ihn für immer durch eine Huldigung, die sich in seinem Namen aussprechen muß, an Berlin zu fesseln sucht. Zwar sagt Mädler, einer der berühmtesten Sternkundigen der Gegenwart, in seiner populären Astronomie: „Die Kometen sind weder feste noch gasförmige Massen und ihre vollkommene Durchsichtigkeit schließt auch die Form des tropfbar Flüssigen aus, so daß wir gar kein Analogon für sie kennen.“ Um so mehr wollen wir jetzt in demüthiger Bescheidenheit unserer Unkenntniß ein Denkmal setzen und gleich den Völkern des Alterthums dem „großen Unbekannten“ einen Tempel weihen. Die Pflicht der Dankbarkeit gegen einen so wohlwollenden Schutz-

geist, der uns vor drohendem Unglück bewahrt, muß uns diesen Gedanken eingeben. Wie wir, als Stadt der Intelligenz, der Wissenschaft so viele Stätten weihten, so wollen wir jetzt der süßen Ignoranz einen Kranz flechten; dann wird die Dichtung, die sich vor den Bibliotheken und den getrockneten Blumen fürchtet, wieder bei uns einkehren, die Phantasie wird an den Ufern der Spree frische Blüthen treiben und das berliner Blau, das jetzt nur ein Produkt der Schönfärber ist, wird das echte Himmelsblau sein, in dem der Komet mit hohem Gefolge seinen strahlenden Glanz entfaltet. Der Kometenwein der Phantasie wird aus dem Thiergarten einen Bardenhain schaffen, der Schifffahrtskanal ein kastalischer Quell und Albrechtshof ein Artushof werden, an dem der Wettstreit der neun Musen auf der ruhmvollen Bahn der neun Kegel sich kund giebt!

Sokrates sagte, daß er täglich mehr einsehe wie wenig er weiß, und daß er durch diese fortgesetzte Betrachtung sich selbst kennen lerne. Suchen wir uns täglich in dieser Einsicht zu üben, so werden wir uns selbst kennen lernen und eine interessante Bekanntschaft ohne viel Mühe machen. Diese Anregung verdanken wir dem hohen Reisenden, dem großen Unbekannten, der trotz aller Sternwarten so unverhofft erschien, von dem unsre Weisheit nichts ahnte, dem namenlosen Wohlthäter, der unsern prosaischen Sinn wieder „ad astra“ lenkte. Am Himmel wie im Leben sind jetzt der Löwe und die Jungfrau sich nahe und der Komet mit dem strahlenden Lichtschein segnet ihren Bund. Dieses ganz neue, so kunstreiche Drama entzückt das Auge und erhebt das Herz. Und der Kritiker der reinen Vernunft, der Weise von Königsberg ruft aus: Zwei Dinge erfüllen mein Gemüth immer mit neuer Bewunderung: das Sittengesetz in mir und der gestirnte Himmel über mir!

Goethe und Napoleon I.

Es ist bekannt, daß der Kaiser Napoleon ein Verehrer der Goethe'schen Muse war und namentlich den Werther „durch und durch studirt hatte.“ Was alle deutschen Kommentatoren und Rezensenten nicht entdeckt hatten, das hatte der Scharfblick des Adlerauges erkannt, daß nämlich zwei Motive die Katastrophe im Werther herbeiführten, verschmähte Liebe und gekränkter Ehrgeiz, wodurch die künstlerische Composition an Klarheit eingebüßt habe, während ein Faktor allein eine reinere und ungetrübte Wirkung hervorgebracht hätte. Mit dem bedeutungsvollen Worte: vous êtes un homme, begrüßte ihn bekanntlich der Kaiser und übersandte ihm acht Tage nach der Erfurter Audienz den Orden der Ehrenlegion. Diesen Orden muß der Dichter sehr hoch geschätzt haben. Wie uns ein älterer Militair mittheilte, der oft in den weimarischen Hofkreisen mit dem Dichterfürsten zusammentraf, hatte dieser fünfeckige Stern später unter ganz veränderten Umständen eine unangenehme Scene veranlaßt, die nur durch Goethe's gemessenes Einlenken keine weiteren Folgen hatte. In den Tag- und Jahresheften bei der Schilderung seiner Rheinreise im Jahre 1815 sagt Goethe: „Napoleons Wiederkehr erschreckte die Welt, die kaum entfernten Truppen kehrten zurück, in Wiesbaden fand ich die preußische Garde. Die Schlacht von Waterloo

war in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, sodann zu überraschender, ja betäubender Freude als gewonnen angekündigt.“ Zu diesen kurzen Notizen können wir nach unserm Gewährsmann noch eine hinzufügen. Goethe erschien an einem Nachmittage im Kursaal zu Wiesbaden; er erregte die allgemeine Aufmerksamkeit und die allgemeine Entrüstung, da er den französischen Orden, den fünfeckigen Stern, angelegt hatte, der damals wie ein Kainszeichen gehaßt war. Ein preußischer Offizier, der Graf Brandenburg, Adjutant im York'schen Corps, der spätere Minister-Präsident, trat an ihn heran und sagte zu ihm mit ziemlich vernehmlicher Stimme: „Excellenz, ich bitte Sie, dies Zeichen zu entfernen, das in diesem Augenblick wie eine Verhöhnung des deutschen Namens erscheint.“ Goethe ging mit dem Offizier in eine Fenster-Nische, ein ironisches Lächeln schwebte um seine Lippen, und mit den fragenden Worten des Faust: das Pentagramma macht dir Pein? nahm er die glänzende Dekoration von seiner Brust und steckte sie mit mephistophelischer Ruhe in seine Tasche.

Ein Geist im Zimmer.

Als einst ein Mitglied des Konvents unter dem Beifall der Versammlung die konstitutionelle Theorie von der Herrschaft der Majoritäten erläutert hatte, da sprang Robespierre erhitzt auf die Tribüne und rief aus: Weg mit den Majoritäten! Will man diese so kühne Behauptung auf das gegenwärtige Frankreich anwenden, wie glücklich muß das Land sein, in dem noch weniger als die Minorität, nämlich nur Einer, herrscht, und wie verblendet sind diejenigen, die das Glück, das von den Ufern der Seine ausgeht, nicht wahrnehmen wollen! „Mehrheit ist der Unsinn" läßt auch Schiller, das Mitglied des polnischen Reichstags sagen, und in der That ist der Plural in der Weltgeschichte nicht gut angeschrieben. Ein einzelner hervorragender Genius drückt einem ganzen Jahrhundert seinen Stempel auf und ein einfacher Augustiner-Mönch trägt wie Atlas die Erde, so die Weltgeschichte, auf seinen Schultern. Der Geist im Zimmer, der das neue Gesetz entdeckt, hat die höchste gesetzgebende Gewalt, die Massen müssen ihm selbst mit Widerstreben gehorchen, und ganze Reihen von Geschlechtern sind weiter nichts als seine exekutiven Beamten. Ja nicht blos in der konkreten, selbst in der abstrakten Welt spielt der Plural eine klägliche Rolle. Wo die Freiheit erscheint, müssen sich die Freiheiten zurückziehen; wenn der

Nerv fehlt, machen sich die Nerven bemerkbar. Die Wahrheit überwindet die Wahrheiten, und ein Gott vernichtet die Götter.

Niemand fürchtet sich aber mehr vor seiner eignen Vervielfältigung als der Geist. Ja schon der Gedanke daran macht ihm Pein und wer Geister sehen will, ist gewöhnlich geisteskrank und nahe daran, den Geist aufzugeben. Die Zauberer, Tischrücker, Psychographen, wollen die Geister citiren oder bannen, aber die vorgeladenen Gespenster sind gewöhnlich so geistlos, daß ihr ganzes Gebahren nur Mitleid über die klägliche Täuschung erregt. Giebt es aber kein Mittel, um den Geist zu packen? Ist er ein so hohler Schatten wie sein Plural, die Geister? Ja fast müssen wir es bekennen, da er selbst mit bewaffnetem Auge nicht wahrnehmbar ist und seine Bestandtheile noch nicht chemisch zersetzt sind. Wir sehen nur seine Produkte ohne den Boden zu kennen, auf dem sie entstanden sind, aber diese Produkte bilden eigentlich unser Leben und sind so mannigfacher Art, daß selbst die körperliche Nahrung durch die Art, wie sie der Natur abgewonnen wurde, eine geistige Eroberung ist. In dem Augenblick, wo wir dies erkannt, da erscheint der Geist und nicht blos um Mitternacht, nein am hellen Tage. In jedem Tisch, in jedem Stuhl, in jedem Möbel ist er zu finden, und bei einem halbjährlichen Wohnungswechsel findet auf jedem Möbelwagen, im gewissen Sinne, eine Seelenwanderung statt. Wie oft ist der Tisch, dessen Konstruktion eine Menge geistiger Prozesse erforderte, weit polirter als die, die um ihn sitzen, und erst der Theekessel, der Entdecker der Dampfkraft? Deshalb ist es ein hoher Genuß, ein Zimmer zu sehen, das von seinem Bewohner vollkommen beherrscht wird und das gleichsam der Ausfluß seines Geistes ist, ein Zimmer, dessen inhaltreicher Apparat doch noch von

dem geistigen Reichthum seines Bewohners übertroffen wird. Aber dieser Bewohner, der die Dinge überwunden hat, kann nur ein universelles Genie sein, sonst müßte ihn seine Umgebung erdrücken, er muß, um den Mikrokosmus des Zimmers zu besiegen, den gesammten Kosmos im Kopfe haben. Wer ist das anders als der große Alexander, dessen geistige Feldzüge ein unermeßliches Reich erschlossen haben, und der, so behaglich er auch im Lehnstuhl sitzt, noch nicht auf seinen Lorbeern ausruht. Und wer konnte diese geistige Werkstatt besser portraitiren, als der vielgewanderte Künstler, dessen Pinsel dem Weine gleicht, der an Kraft und Feuer gewinnt, je öfter er die Linie passirt. Wie man einen Feldherrn am treffendsten darstellen kann im heißen Schlachtgewühl an der Spitze seiner Kolonne, so hat Eduard Hildebrandt den großen Gelehrten in seinem Studirzimmer aufgesucht und läßt ihn vor unsern Augen wirken und schaffen, sinnen und denken. Und wenn auch in dieser Aquarelle die meisterhaft gemalten Gegenstände uns fesseln, die Büsten, Statuetten, die Bibliothek, die optischen Instrumente, die Vögelsammlung, unser Auge kehrt immer wieder auf den Geist im Zimmer zurück, und die Gegenstände gewinnen in unsern Gedanken eine weitere Perspektive, indem sie nicht blos das materielle, sondern auch das geistige Eigenthum ihres Besitzers sind. Ja, was die Psychographen, die Tischklopfer, die Medien, nicht vermochten „das Fichtenholz zu begeistigen," wie es einst Alexander von Humboldt eben so treffend wie scharf nannte, das hat hier der Künstler gethan und aus dem tief empfundenen und geistreich aufgefaßten Holzwerk spricht der Geist des Künstlers zu uns. In diesem Zimmer sind wirklich Geister und wir müssen bekennen, daß Humboldt's Studirzimmer uns mit dem Plural versöhnt hat.

Aber neben dem Künstler haben wir dem treuen Reise-

begleiter Humboldt's Herrn Seifert es zu verdanken, daß die geistige Stätte, in deren alleinigem Besitz er war, jetzt so Vielen zugänglich geworden ist. Die lithographische Anstalt von Storch und Kramer, die schon so vorzügliche Arbeiten in Farbendruck geliefert, hat auch diese Aquarelle in so ausgezeichneter Weise vervielfältigt, daß der Abdruck fast mit dem Originale wetteifern kann. Die Treue des Drucks erstreckt sich selbst bis auf die charakteristische Handschrift des großen Forschers, die das Original ziert und in einem Facsimile hier wiedergegeben ist. Es sind diese Worte so bezeichnend für den Verfasser des Kosmos, sie stellen sein innerstes Wesen und sein langes Wirken in so treffender Weise dar, daß sie gleichsam die geistige Quintessenz des Zimmers sind, Worte, die die Penaten der Behausung uns zurufen. Sie lauten folgendermaßen:

„Wenn der Mensch mit empfänglichem Gemüthe, in jugendlich vermessener Hoffnung den Sinn der Natur zu errathen, Gottes erhabenes Reich forschend und ahnungsvoll durchwandert, so fühlt er sich angeregt in jeglicher Zone zu einem geistigen Genuß höherer Art: sei es, daß er aufrichtet den Blick zu den ewigen Lichtern der Himmelsräume, oder daß er ihn niedersenkt auf das stille Treiben der Kräfte in den Zellen organischer Pflanzengewebe. Diese Eindrücke, eben weil sie so mächtig sind, wirken vereinzelt. Wird nun, nach einem langen und vielbewegten Leben, durch Alter und Abnahme physischer Kräfte Ruhe geboten, so vermehrt und bereichert den Gehalt des Eingesammelten die Aneinanderreihung der selbstgewonnenen Resultate, wie ihre mühevolle Vergleichung mit dem, was frühere Forscher in ihren Schriften niedergelegt haben. Es bemächtigt sich der Geist des Stoffes und strebt, die angehäufte Masse empirischer Erfahrung, wenigstens theilweise, einer Vernunft-Erkenntniß zu unterwerfen.

Das nächste Ziel ist dann in dem Naturganzen das Gesetzliche aufzufinden. Vor dem wissenschaftlichen Bemühen nach dem Verstehen der Natur schwinden allmälig, doch meist erst spät, die lang gepflegten Träume symbolisirender Mythen."

Alexander v. Humboldt.

Berlin, im November 1856.

Durch dieses Kunstwerk ist dem Publikum Gelegenheit gegeben, ein so inhaltreiches, herrlich ausgestattetes Zimmer für einen geringeren Preis zu besitzen, als bei der gegenwärtigen Theuerung selbst ein leeres zu miethen möglich ist. Wie viel wird oft für vergänglichen Putz und Flitterstaat bezahlt, während hier ein dauernder Schmuck zu erlangen ist! Barbarische Völker, sagt Hegel, kennen nur den Putz, civilisirte erheben sich zum Schmuck. Schmücken wir deshalb unsre Räume mit diesem die Wissenschaft feiernden Kunstblatt, so wird der äußere Schmuck zugleich ein innerer sein. Wo ein so edler, humaner Geist weilt, werden nur gute Geister ihren Einzug halten.

Die unnatürlichen Grenzen. 1860.

Seitdem Prometheus, einer der edelsten Männer der Vorzeit, mittelst gewaltsamen Einbruchs das Feuer vom Himmel geraubt und dem gesammten menschlichen Geschlecht den prometheischen Funken verliehen, ist die Herrschaft über die Erde und die Ueberwindung der Natur das unaufhaltsame Streben aller denkenden Wesen. Die Lokomotive, die Berg und Thal zusammen kommen läßt, und fast Raum und Zeit aufhebt, der Schornstein des Leviathan, der einst die fernsten Welten und Menschen verbinden wird, die geistigen Blitze, die die Schnellpressen Tausenden mittheilen und das hörbare Wort in wenigen Minuten zu einem sichtbaren machen, wie wären sie denkbar ohne jene Civilehe, die das Feuer mit dem Wasser eingegangen, und die trotz ihrer disharmonischen Elemente eines der hoffnungsvollsten Wesen, den Dampf, erzeugt hat? Um so wunderbarer ist es, wenn im Zeitalter des Dampfes und der Industrie, wo die Natur unberechenbare Kombinationen sich gefallen lassen muß, wo die natürlichen Kinder weniger Rechte genießen als die unnatürlichen, plötzlich die Rechte der Natur auf die Fahne geschrieben werden und der Ruf nach den „natürlichen Grenzen“ Europa in ein Netz der künstlichsten Verwickelungen stürzen kann. Vor mehr als hundert Jahren sagte schon Ludwig XIV.: Il n'y a

plus de Pyrenées, lange bevor die einzelnen Glieder der Erde durch eiserne Schienen verbunden waren, und heute will Louis Napoleon eine künstliche Scheidewand der Alpen wieder aufrichten und die armen Savoyarden, die Beherrscher der Murmelthiere und der Drehorgeln, die gefälligen Stiefelputzer, die Nachkommen des berühmten Leiermädchen Fanchon, sie sollen in diesem Augenblick darüber entscheiden, ob sie diesseits der Alpen die Knechtschaft oder jenseits der Alpen die Freiheit vorziehen. Bis jetzt ist die Geschichte noch nie so human gewesen, einem Volke die Frage vorzulegen, ob es im Interesse der natürlichen Grenzen auf seine natürlichen Menschenrechte verzichten wolle, erst dem großherzigen Kaiser, der einst zur Bergpartei gehörte, war es vorbehalten, eine so kordiale Frage zu stellen, die mit Ja und Nein beantwortet werden kann. Zwar behauptet man, daß, wenn die Drehorgeln der Savoyarden zu sehr vom Kammerton in Paris abweichen, eine nochmalige Abstimmung durch Kugeln stattfinden würde, aber es ist dies eine böswillige Insinuation, die von hämischen Feinden erdacht und durch frühere Vorgänge nicht gerechtfertigt ist. In seiner Rede vom ersten März bei der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers sagt der Kaiser wörtlich: „Angesichts der Umbildung von Nord-Italien, welche einem mächtigen Staate alle Uebergänge über die Alpen giebt, war es Meine Pflicht, für die Sicherheit unserer Grenzen die französischen Abhänge des Gebirgs zu fordern.“ Louis Napoleon, obgleich er nicht durch die göttliche Gnade der Natur, sondern durch den Willen des französischen Volkes den Thron bestiegen hat, spricht hier offen seine Abhängigkeit von der Natur aus, er, der eben erst mit gezogenen und ungezogenen Kanonen so viel österreichische Naturen vernichtet hat. Es scheint, als ob jetzt plötzlich im Pariser

Kabinet eine Wendung vom Kultus des Papstes zum Kultus der Natur gemacht worden, und es zeigt dies eine Demuth, wie sie auf dem Gipfel der Macht noch nicht erblickt worden ist; denn es sind nicht die ehrgeizigsten Leute, die am Berge stehen bleiben.

Was uns aber hierbei am meisten auffällt und uns leicht Mißtrauen einflößen kann, ist, daß gerade von Paris aus der Kultus der Natur die Welt beglücken soll. Der neutralisirte Körper Frankreichs und sein Herz, die Stadt an der Seine, sind so künstlich geschraubte Erscheinungen, daß hier die Einfalt der Natur nicht mehr zu bemerken ist. Die Stadt der Moden und speziell der Krinolines, die sich hoher Protection erfreuen, obgleich sie alle natürlichen Grenzen bedecken, will plötzlich die Grenzen der Natur zur Parole Europa's machen. Die Stadt, in der Naturlaute kaum mehr von Kindern gehört werden, da man sie alle gleich nach der Geburt zu den Ammen auf's Land schickt, und andere Naturlaute von gröberem Ton aus Rücksichten des feinen Tons verboten sind, die Stadt, in der die Sprache nur noch vorhanden ist, um die Gedanken zu verbergen, läßt plötzlich ideale Naturlaute wie Mignon ertönen und fühlt eine unbezwingbare Sehnsucht nach dem Schatten der Berge und dem warmen Busen von Nizza. Wie naiv waren doch unsere Vorfahren! In jeder Dorfgemeinde waren die natürlichen Grenzen die, wo die Knaben amtliche Ohrfeigen bekamen, damit sie einst als Greise noch die unsichtbaren Grenzpfähle als Pfahl im Fleische der Backe empfinden und sie nie vergessen sollten. Was sonst für Deutschland die Ohrfeigen, das sollen jetzt für Frankreich die Alpen sein! Aber hatten unsere Vorfahren nicht einen richtigeren Takt, als die Männer, die gegenwärtig die Geschicke Frankreichs leiten? Ist nicht eine Ohrfeige, die ein

Volk empfängt, eine natürliche Grenze, und was sind die Schlachten anders, als Kämpfe, in denen den Theilnehmern die Kugeln um die Ohren pfeifen? Die ultima ratio, der letzte Grund aller Dinge, der einem Volke Halt gebieten kann, ist daher nicht die natürliche Grenze, sondern die künstliche Ohrfeige, die der Stärkere dem Schwächeren bis auf Weiteres applizirt.

Wäre gegenwärtig der Kaiser der Franzosen zu einem Besuche in Berlin, so könnte er sich selbst von der Wahrheit unserer Theorie überzeugen. Ein Herrscher, dessen Bestreben es ist, sich und seinen Namen populär zu machen und seiner Dynastie einen dauernden Bestand zu verleihen, er muß mehr die unnatürlichen als die natürlichen Grenzen im Auge haben. Nicht blos weil das Zeitalter des Materialismus, des Dampfes, des Industrialismus den Kultus der Natur verachtet, nein, von jeher hat in den Augen der großen Massen das Unnatürliche, das sich über das Niveau des Normalen erhebt, weit mehr Bewunderung gefunden, als das Natürliche. In der Metropole der Intelligenz, die durch ihre eben so hohe wie tiefe Bildung sich auszeichnen soll, hat kein sterbliches Wesen so viel Bewunderung erregt, wie jener Mann, dessen Glieder weit über die natürlichen Grenzen hinausreichen. Schon funfzig Mal ist der Riese Goliath in einem öffentlichen Lokal aufgetreten und, wie uns Augenzeugen versichern, ist der Enthusiasmus beim Erscheinen dieses Mammuths in voller Rüstung noch immer im Wachsen. Wenn er segnend seine eisernen Arme und seine langen Finger über die zahlreiche Gesellschaft ausbreitet und weiter nichts thut, als sich sehen läßt, wenn er gleich dem Geist im Don Juan mit ehernem Tritt in die Fußtapfen eines Platz machenden Kellners tritt, wenn er dann durch seine hohe Bildung mit dem Kopfe fast die

erste Gallerie erreicht und mit den Füßen noch die platte Erde berührt, dann ergreift die Bewohner der Erde, namentlich die vom schönen Geschlecht, ein Schauer der Bewunderung, der sich nur in Interjectionen und unartikulirten Naturlauten Luft macht, die mit hörbarem Herzklopfen vermischt sind. Junge Damen, die an Wochentagen wie Vestalinnen das irdische Feuer unterhalten und am Sonntage das geistige mit einem mehr als ausgewachsenen Gardisten, sie, die in der Meinung waren, in ihrem Geliebten einen der größten Männer ihres Jahrhunderts an der Seite zu sehen, ihm die besten Gaben der Küche, warme Speisen, aus warmem Herzen zuwandten, sie sehen jetzt zu ihrem Schrecken, in welchem Irrthum sie befangen waren. In ihrer Treue wankend, erheben sie ihr strahlendes Auge zu jenem höheren Wesen, und sind jetzt entschiedene Gegner der dreijährigen Dienstzeit, um sich so schnell wie möglich von den Banden ihres jetzt verachteten Kriegers befreien zu können. „Doch eine Würde, eine Höhe, entfernte die Vertraulichkeit" und wie „das Mädchen aus der Fremde" geht der Riese aus der Fremde durch alle Versuchungen hindurch, klopft auf seinen Panzer von Erz, gürtet seine Lenden und verschwindet, wie der Geist des Hamlet, in dem Abgrund des Tunnel.

Kann sich wohl ein darstellender Künstler, der Jahre lang die Natur zu seinem Studium gemacht, eines ähnlichen Erfolges rühmen, wie dieser nichtsthuende? Selbst der Künstler, der das Höchste geleistet hat, indem die Kunst seine zweite Natur geworden ist, er findet nicht so dauernden Beifall, wie die murphyische Unnatur dieses fabelhaften Wesens. Wir sehen also, daß, wer die Phantasie der großen Massen anregen und anfeuern will, der muß die unnatürlichen Grenzen und nicht die natürlichen auf sein

Programm schreiben, der muß, wie die Märchendichter, die Wunder der Zauberwelt und nicht, wie die Naturforscher, die erklärbaren Größen als das Ziel seines Strebens hinstellen. Das können die Franzosen jetzt in Berlin lernen, in demselben Berlin, wo auch gegenwärtig eine Dame sich aufhält, die durch ihre kolossale Unnatur mehr Gewicht hat, als alle gekrönten Häupter, und die den Boden zittern läßt, wenn sie nur auftritt. Mag der Pariser gesetzgebende Körper die erlauchtesten Köpfe zählen, hier in Berlin sind gesetzgebende Körper, Symbole der Einverleibung, vor denen die gesammte Welt in Demuth sich beugt!

Aber noch ein Schauspiel, ein Ereigniß wollen wir sagen, zeigt uns, wie sehr die Grenzen der Natur verrückt sind und die Civilisation sich keine Schranken vorschreiben läßt. Trotz unseres langen Winters, trotz unseres nordischen Klimas, trotz unserer Schneestürme und Schlittschuhbahnen hat der weitere Umkreis der Residenz an einem schönen Morgen zwei Mitbürger erhalten, die mit rücksichtsloser Verachtung aller nutürlichen Grenzen, obgleich sie der heißen Zone angehören, hier das Licht der Welt erblickt haben. Im zoologischen Garten ist die Leopardin, die schon viele Herzen geraubt und verschlungen hat, eines hoffnungsvollen Knaben genesen, und einen Tag später ist auch der Familie des Kameels, zur Freude sämmtlicher Actionaire, ein Erbe geschenkt worden, der sich durch einen unverwüstlichen Humor auszeichnen soll. Die Araber nennen das Kameel das Schiff der Wüste; wenn, wie zu erwarten ist, la dame au Kameel so fortfährt, so können wir in einigen Jahren für den jenseits von Charlottenburg befindlichen Wüstensand eine Marine bekommen, die mit geringeren Kosten als die „Gazelle“ und die launische „Grille,“ die ewig ausgebessert werden, uns die Sommerreise nach Tegel und dem Saatwinkel

auf dem breiten Deck des Schiffs der Wüste zurücklegen läßt. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen, wenn auch langweiligen Wege werden wir dann, statt keuchender, abgemagerter Pferde, malerische Karavanen erblicken, die mit dem poetischen Zauber des Orients, der Wiege des Menschengeschlechts, das nach Nahrung dürstende Herz erfüllen. Und das musikalische Kameel zeichnet sich dadurch vor dem Charlottenburger Roß aus, daß es weit schneller der Flöte vor ihm als der Peitsche hinter ihm folgt. Fällt dann noch die leidige Stadtmauer, wird das System der Einverleibungen nnd Annexirungen fortgesetzt, wozu gegenwärtig die beste Aussicht vorhanden, so wird das Westend der Stadt mit seinen Palästen, platten Dächern und dem Karavanen-Hintergrund ein ganz orientalisches Aeußere erhalten, und das alte Horazische Wort von den bestimmten Grenzen, sunt certi denique fines, wird endlich ein veraltetes sein. Nicht nur Länder, sondern Welttheile lassen dann ihre natürlichen Grenzen fallen, das Kameel wohnt mitten unter uns, erlangt das Bürgerrecht und hört auf, eine Injurie zu sein!

Italien in Berlin. 1860.

Wenn auch gegenwärtig die Waffen ruhen und des Krieges Stürme schweigen, wenn auch die Jungfrau Europa scheinbar ihre Hände in den Schooß legt, so ist dies doch nur eine Ruhe, wie sie dem Gewitter voranzugehen pflegt, und vom Süden her ziehen schon die schwarzen Wolken, die sich jeden Augenblick zu entladen drohen. Durch die Annexionsgelüste Louis Napoleon's, die keine Grenzen kennen, hat die italienische Frage einen Charakter angenommen, der kaum der friedlichen Vermittelung der Diplomatie sich beugen wird. So lange noch die elektrischen Telegraphen die Elektrizität absorbiren, wird das Blei der Lettern das der Kugeln zum Schweigen bringen; in dem Augenblick aber, wo diese Drähte durchschnitten werden, hören die Völker auf, die Marionetten der höhern Staatsmänner zu sein, und handeln, das Schwert in der Hand, auf eigene Gefahr. Nun stehen wir zwar mit der transalpinischen Halbinsel auf freundschaftlichem Fuß, wir würden den Papst in Berlin mit offenen Armen aufnehmen, wenn seine Heiligkeit sich hier als Privatmann, trotz des Zuschlags zur Einkommensteuer, niederlassen wollte; ja die italienische Oper hat dem gesangreichen Volke so viel Sympathien verschafft, daß wir einen direkten Zusammenstoß mit den Vätern unserer Civilisation fürs Erste nicht zu fürchten

haben; aber dennoch zeigen sich grade hier in der Münzstraße, wo Italien im Viktoria-Theater sein Viktoria erschallen läßt, schon jetzt viele Spaltungen, die leicht zu einem gefährlichen Abgrund sich erweitern könnten.

Wer am Morgen die Münzstraße besucht, um eine Eingangskarte zum Musentempel zu erlangen, der wird eine summende Unruhe wahrnehmen, die mit jedem Augenblicke wächst. In der Nähe eines Tabacksladens, in dem Apoll seine Coupons so schnell abschneidet, wie die Spitzen seiner Cigarren, bilden sich verdächtige Gruppen, die italienische Banditennamen sich zurufen, abwechselnd die Faust ballen und dann wieder die Hände in die Tasche stecken. Ist der Barbier von Sevilla, so kann der Barbier von Berlin, der sonst wie Atalante über den Boden dahinfliegt, sich kaum hindurchwinden, überall stößt der Beckenschläger an, und läßt die Spuren seiner schaumgeborenen Thätigkeit zurück. Mit verachtungsvollen Blicken strafen die bärtigen Gruppen der Barbaren den Barbier; indem sie weiter keinen Sinn haben, als den für den Billethandel, ist ihnen der Sinn für Reinlichkeit abhanden gekommen und sie sprechen das Deutsche nicht einmal reinlich. Haben sie endlich durch Gunst und besonderes Wohlwollen Billette erhalten, die sie mit hohem Agio verkaufen, so sind sie entschieden loyal, preisen Italien und die Verwaltung der Bühne; ist ihnen aber das Schicksal nicht so günstig, so ergehen sie sich in den ärgsten Verwünschungen über die Ultramontanen, die Verwaltung des Theaters und Lord Feuerbrand als Direktor. Sie werden ganz Mazzinisten, verlangen einen radikalen Umsturz der bestehenden Verhältnisse und eine vollständige Freigebung des Handels und Wandels mit Theaterbilletten. Seitdem die Polizei in der Person eines Kommissionärs, der nach authentischen Mittheilungen von magyarischer Ab-

kunft ist, den Billethandel konzentriren wollte, um ihm eine mehr gesicherte Garantie zu verleihen, ist die magyarische und die Mazzinistische Partei oft hart an einander gerathen. Die Väter der Stadt haben sich mit entschiedener Majorität gegen die ungarische Konzessionsverleihung ausgesprochen und der Mazzinismus, dem nichts so verhaßt ist, als die Polizei, hat jetzt im Kölnischen Rathhause einen starken Anhang, und es sollte uns nicht wundern, wenn der Berliner Bär, der bisher so zahm war, daß er aus der Hand fraß, von der Kette sich losreißt, wie dies bereits auf der Tribüne der Kammer mit Erfolg nach allen Seiten geschehen ist.

Zu diesen von uns flüchtig skizzirten Parteien gesellt sich aber noch eine dritte: es ist dies die gefährlichste, da sie immer mit dem Strafgesetzbuche und mit dem Akkusativ, dem Anklagefalle, auf gespanntestem Fuße steht. Wir möchten sie die Rigolettisten nennen. Sie wählen hauptsächlich die Abendstunden zur Ausübung des schwärzesten Verbrechens, wenn das Wagengerassel so groß ist, daß die Nerven eben so betäubt sind, wie die Konstabler beschäftigt. Sie bieten Dir ein Billet mit einer gewissen Nonchalance an, flüstern Dir aber zu, daß die Vorstellung eben angeht. Unglücklicher, der Du keine Minute Kunstgenuß verlieren willst, verlierst nicht nur sie, sondern auch Dein Geld! An der Pforte angelangt, trägt Dein Billet ein falsches Datum, es ist ein Vordruck oder ein Nachdruck, es ist ein zinsloser Coupon. Rigolettisten nennen wir diese verwegene Klasse, weil sie wie jener unglückliche Vater einer von seinem Gebieter verführten Tochter, dazu Veranlassung geben, in den schwarzen Stunden der Nacht die Katze im Sack einem Banditen abzukaufen. Rigoletto glaubt den Verführer im Sack zu haben, er schlägt darauf in der Meinung, den Esel zu meinen, aber, o Himmel, es ist sein

eignes Fleisch und Blut. Aus der bittern Olive kann man wohl das milde Oel pressen, aber aus dem bittern Fall, im Besitz eines falschen Billets zu sein, zieht man nur Verachtung und Spott. Mancher unschuldige Provinziale, der kaum auf der Eisenbahn seinen italienischen Enthusiasmus zurückhalten konnte und im Pfeifen der Lokomotive schon das hohe C zu hören glaubte, er ist in die Klauen dieser Schnapphähne gerathen, denen die tugendhafte „Cenerentola“ eben so viel werth ist, als der „Herzog von Mantua,“ und die sich von den Jesuiten darin unterscheiden, daß es ihnen mehr um die Mittel, als um den Zweck zu thun ist. Dem unglücklichen Provinzialen, der sich so schnell wie möglich mit klopfendem Herzen durch das Meer der Krinolines, die vor dem Engpaß der Garderobe hohe Wellen schlagen, hindurchwindet und endlich bei dem Kontrolleur angelangt ist, werden nun die Pforten vor dem „Paradiese“ oder vor dem ersten Range zugeschlagen, und mit Tantalusqualen im Herzen sieht er es ein, daß, wenn auch die Schaubühne, selbst die, welche den „Rigoletto“ aufführt, eine „moralische Anstalt“ ist, doch die vagabundirenden Billethändler zu den verwegensten Burschen gehören, die in den Abendstunden darnach trachten, den Glauben an die Menschheit in jedem fühlenden und vertrauungsvollen Herzen zu vernichten. Was soll er nun sagen, wenn er zu den Seinigen zurückkehrt, die er blos e i n e r italienischen Nacht wegen nach zärtlichem Abschied verlassen hat, und die eine Wiederholung der großen Arie im dritten Akt von ihm verlangen? Chamfort sagt einmal: „A vingt ans le coeur se bronze ou se brise,“ das zwanzigjährige Herz wird entweder hart, oder bricht. Unser Provinziale ist bereits mitten in den Dreißigen, hatte den kritischen Zeitpunkt überstanden, und ist glücklicher Vater. Er wird fortan nur seiner Familie

angehören, aber sein Herz für die Kunst und die Metropole der Kunst wird für immer gebrochen sein. Die Alten nannten das Menschengeschlecht ein durum genus, ein hartes Geschlecht, weil es aus Steinwürfen entstanden, und nur der, der sich frei von Sünde fühlt, darf einen einzelnen Stein aufheben und in sein Himmelreich entführen. Wie traurig ist das Schicksal dessen, der an einen Prellstein sich stößt, in dem Augenblick wo seine Dissonanzen sich auflösen sollen, wo mit den schönsten Edelsteinen der Kunst sein sehnsüchtiges Ohr geschmückt werden soll, noch schöner als die Edelsteine, die der Juwelier nur in die Ohrzipfel hängen kann!

Das sind die Tragödien vor dem Viktoria-Theater, noch tragischer, als die innerhalb der Coulissen, noch tragischer selbst, als Rigoletto, der wenigstens kurz darauf als er den Leichnam seiner Tochter im Sacke erkennt, eine schmelzende Arie singen kann. Wie ist es aber möglich, diesen Ereignissen zu entrinnen, die den Geschmack an der Kunst vernichten und das Leben verbittern können? Die Parteien der Mazzinisten, der Magyaren, der Rigolettisten, die mehr als die Alpen uns den Zugang zu Italiens reinem Aether erschweren, sie sind allein nur zu vernichten durch den vollen Segen der Freiheit. In Frankreich und Italien ist der Billethandel vollkommen frei und kein polizeilicher und büreaukratischer Einfluß darf sich hier geltend machen.

Die Konkurrenz der Billethändler ist der beste Schutz des Publikums und drückt die Preise auf das gehörige Niveau herab. Selbst die Kontremarken sind dort dem Verkehr freigegeben, und wer nur einen Akt eines Stückes sehen will, kann den billigsten Genuß haben. So wird das Theater aufhören, ein Privilegium der Reichen zu sein, und eine moralische Anstalt wenigstens in so weit werden, als es die Immoralität des Privilegiums aufhebt. Die

italienische Frage nach Billets ist wenigstens leichter zu lösen, als die italienische Hauptfrage, deren erster Akt noch nicht zu Ende gespielt ist. Italien war einst die Mutter unserer Gesittung. So wollen wir wenigstens in der Münzstraße unsere Mutter nicht verleugnen, italienische Sitten annehmen, und die Theatermünze in eine leichtere Circulation setzen! Das Viktoria-Theater, das seine Plätze am besten durch italienische Hülfstruppen füllen kann und so viel mit Banquiers und Bankvereinen zu thun hatte, das oft in Zeiten der Ebbe ein Freihafen war, und die schwere Aufgabe hat zwischen Ebbe und Fluth hindurch zu steuern, ihm wird es gelingen in einem wechselvollen Lebenslauf die Parquet-Bankfrage zu einem gewünschten Austrag zu bringen.

Garibaldi im Thiergarten.

Wenn auch die Könige mit den Dichtern gehen sollen, da beide zum Herrschen berufen sind, so ist doch diese ehrenvolle Aufgabe eines gemeinsamen Lebenszwecks und einer harmonischen Wirksamkeit nicht häufig erfüllt worden. Karl Frenzel zeigt uns in seinem geistvollen Buch, das um „Dichter und Frauen" einen frischen, duftenden Kranz schlingt, wie häufig Dichter und Regenten, Pallast und Parnaß, in Zwiespalt gerathen sind, wozu namentlich die Poesie mit politischen Tendenzen eine leicht zu findende Veranlassung gab. Wir lernen hier auch Machiavell den Verfasser des „Principe" als Dichter kennen und seine Muse gleicht der klagenden Kassandra, die in schwermüthigen Seufzern ihre gepreßte Brust zu befreien sucht. „Italien, das lebt, wenn leben heißt beständig weinen", dieser Todeskampf seines Vaterlandes, das sich selbst zerfleischt und den Fremden zur Beute wird, hat sein Herz zerrissen und die Saiten seiner Leier tönen in den düstersten Akkorden. Und damals, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts hatte das Land die größten Eroberungen in Kunst und Wissenschaft gemacht, mit seinen Künstlern und Gelehrten begann die Wiedergeburt seines Ruhmes und doch ging, trotz alles Glanzes, der republikanischen Freiheit ein Terrain nach dem andern verloren. Man könnte hier leicht

zu jenen melancholischen Betrachtungen veranlaßt werden, die Johannes von Müller in seiner Schweizer Geschichte anstellt. Der berühmte Historiker sagt: Die „Freiheit entsteht bei unwissenden Völkern, Athen gewann seine Freiheit zur Zeit der Unwissenheit und verlor sie zur Zeit der Philosophen und ebenso erging es den Republiken Rom, Florenz, Venedig und Holland." Sollte aber nicht hieraus der Schluß zu ziehen sein, daß für die deutsche Einheit und Freiheit jetzt das günstigste Wetter vorhanden ist, da das große Geschlecht unserer Philosophen schon längst zu Grabe getragen, und wir uns unserer Weisheit nicht rühmen können? Die Zeit des Handelns und nicht des Denkens ist jetzt gekommen, die Saat, die von den erleuchteten Köpfen ausgestreut worden, muß jetzt von kräftigen Armen eingeerntet werden und die moralischen Eroberungen eine sichtbare Gestalt gewinnen.

Wie soll aber die Thatkraft sich entfalten und wo soll sie ihren Hebel ansetzen? Auch das zeigt uns Italien, das schon Machiavell vor Jahrhunderten weinen sah, und das jetzt erst seine Träume durch eine unablässige Arbeit verwirklicht sieht. An wunden Stellen fehlt es auch uns nicht, deren unverschuldete Leiden von der ganzen deutschen Nation protokollarisch anerkannt sind, aber es fehlt uns der Mann, der den Muth hat, sie mit einem kühnen Schlage zu heben. Es war an einem Sonntag Nachmittag, als die Nachricht in Berlin eintraf, daß der kühne Feldherr Garibaldi, der erst in der Mitte des Mai sich mit 2000 Freiwilligen eingeschifft hatte, schon nach dem Pfingstfest die Hauptstadt Siziliens erobert und eine Macht geschlagen, welche über eine ansehnliche Flotte und ein großes gut eingeschultes Landheer verfügt. Das that der muthige Soldat, der auf Gott, seinen Arm, sein ewiges Recht und sein Glück vertraut. Und wie-

viel Beifall zollten ihm die Berliner, die im Thiergarten spazieren gingen und spazieren saßen und bei klappernden Kaffeetassen und schäumenden Bierseideln die tapfersten Wortgefechte hielten, aber nur wenige dachten daran, daß wir auch unser meerumschlungenes Sizilien haben, in dem verbrieftes Recht und Gesetz mit Füßen getreten und dem Willen der ganzen Nation Hohn gesprochen wird. Garibaldi hatte im Thiergarten, neben andern auswärtigen Eroberungen, alle Herzen erobert und sein Ruhm ertönte von rosigen, bärtigen und unbärtigen Lippen. Der Mund lief über von dem, wes das Herz voll war und bei verschiedenen Getränken konnte man leicht die Ueberläufer, die die Fahne der Freiheit hoch hielten, nach ihrer Farbe unterscheiden. Den lebhaftesten Antheil an diesem glorreichen Triumphzuge nahmen die Damen, besonders solche, die schon seit längerer Zeit mit militairischen Verhältnissen vertraut sind, oft im Feuer standen, und das Beste der Küche willig mit waffenfähigen Jünglingen zu theilen pflegen. Sie waren daran kenntlich, daß sie gewöhnlich einen einjährigen Krieger an ihrer Seite hatten, dem noch die frischen Rosen der Landluft auf den Wangen blühten, während gegenüber ein älterer Streiter Platz genommen, der zur Reserve gehörte und nur, wenn Noth am Mann war, einberufen wurde. O Garibaldi, wäre die Zahl deiner Treuen eben so groß wie die Zahl deiner Bewunderer, du würdest, wie ein Ritter Georg, die Welt durchfliegen und den Drachen der Zwietracht zu deinen Füßen erlegen. Die Kampfeslust ist überall vorhanden, da die Diplomatie das Netz so verstrickt hat, daß die gefangenen Völker es zerreißen wollen, nur fehlt der Marschall Vorwärts, der sich an die Spitze stellt und die Schaaren zum Siege führt. Wenn ein Staat sich ein Uebergewicht in Europa anmaßen will und es ungescheut durch seine ge-

knebelte Presse aussprechen läßt, dann muß die Themis, die neben der Waage auch das Schwert in der Hand führt, wieder vermittelst des Schwertes in ihre Rechte eingesetzt werden, sollte auch das europäische Gleichgewicht dadurch andere und mehr vernünftige Grundlagen erhalten als es jetzt besitzt. Selbst der Papst, der jetzt in einer fortwährenden Agonie sich befindet und weder leben noch sterben kann, würde bei einer neuen Gestaltung Europa's aus diesem traurigen Todeskampfe gerissen werden und als Stellvertreter Christi seine Tage mehr in Ruhe verleben können. Wie lange schleppt er schon sein Dasein hin und ist gezwungen, traditionelle Formen aufrecht zu erhalten, die heut zu Tage ihren Geist verloren haben, wie denn die exkommunizirten Sardinier, vom Bannstrahl getroffen, sich sehr wohl zu befinden scheinen. Der Krummstab existirt heute nur noch auf krummen Wegen und muß den profanen Marschallstab zu Hilfe rufen, damit seine äußeren Insignien nicht gänzlich vom Schauplatz verschwinden. Welche Opfer und welche Kämpfe hat es für Europa gekostet, um den Leichnam des geistlichen Regiments, das Entsagung und Eroberung vereinigen will, zu galvanisiren! Schon vor hundert Jahren, am 15. November 1769, schrieb der große König an Voltaire: „Ich möchte eben so gern Schuhflicker als Papst in diesem Jahrhundert sein. Das Blendwerk hat aufgehört und die Tropfen des Heils will Niemand mehr kaufen.“ Aber wie langsam schreitet die Geschichte fort, sie spendet auch ihr Heil nur in Tropfen und noch scheint das Gefäß nicht voll zu sein!

Nur keine Ueberstürzung, schreit die historische Schule, die durch das Flickwerk der Geschichten den Gang der Geschichte zu hemmen sucht. Energischen Charakteren, wie Garibaldi, geht der Zeiger zu langsam und selbst, wenn

ihnen ihr Werk nicht gelingt, die Stunden zu verkürzen, so sind sie deshalb immer zu preisen, weil sie in dem Schlamme einer materiellen Zeit die Standarte des Idealismus kühn emporgehalten. Deshalb ist auch die Rente, die unter jeder Bedingung den Baum der Gegenwart und seine Früchte, die Koupons, konserviren will, nicht garibaldisch gesinnt und der kühne Feldherr fand am Sonntag im Kroll'schen Lokale, wo bei 10 Sgr. Entrée die Männer der Rente zahlreich vertreten waren, einige berechnenden Gegner, die in Zahlen den Bankrott Garibaldi's nach allen Regeln der Arbitrage zu beweisen suchten. So waren im Thiergarten zwei Garibaldi'sche Lager, die beide gut verproviantirt waren und bei klingendem Spiele in den Kampf zogen. Auch manches alte Haus ward hier, wie in Palermo mit Sturm genommen und konnte dem wohlgezielten Feuer nicht widerstehen, nachdem neben dem Garibaldi'schen Lager noch „das Nachtlager in Granada", das im Saale dargestellt wurde, den nordischen Herzen die leidenschaftliche Gluth und Temperatur des Südens mitgetheilt hatte.

Der keusche Mond warf durch die Laubkronen der Bäume sein sanftes Licht auf die große Menge der Freischaaren, die erst spät gegen Abend durch die Pforten des Brandenburger Thors in ihre verschiedenen Bivouaks eilten. Auch hier sahen noch die Trinkhallen feurige Sizilianer, die ihre schöne Beute am Arm, mit kohlensaurem Wasser ihr wallendes Blut zu dämpfen suchten, während ängstliche Philister, die von den Siegen Garibaldi's eine Niederlage der Börse fürchten, aus eben diesem Wasser eine Stärkung ihrer matten Herzen zu schöpfen hofften. Denn das haben diese Flüssigkeiten vor andern Getränken voraus, daß sie in jeder Lage des Lebens, wo ein halber Silbergroschen winkt, ihre Wirkung nicht verfehlen. Könnten die spendenden Jungfrauen, wie die Senne-

rinnen der Alpen, zugleich noch mit Bergluft aufwarten, so würde Berlin ein Kurort werden, der mit den berühmtesten Quellen sich messen kann, und die Zahl der Passanten eben so groß sein, wie die Zahl der stehenden Kurgäste. Zu beklagen bleibt es aber, daß die umsichtige Direktion der Trinkhallen das Marienbader Wasser wegen seiner unausbleiblichen Folgen nicht mehr verabreichen will. Gerade diesem auflösenden Brunnen hätten wir vielleicht eine soziale Einrichtung zu verdanken, deren Mangel von Fremden und Einheimischen, als ein längst gefühltes Bedürfniß, immer gerügt wird. Aber uns fehlt wiederum der kühne Held, der Garibaldi der Kommune, der wie Xenophon durch eine Retirade sich einen berühmten Namen machen will. Vielleicht hätte der Marienbader diese Wunde noch deutlicher an den Tag gelegt und dann die unerbittliche Noth sie geheilt. Schon Hölderlin singt:

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt!

Neujahrswünsche. 1862.

Wenn auch die musikalischen Sprachforscher noch nicht darüber einig sind, ob das verbreitetste Instrument Pianoforte oder Fortepiano zu nennen sei, ob dem Starken oder dem Zarten der Vorrang gebühre, so sollten doch die Seelenforscher und Erzieher sich längst darüber entschieden haben, worauf bei der Ausbildung des sozialen Individuums hauptsächlich der Nachdruck zu legen sei. Einen Römer-Patriotismus, der ganz aus dem Forte der Energie erwachsen war und alle Zwecke dem Staate unterordnete, können wir heut zu Tage nicht mehr entwickeln, noch weniger geht es mit dem Spartanischen, der selbst den Frauen den freisten Umgang gestattete, nur um eine kräftige Generation von Vaterlands-Vertheidigern zu erzielen. Das Piano des gemüthlichen Familienkreises macht jetzt seine Rechte geltend, und wir haben die schwierige Aufgabe, das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden zu vereinigen. So sind wir aufrecht stehende Instrumente geworden, die in der Erde wurzeln und gen Himmel schauen, und wenn die Stimmung, der Kammerton immer höher geht, wie es in der jüngsten Zeit der Fall war, so werden wir zuletzt ganz dünn und zart in ein körperloses Piano uns auflösen. Namentlich sind unsere religiösen Feste dazu angethan, harmonische Akkorde in uns hervorzulocken und

vorzugsweise ist es das Weihnachtsfest, dieser Triumphgesang der Humanität und der kindlichen Liebe, der alle Zwietracht schweigen läßt, der Freude das Scepter reicht, und aus allen Menschen eine brüderliche Gemeinde macht. In diesen Tagen kann selbst im Militairstaat der General-Feldmarschall weiter nichts thun, als Honigkuchen kaufen und verschenken, und der einflußreichste Mann wird der General-Musikdirektor, der auf den sonderbarsten Instrumenten den Jubel laut werden und zum Tanze aufspielen läßt.

Eine solche erregte Stimmung, die die wohlklingendsten Saiten in uns ertönen läßt, kann aber so schnell nicht verschwinden und wir haben es dem Gregorianischen Kalender zu verdanken, daß er, in weiser Voraussicht diesen Umstand benutzend, den Beginn des neuen Jahres schnell dem Jubel der Weihnachtstage folgen läßt. Nachdem wir noch außerdem dem heiligen Sylvester eine so wichtige Mission ertheilt haben, uns Kopf und Herz gleichmäßig warm zu machen, so ziehen wir in das neue Jahr wie in das gelobte Land ein, wo mehr als Milch und Honig, wo der Wein in Strömen fließt. Ist es daher ein Wunder, daß wir die ersten Schritte der Erde auf ihrer neuen Bahn mit großer Freude begrüßen und die schönsten Hoffnungen in Neujahrswünschen uns überreichen? Wieviel Herzen werden da verschenkt, wieviel Küsse gegeben, wieviel Schwüre gethan, und das neue Jahr, dieser stumme Zeuge inhaltreicher Exklamationen, soll überall das Band befestigen und sein Siegel aufdrücken. Wir sehen also, daß wir von dem alten Anfänger, der immer wieder von vorn seinen Lauf beginnt, eine Musik der Zukunft verlangen, wie sie bisher noch nicht komponirt worden ist, und daß wir aus dem dunkeln Schooße der Zeit nur die angenehmsten Früchte erwarten. Es werden daher nur Hoffnungen in uns rege und keine Befürchtungen,

und die Gefahr liegt nahe, daß wir schon in den ersten Tagen durch die rauhe Wirklichkeit in unsrer rosenfarbnen Laune gestört und arg enttäuscht werden. Warum bürden wir aber auch der armen Erde so viel auf, daß sie bei ihrem hohen Alter nur das Piedestal unsrer Freuden sein soll und daß sie bei ihrem Lauf um die Sonne uns nur die Sonnenseite zuwende? Wir haben die Erde so sehr mit Hypotheken- und Grundsteuern belastet, wir haben ihr eine Kette eiserner Schienen um ihre Glieder gelegt, auf ihr schönes Profil tiefe Furchen eingegraben. die wir dann mit thierischen Excrementen zur Vermehrung der Fruchtbarkeit ausgefüllt, und nun soll sie aus Dankbarkeit noch nach unsrer Pfeife tanzen! Schon können wir von Glück sagen, daß ihr unterirdisches Grollen, ihr inwendiges Raisonniren, das sich in der Nähe des Vesus kund gab, wenigstens für jetzt aufgehört hat und nicht bis zu uns gedrungen ist, so daß wir in den Vorarbeiten zum Feste und zur Grundsteuer nicht gestört wurden. Wenn gleich das Haus der Eremiten am Fuße des Vesuv in der Magdeburger Feuerversicherung steht, so haben wir doch gegen Erdbeben-Schaden keine Versicherung, und unter der Ritterschaft des Herrenhauses würde sich schwerlich ein Kurtius finden, der in voller Rüstung den klaffenden Abgrund ausfüllt. Bisher sind die Naturforscher noch immer in zwei Parteien getheilt, so daß wir über unsere unterirdische Zukunft nicht recht im Klaren sind; die einen sind die Neptunisten, die materiellen Schöpfer der Erde, die sie aus dem Nassen schöpfen wollen, die andern die Vulkanisten, die uns alle bei vorkommender Gelegenheit zum Feuertode verdammen. So viel aber ist gewiß, daß wir immer den größten Gefahren ausgesetzt sind, indem die unterirdischen Revolutionen, die Alles, was besteht und steht, in Frage stellen, weit gefährlicher sind,

als die überirdischen, die nur einen momentanen Umsturz der gegenwärtigen Verhältnisse bezwecken. Fassen wir daher diese unsre schwierige Lage scharf in's Auge, so werden wir beim Jahreswechsel immer an den Wechsel denken, der alles Gute und Schlechte in sich birgt und froh sein und uns gratuliren, wenn wir jeden Tag mit heiler Haut davon kommen. Horaz, der immer heiter und guter Dinge war, hat hauptsächlich dieser Lebensphilosophie sein Wohlbefinden zu verdanken; er dachte immer an den Moment: „si fractus illabatur orbis," wo der Erdball plötzlich platzen kann und freute sich kindlich über jede Minute, in der dies denkwürdige Ereigniß noch nicht geschehen war. Damals als Horaz lebte, waren eben die Gefahren noch nicht so nahe wie jetzt, wo wir und unser Planet fast zwei Jahrtausende älter sind. Die Flüsse sind die Augen der Landschaft, die Wälder sind ihre Haare, aber wie sind wir mit diesen Naturschönheiten umgegangen! Die Flüsse haben wir versanden lassen wie Oder und Elbe, und die Wälder haben wir für Geld flüssig gemacht. Die Kahlköpfigkeit der Erde, die des Schutzes der Bäume entbehrt, die die Dünste aufsaugen und auf ihr Blätterdach nehmen, hat uns schon viele Ueberschwemmungen zugezogen und die menschlichen Nachbarn ausgetrockneter Flüsse leiden alle am Fluß. Daher wird mit jedem Jahre die Gefahr größer, da wir Alles auf den Kopf gestellt haben, das, was naß sein soll, trocken gelegt, und das, was trocken, naß gemacht haben, aber mit der wachsenden Gefahr muß unsre Freude wachsen, die Freude, ihr für diesmal glücklich entronnen zu sein.

Wir können deshalb mit großer Befriedigung auf das vergangene Jahr sehen, wir dürfen aber nicht zu ideale Hoffnungen an das gegenwärtige knüpfen. Schon daß dieses Jahr ein gemeines ist und kein Schaltjahr, sollte

uns in unsern Wünschen recht vorsichtig machen. In einem Schaltjahr bezahlt man am ersten gern die Miethe, weil man wenigstens an einem Tag miethsfrei wohnt und eine Prämie erhält, da bis jetzt selbst die engherzigsten Wirthe noch keine Quote für den 29. Februar berechnet haben. Wie anders in einem ordinairen, gemeinen Jahr! Da müssen wir für 365 Tage voll bezahlen und können froh sein, wenn uns nicht die Abnutzung der Wohnung noch besonders berechnet wird, da wir verpflichtet sind, sie immer in demselben Zustande zu verlassen, wie sie uns übergeben wurde, so daß wir also wie Götter, oder wie Geister betrachtet werden, die keine Spuren ihres Daseins zurücklassen. Tritt das neue Jahr in Gestalt des Wirthes mit dem Geldsack mit solchen kontraktlichen Forderungen an uns heran, können wir da nicht die Poesie des Sylvester-Rausches vergessen, trotz aller Neujahrswünsche melancholisch werden und unser Leben nun wie eine schwere Bürde betrachten? Nein, wir müssen die optimistische Ansicht festhalten und in dem Hauswirth einen Unglücklichen sehen, der gezwungen ist vom Schweiße unseres Angesichts zu leben. Nach allen Traditionen kann, wenn wir nicht zu eitel sind, diese Nahrung keine besonders angenehme und wohlschmeckende sein. Nur bei historisch berühmten Schönheiten, wie Philippine Welser und Ninon de Lenclos, soll die Transpiration eine so liebliche gewesen sein, daß ihre Anbeter an heißen Tagen die Tropfen auffingen und sie aus Gläsern tranken; auch war ihre Haut bekanntlich so zart, daß, wenn sie Rothwein zu sich nahmen, die dunkle Farbe des Weins an ihrem Halse sichtbar wurde und man den Wein durch die Kehle gleiten sah. Bei gewöhnlichen Menschenkindern, die jedes Quartal Miethe entrichten oder einnehmen, sind aber diese Vorzüge nicht zu finden und sie haben daher den Triumph, den

Wirth mit der nicht angenehmen Ausdünstung ihrer Poren zu bezahlen. Ueberhaupt hat der Zahlende, der Käufer immer den Vorzug der eigentliche Herr zu sein. Wie kein Fürst ohne Volk, so ist auch kein städtischer Hausbesitzer ohne Miethe denkbar, da wir noch nicht die der Architektur so nachtheilige englische Einrichtung haben, daß immer nur eine Familie in dreistöckigen, in Fächer abgetheilten Kasten wohnt. Unsere Wohnhäuser haben doch mehr oder weniger schöne Façaden, während die Londoner nur wie große Käfige sich präsentiren. Daher haben wir den großen Vorzug, daß wir in einem und demselben Hause die verschiedensten Lebensschicksale beobachten können und oft wird es am Sylvester bei denen, die dem Mittelpunkt der Erde, oder dem Himmel am nächsten wohnen, weit lustiger zugegangen sein, wie bei dem vornehmen Hausbewohner der Bel-Etage, der sich täglich solche Freuden verschaffen kann. Das omnia mea mecum porto ist eine große Wahrheit, und wer noch Alles bei sich führt und schnell aufräumt, kann, wie ein Student, aufgeräumt und froh sein, während der schwerfällige Sclave der Dinge und Verhältnisse oft seine gute Laune verliert. Polykrates wirft ein theures Kleinod ins Meer, nur um ein unangenehmes Gefühl kennen zu lernen und etwas Abwechselung in den momentanen glücklichen Verhältnissen zu haben, und Augustus saß einmal im Jahre am Wege als Bettler, um von der Last einer prunkvollen Krone sich zu erholen. Die ewigen Freuden sollen nur im Elyseum nicht langweilig sein, während hier auf Erden Leid und Freud sich gegenseitig bedingen und unser sterbliches Auge ein Licht ohne Schatten nicht ertragen kann. Eine schwere Arbeit erhöht den Genuß der Ruhe und aus der bittern Olive wird das milde Oel gepreßt.

Lassen wir daher beim Jahreswechsel alle utopischen und doch so prosaischen Wünsche aus dem Spiel. Wir müssen danach streben, uns so viel wie möglich unabhängig zu machen und danach trachten, mehr Glück als Verstand zu haben. Weise Regierungen haben schon längst ihre Bürger gegen den zufälligen Gewinn, der im Ganzen mehr Unglück als Glück bringt, zu schützen gesucht und Baiern wird im neuen Jahre, in dem die Lotterie aufgehoben ist, weniger Opfer des Glücks zählen als in früheren Zeiten. Selbst der hartgesottene Sünder, der nur ein Herz für ein Viergroschenstück hat, muß dies einsehen, das das bekannte Sprüchwort, gewonnen und zerronnen, so eng verbunden hat. Lassen wir der päpstlichen Regierung den Vorzug, durch die fluchwürdigste Einrichtung, durch die Zahlenlotterie das Volk allwöchentlich zu demoralisiren, und hoffen wir von der Weisheit des Baden'schen Herzogs und seiner Rathgeber, daß im Jahre 1865 das Paradies des Schwarzwalds durch die Hölle des Hazardspiels nicht mehr entstellt wird. „Helft Euch, so wird Euch Gott helfen!" das wollen wir auf die Neujahrskarte setzen, das freie Spiel der Kräfte und nicht das des Zufalls auf unsere Fahne schreiben! Sieht es erst Jeder ein, daß er nicht verlassen ist, wenn er sich auf sich selbst verläßt, und hat Jeder einen starken Glauben an seine eigene Kraft, so wird er das vorgesteckte Ziel erreichen und alle Hindernisse besiegen. Wilberforce beantragte achtzehn Jahre lang im englischen Parlament die Befreiung der Sklaven, und erst im achtzehnten Jahre erhielt sein Antrag die Majorität. Und nehmen wir einen Mann, der in seinen Mitteln nicht so wählerisch ist, ohne ihn dabei irgendwie als Muster auszustellen, so hat es unsere Zeit bewiesen, daß man selbst da Kaiser werden kann, wo nichts ist und der Kaiser sein Recht verloren hat. Unter den von

Europa im Jahre 1815 geächteten Napoleoniden war Louis Napoleon der Einzige, der nie den Glauben an seinen Stern verlor und trotz aller widrigen Geschicke endlich sich selbst und sein Werk gekrönt sah. Der Sprößling des Geächteten wurde von Europa als der „Retter der Gesellschaft" begrüßt und er hatte die Genugthuung, daß als im Mai 1857 sein Vetter, der Prinz Jerome Napoleon, dem Berliner Hof seinen Besuch abstattete, Friedrich Wilhelm IV. ihn glänzend bewillkommnete und an der Tafel im Berliner Schlosse den Toast ausbrachte: Je souhaite que l'illustre famille, à laquelle appartient mon hôte, fasse longtemps le bonheur de la France. Und solche Erfolge bringt nicht das wandelbare Glück, sondern der eiserne Wille!

Muth, Charakter, Standhaftigkeit, Entschlossenheit: das sollte die Inschrift deutscher Neujahrskarten sein. In einer Zeit, wo man die Turnkunst wieder belebt, das ganze Volk wehrhaft machen will, sollte man auch solche Charaktere sich zum Vorbild nehmen, die wie Jahn, in der höchsten Noth nicht verzweifelten. Jahn sagt: „Die Mainzer Untersuchungs-Behörde und der Bundestag haben mir beide nachgerühmt, daß ich die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht. Das soll meine Grabschrift sein. An der Einheit Deutschlands habe ich festgehalten, wie an einer unglücklichen Liebe." Und Jahn, den Mann der unglücklichen Liebe, verehrt man jetzt wie einen Märtyrer, wie einen Apostel und auf seine Grabschrift streuten fühlende Seelen die Rosen der Dankbarkeit. Dies sollten sich diejenigen merken, die, wenn auch sonst von der besten Gesinnung belebt und fern von aller Engherzigkeit, doch gleich muthlos werden, wenn nicht sofort die Früchte reif vom Baume fallen. Gut Ding will Weile haben, aber das

wenigstens kann jeder verlangen, daß die Fahne hochgehalten wird, damit Jeder zu sehen vermag, welche Farbe sie trägt. Eine Fahne aber, die nur bei Gelegenheit gezeigt wird, und dann wieder in die Tasche gesteckt, ist keine Fahne, sondern ein Sacktuch. Große Thaten leiten ihren Ursprung aus der Festigkeit und Entschiedenheit, mit der sie verfolgt wurden. Als Hannibal vor den Thoren Roms stand, ließ der römische Senat die Grundstücke öffentlich versteigern, auf denen der karthagische Feldherr sein Lager aufgeschlagen.

Sollen wir deshalb im neuen Jahre dem Glück den Rücken kehren und die Wohlthaten des Zufalls von uns weisen? Nein, wir müssen dem Glück den Weg bahnen, aber nicht thatenlos darauf warten, bis es uns in den Weg kommt. Das Unglück der preußischen Flotte haben wir jetzt durch zwei traurige Ereignisse kennen gelernt, aber deshalb müssen wir immer wieder ohne Zagen unsre besten Söhne dem Spiele der Wellen anvertrauen; denn dieselbe Flotte, die in der Schule des Unglücks groß geworden, wird endlich durch eine Flagge geziert werden, die das Glück hat, von allen Nationen geachtet zu werden, weil sie im Kampf mit widrigen Elementen und durch unablässige Opfer sich diese Achtung verdiente. Und diese Achtung, die das Selbstgefühl erhöht, ist der erste Ursprung des Sieges, dem das Glück lächeln soll. Es ist ein Glück als ein Engländer geboren zu werden und ein Unglück in Hessen-Kassel zur Welt zu kommen. Sollen wir daher auf Neujahrswünschen den englischen Familien die höchste Fruchtbarkeit und den hessischen nur Fehlgeburten wünschen? Nein wir wollen im neuen Jahre darnach streben, daß, wie hinter jedem Engländer England, so auch hinter jedem Deutschen die deutsche Nation stehe und uns zu diesen gemeinsamen Bestrebungen gratuliren. Man muß das Eisen schmieden so lang es

heiß ist, den richtigen glücklichen Augenblick ergreifen und jeder ist der Schmied seines Glücks. Haben wir in der Sylvesternacht Blei gegossen, so wollen wir wünschen, daß auch die Thaten des neuen Jahres diesen so gut ausgelegten Orakeln in so fern entsprechen, als sie alle aus einem Guß sind. Dann wird die unselige Halbheit von uns weichen und die irdische Sonnenfinsterniß am Sylvester die letzte geistige gewesen sein. **Fortuna audaces juvat**, dem Muthigen hilft das Glück: das sei die Umschrift unserer Neujahrskarte!

Unbezahlte Rechnungen.

Als Jacob I. von England, der Sohn der unglücklichen Marie, einst an einem schönen Sonntage spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen der Bagatelle von 50 Pfund Sterling, welche der Hofsattler zu fordern hatte, von Gerichtsdienern verhaftet. Seine Leibwache wollte den Executor und seine Dienstmannen in die Flucht schlagen, aber der König verbot es, kehrte nach dem Schlosse zurück und bezahlte die Rechnung. Wie naiv waren doch jene Zeiten, daß sogar ein Hoflieferant, der das Wappen zu führen berechtigt war, selbst auf der Straße Opposition machte, und auf die Gefahr hin keine Bestellungen mehr zu bekommen, ja in Ungnade zu fallen, die äußersten Schritte that und wegen einiger gangbarer Münzen selbst den höchsten Vertreter des Staates persönlich verfolgte. Auch müssen damals die gerichtlichen Executoren sehr harte Leute gewesen sein, die gar keine mildernden Umstände und Abschlagszahlungen kannten. In unsern glücklichen Tagen der seit Napoleon III. so fortgeschrittenen Civilisation, die den Kredit noch häufiger mobil macht als die Soldaten, ist der Executor ein Mann von feinen Formen, der nicht blos dem Schuldner, sondern auch den Verhältnissen Rechnung trägt. Gleich dem großen Könige kultivirt er in Mußestunden die schönen Künste, und hat er das

große Staatssiegel nach Sonnenuntergang aus Händen gelegt, so bläst er gewöhnlich die Flöte, deren hinreißende Tanz=Melodieen ihm oft mehr einbringen, als das karge Staatsbudget für ihn ausgeworfen. Daher ist das Schuldenmachen keine so gefahrvolle That mehr wie früher, und ein verschwenderischer Sohn braucht nicht mehr, wie bei den Aegyptern, den Leichnam seines Vaters als Unterpfand zu deponiren. Das Schuldenmachen gehört sogar zu den noblen Passionen, die Staaten wetteifern darin, und der Staat, dem am meisten geborgt wird, der ist, wie England, am sichersten geborgen. Es ist ein schönes Zeichen der Zeit, daß die Menge der nicht sofort bezahlten Rechnungen immer im Zunehmen ist, daß das Vertrauen, der Kredit, gewachsen, und die Wechselfähigkeit nicht mehr ein Vorrecht bestimmter Stände ist. Den Zauber des Goldes, dem ein Midas nicht zu widerstehen vermochte, haben wir glücklich überwunden, die Kunst, die der große Guttenberg erfunden, hat das edle Metall besiegt, und in dem jetzt sich schnell entwickelnden Oesterreich hat man schon längst die Münze nach der Staatsdruckerei verlegt. Daher hat man auf die Fortschritte der beweglichen Lettern jetzt ein wachsames Auge, und manche Regierungen gehen darin sogar so weit, daß sie sich nur allein die Publication goldener Worte zutrauen und ihren Unterthanen es nicht gestatten, daß man auch ihren bedruckten Papieren Vertrauen schenkt und sie für baare Münze nimmt. Aber das Vertrauen läßt sich so wenig kommandiren als die Liebe, und der schöne Schein zieht uns oft weit mehr an als die Wahrheit, ja ein großer Denker hat behauptet, daß das Streben nach Wahrheit ihrem Besitz weit vorzuziehen sei, und in dem unbefriedigten Bedürfniß, in den unbezahlten Rechnungen, die wir uns selbst ausstellen, der Reiz des Lebens liege. Mensch sein heißt

ein Kämpfer sein, sagt Göthe, und nur dem Sieger auf der Rennbahn mit Hindernissen winken die höchsten Preise.

In trüben Zeiten, wo die Hindernisse wachsen, ist es wohl rathsam, sich dieser Göthe'schen Definition zu erinnern, und nach der Art der Sportsmen in körperlicher, so in geistiger Gymnastik sich zu üben, um endlich die Gräben und Barrieren zu überwinden. Herkules wurde erst ein Halbgott, nachdem er die zwölf Arbeiten verrichtet und nur ein Arbeitsmangel, nicht ein Arbeitsüberfluß, ist ein Nothstand. Wir Deutsche haben zwar die Gewohnheit, schnell mit dem Trost bei der Hand zu sein und, wenn es regnet, unsern Mantel zu loben oder die Dauerhaftigkeit unseres Regenschirms, aber seit Göthe es ausgesprochen: „es ist nichts so schwer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen," müßte der Witterungswechsel gerade das Element sein, in dem wir uns am wohlsten fühlten. Eine Gegend, die im ewigen Sonnenschein liegt, bietet nach häufiger Betrachtung dem Auge keine Reize mehr dar, wogegen der Wechsel der Lichter und Töne sie immer neu erscheinen läßt. Haben wir uns einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß nicht der blaue Himmel das höchste Ideal und daß es noch etwas Höheres und Anregenderes giebt, als immer in's Blaue hineinzusehen, so werden die Mühen unsere höchste Lust, und wir freuen uns wie Luther, wenn die Geister aufeinanderplatzen. Die Weltgeschichte ist nur eine Kette von Ringen, die einzeln, wie bei einem Turnier, erobert sein wollen; wie gering wäre aber der Lebensreiz, wenn wir die historische Kette gleich fertig geliefert bekämen und sie nun, wie eine geschenkte Livre, tragen müßten. Der Dichter sagt: Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein. Es ist dies zwar vom pekuniären Standpunkt ein schlechtes Geschäft, wo man das

nur wiederbekommt, was man eingesetzt hat, aber wir können erst das Leben mit Bewußtsein genießen, wenn wir es durch eine innere Wiedergeburt uns selbst verdanken.

Die Lehre vom Paradiese, dessen Bewohner bequem die Hände in den Schooß legen konnten, die Tradition von jener glücklichen Zeit, in der die gebratenen Tauben dem Menschen in den Mund flogen, wo es noch keine unbezahlten Rechnungen und keine Exekutoren gab, trägt viel die Schuld, daß wir leicht entmuthigt werden, wenn Wolken sich zeigen. So lange man noch die arbeitenden Klassen aus der Gesellschaft heraushebt und es als ein Ziel ihrer Mühen hinstellt, Mitglieder der nichtarbeitenden zu werden, so lange ist es den Leuten schwer deutlich zu machen, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, und daß das rastlose Streben, Beschäftigung, die nie ermattet, unser Ideal sein muß. Die Hindernisse, die man unsern Bestrebungen entgegenstellt, müssen doch zuletzt weichen, wenn wir im Eifer nicht nachlassen, und es ist immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Saite, die zu sehr angespannt wird, zerreißt zuletzt, und Spanien hat es gezeigt, wie durch das bloße Ansammeln von äußeren Gütern ohne eine entsprechende Vermehrung des innern Kapitals ein Land moralisch und physisch zu Grunde geht. Amerika brachte sein Gold nach Spanien, das Scheiterhaufen errichten ließ, um die Errungenschaften der Geister und die Körper, wenn sie sie bekommen konnten, darauf verbrennen zu lassen. Und dieselbe transatlantische Welt, aus der Spanien seine materiellen Hülfsquellen zog, wurde im Verlauf der Geschichte das Asyl und die Freistätte der sogenannten Ketzer und Ungläubigen. In demselben Jahre, wo die Juden aus Spanien vertrieben wurden, wurde das Land der Glaubensfreiheit, Amerika, entdeckt, und die Geschichte liefert nach

homöopathischer Methode dieselbe Medizin, die die Krankheit hervorrief und dann heilte, gleich dem Speer des Achilles, der die Wunden schloß, die er geschlagen. Das Unheil, das manche Gänsefeder anrichtet, machen zuletzt die Gänse selbst wieder gut, indem sie, wenn auch willenlos, das Kapitol retten, und wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten.

Nur furchtsame Gemüther können sich der Verzweiflung hingeben, wenn sie viel auszustehen d. h. viel ausstehende Schulden haben. Die unbezahlte Rechnung hält unsere Spannkraft aufrecht und läßt die Sehnen nicht erschlaffen. Da Louis Napoleon das Versprechen gegeben hat, den Forderungen von 1789 gemäß, sein Staatsgebäude mit der Freiheit zu krönen, so ist er ewig zu neuen Abschlagszahlungen gezwungen, und das Wort verfolgt ihn wie ein drohender Schatten. Er mußte den Krimkrieg führen, befreite dann wider seinen Willen Italien und hat jetzt die Centifolie von Puebla der Kaiserin verehrt, um einige Folien der Geschichte wieder auszufüllen und die General-Quittung wieder hinauszuschieben. Aber schon sind die Gläubiger im Wachsen und wollen sich nicht mehr abfinden lassen. Es sind nicht etwa die gewählten Deputirten, die seiner neuen Dynastie gefährlich werden können, sondern nur die Stimmung, die sich in der Wahl ausspricht, und der Mahnbrief, den die Wähler den Männern ihres Vertrauens übergeben. Denn die Deputirten sind an sich überall ruhige Leute, wie dies das Münchener Intelligenzblatt in einer Annonce ganz naiv ausspricht. Es heißt da: Ein Zimmer ist an einen Deputirten oder sonst an einen ruhigen Herrn sofort zu vermiethen. Die ruhigen Herren Deputirten werden daher nie in flagranti ertappt werden, sie leisten aber zähen, passiven Widerstand und sind noch außerdem durch ihre Unver-

letzlichkeit davor geschützt, sich den Hals zu brechen. Aber sie sind die halsstarrigsten Gläubiger, die immer an die unbezahlte Rechnung mahnen und werden daher sehr unbequem. Die Intelligenz geht in Frankreich der Armee voran, und das Bataillon von St. Cyr, die Eleven der Kriegsschulen, eröffnen immer die Paraden. Die Huldigung, die man der geistigen Macht zu Theil werden läßt, ist derjenigen nicht günstig, die sich nur auf materielle Erfolge stützt, und da ein Tropfen auch einen Stein aushöhlen kann und selbst den Stein der Weisen, so wird das steinreichste Gebäude immer hohler, so lange es nicht durch die den Verhältnissen angemessene geistige Freiheit gekrönt ist. Wenn dem Haben ein so drohendes Soll gegenübersteht, wie jetzt an der Seine, so ist die Rechnung nicht ausgeglichen, und wenn auch die Außenseite noch so blühend ist und die stolzesten Paläste wie aus der Erde wachsen, man lebt dort nicht wie ein Gott in Frankreich. Die Geschichte ist die Oberrechenkammer, die jeden Posten prüft, und sie ruht nicht eher, bis die Schulden bezahlt sind.

Beim Quartalwechsel, wo so manche Verbindlichkeiten zu erfüllen sind, ist es immer eine angenehme Betrachtung, auf stolze Leidensgefährten zu sehen, die noch mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Wenn ganze Nationen sich von Jahr zu Jahr plagen und doch nicht so leicht über den Berg kommen, wie kann da der Einzelne den Muth verlieren? Nichts lastet nun mehr auf uns, als die unbezahlte Rechnung der deutschen Einheit, sie schleppt sich von Quartal zu Quartal fort, und wir haben noch immer keine gesetzlich begründete Heimat, in der wir uns von einem Ende zum andern frei bewegen können, sondern nur einen abstrakten Begriff, der von unsern gemeinsamen Sympathieen getragen wird. Da wir von allen Nationen die schwierigste

Aufgabe erhalten haben, nicht romanisch zu centralisiren, sondern die Einheit in der Mannigfaltigkeit herzustellen, so müssen wir uns mit kleinen Abschlagszahlungen begnügen und haben wenigstens seit der Begründung des Zollvereins das Bewußtsein, dem großen Ziele näher gekommen zu sein. Jahn nannte mit Recht den deutschen Bund das deutsche „Bunt," und die meisten deutschen Regierungen, voran die Badensche, sind jetzt der Ueberzeugung, daß der Fürstenbund die Vielfarbigkeit der Landkarte nicht aufzuheben vermag. Um die deutsche Rechnung endlich abzuschließen, müssen daher noch andere Faktoren zu Hülfe kommen und wenigstens die Einheit der materiellen Interessen die nächste Aufgabe der politischen Arithmetik sein. Wenn Diderot von einem schönen Mädchen sagt, daß ihr Gesicht einer Satte Milch glich, in die man eine Hand voll Rosenblätter gestreut, so hat die Jungfrau Germania wohl die Milch der frommen Denkungsart, die sich auch in ihren Zügen ausspricht, aber die Rosenblätter tragen so verschiedene Farben, daß wir sie kaum dafür zu halten vermögen. Und wenn nun erst die verschiedenen Wappenthiere an den Rosenblättern fressen, ist es da ein Wunder, daß der Stamm immer schwächer wird, der rosenrothe Teint schwindet und nur die fromme Milch übrig bleibt? Es ist bekannt, daß bei jedem Gewitter die Milch zusammenläuft, und hierauf können wir die Hoffnung bauen, endlich die Schulden abzutragen. Wir sind schon einmal durch die zündenden Blitze der Fremdherrschaft momentan geeinigt worden, indem wir uns alle über die Negative klar wurden, über das, was wir nicht wollten; gelingt es uns erst, mit dem Band der positiven Elektrizität alle Stämme zu umschlingen, so daß Schmerz und Lust in allen deutschen Herzen mit gleichen Schwingungen sich fühlbar machen, so werden die Adler, die Löwen, die Bären und die Rosse sich

verbrüdern. Die Schweizer kamen unter einen Hut, weil sie nicht unter den Hut Geßlers wollten; denken wir immer an einen fremden Geßler, der nur unsere Zerrissenheit ausbeuten will, so wird, was der blaue Himmel nicht vermochte, das drohende Gewitter zu Stande bringen. Die bittere Aloe ist es, die die Wangen roth macht und den Blutumlauf befördert, deshalb dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß die verwelkten Blätter am deutschen Rosenstock in frischen Farben wieder erglühen, je mehr sie dem Strom der frischen Luft ausgesetzt werden.

Wir haben deshalb unsere fünf Sinne erhalten, damit wir sie alle gebrauchen sollen, und derjenige handelt unsinnig, der nicht hört und dann erst fühlt. Die erleuchtende Laterne der Aufklärung zeigt uns den drohenden Stock schon von weitem und haben wir die Stocklaterne bei uns eingeführt, diese Vereinigung der physischen und geistigen Macht, so sind wir nach allen Seiten gerüstet. Die Laterne läßt uns durch ihren hellen Schein nicht einschlafen, und wir haben den Vortheil immer aufgeweckt zu sein. Dies ist nicht hoch genug anzuschlagen, da das Einschlafen das Gefährlichste ist, weil dann auch das Ideal schlummert, das jeder Mensch in seiner Brust tragen sollte. Nur Wenigen gelingt es, dies Ideal, diesen innern Beruf mit ihrem äußern zu identifiziren und dadurch die innere Harmonie zu erreichen. Die meisten haben eine große unbezahlte Rechnung, und wenn sie, besonders begabt, einen recht brennenden Durst haben, so streben sie danach, einen Posten nach dem andern zu löschen. Nun sind zwar die Ideale sehr verschiedener Natur, die Einen halten Austern und Champagner dafür, namentlich bei unbezahlter Rechnung, während die Andern die höchsten Ziele der Gesittung und Humanität im Auge haben. Immer aber ist es besser, ein Ideal zu

haben, als gar keines, der Blasirtheit anheimzufallen und ohne weiteres Streben die Rechnung zu quittiren. Der äußere Gewinn, der am leichtesten zur Blasirtheit führt, zeigt, wie werthlos er ist, wenn nicht ein innerer ihn veredelt. Selbst große Staatsmänner und Eroberer erkannten dies und Alexander stellte tausend Mann seiner kräftigsten Soldaten zur Disposition, nur damit Aristoteles, der große Forscher, zoologische Untersuchungen daran anstelle. Glücklich das Volk, dessen materielle Eroberungen den moralischen das Gleichgewicht halten; selbst wenn es die höchste Schuld auf dem Papiere hat, wird es die kleinste vor dem Richterstuhle der Geschichte haben.

Die Geschichte giebt nur Gemälde in großen Zügen, und einzelne Tage, von denen wir in unserer kurzen Lebensdauer einen Wendepunkt datiren, werden in wenigen Tagen bald vergessen sein. Für uns Eintagsfliegen ist es aber dennoch gebieterische Pflicht, an diesen Wendepunkten, die unsere Lebensrechnung kleiner machen, festzuhalten. Die Spezialgeschichte, wo wir die Einnahme und Ausgabe genau sehen, sollte namentlich das Studium der Mütter und Hausfrauen sein, die dann ihre Kinder zu wahren Patrioten erziehen werden. So wird das Ideal, diese unbezahlte Rechnung, die uns nie ermatten läßt, nicht untergehen, wenn schon in früher Jugend die vestalische Flamme in der Brust genährt wird. Große Männer haben immer ihren aufgeweckten Geist und ihren Mutterwitz ihren Müttern zu verdanken, und es ließe sich eine Weltgeschichte schreiben, die in der häuslichen Idylle vorgezeichnet ist. Selten gelingt es aber Frauen, ihre Erziehungsschulden so abzutragen, wie die Mutter der Gracchen oder in neuerer Zeit der jener unsterblichen Dioskuren, die am Himmel der Wissenschaft in unsterblichem Glanze strahlen. Wir lesen in einer Bio-

graphie Alexanders von Humboldt, daß nach dem Tode seines Vaters der Besitz von Tegel der Wittwe, geborenen von Colomb, mittelst Erbrezesses zugesprochen wurde. Diese übernahm ihrerseits die Verpflichtung, ihre beiden Söhne standesgemäß zu erziehen und — so lauten ungefähr die Worte des Rezesses — zu brauchbaren und nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft heranzubilden. Wie gebräuchlich wurde die Verpflichtung als ein Onus in das Hypothekenbuch von Tegel eingetragen, nach erfolgter Großjährigkeit der beiden Söhne aber verabsäumt, den Passus zu löschen. So stand dieser Passus noch bis zum Jahre 1857, als das Berliner Kreisgericht in einer feierlichen Sitzung die Löschung ex officio bewirkte, „da Frau v. Humboldt ihre vorerwähnte Verpflichtung wie selten eine Mutter erfüllt habe.“ Wie wenige Frauen können sich solcher Quittungen rühmen!

Wenn wir jetzt nach Tegel wandern, nach jener Oase im märkischen Sande, an die Grabstätte jener Männer treten, und ihre Thaten an uns vorübergehen lassen, so werden diese Rückblicke in Gedanken uns stärken und ermuthigen, ja in den gegenwärtigen Verhältnissen wird, gleich einer erfrischenden Oase, ihr Beispiel wirken, das Beispiel zweier Männer, die in allen Wechselfällen eines mit den Geschicken des Vaterlandes so innig verknüpften Lebens doch nie am Vaterlande verzweifelten, und ihrer humanen idealen Richtung treu blieben. Dieses Exempel, das uns so hohe Ziele zeigt, wird zwar die unbezahlte Rechnung in unserm Innern vergrößern, da nicht jedem die Vollkommenheit beschieden ist, aber schon diese Erkenntniß der Vollkommenheit ist ein Gewinn, und wir streichen einen Posten der Rechnung, wenn wir begeistert rufen: Nehmt Euch ein Exempel daran!

Die höhere Arithmetik.

So scharfsinnig auch die Untersuchungen unserer Gelehrten auf allen Gebieten des Wissens sind, von so glänzenden Erfolgen auch oft ihre Bemühungen gekrönt worden, so giebt es doch manche Fragen, die unablässig von allen Seiten beleuchtet, doch nie bis zur Klarheit erhellt werden. Die große Frage von der Vaterschaft des Menschengeschlechts, an der wir aus Pietäts-Rücksichten den innigsten Antheil nehmen, ist auch im Jahre 1861 nicht gelöst worden. Noch sind die Naturforscher darüber in Zweifel, ob die Menschen von einem fruchtbaren Paare abstammen, oder von mehreren, ob sie von Anbeginn ein und dieselbe Farbe zur Schau trugen, oder erst später in Folge zarter Verhältnisse die Farbe wechselten, ob sie mit einem Wort aus einer gleichmäßig organisirten Race hervorgegangen sind, oder aus spezifisch verschiedenen Gattungen. Da Preußen das schwarzweiße Banner besitzt und die Farbe jungfräulicher Unschuld eben so hoch schätzt, wie die der aufrichtigen Trauer: so können wir bei diesem Meinungskampf, der jetzt jenseits des Oceans so große Dimensionen angenommen hat, eine hervorragende entscheidende Stellung behaupten, wenn wir mit unserm großen Landsmann Alexander von Humboldt uns dahin einstimmig aussprechen, daß der Teint von keiner Bedeutung für die geistige Entwickelung ist, und daß der

Neger eben so gut der höhern Kultur fähig und der Freiheit würdig ist, wie jedes angestammte Mitglied der kaukasischen Race. So würde unsere Fahne, in der der Weiße und der Neger sich verkörpert sieht, eine Bedeutung gewinnen, die weit über die Grenzen Preußens und Deutschlands hinausragt, und bis zu den wilden Männern sich erstreckt, die wir auch im Preußischen Wappen in einem Ehrfurcht gebietenden Naturzustande erblicken. Und in der That sollte man nicht in einer Zeit, in der das industrielle Band alle Bewohner der Erde vereinigt, zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir aus einer Wiege hervorgegangen, alle gewiegte Leute sind? Es kann jetzt nicht mehr von einer untergeordneten oder bevorzugten Gattung oder Spezies die Rede sein; in der Gegenwart, wo die Dividende eine so große Rolle spielt, haben nur noch die vier Spezies eine Bedeutung, und die Art, wie das Individuum sie ausbeutet, ist für seine Stellung in der Gesellschaft maaßgebend. Die Engländer, dieses Volk der kalten Berechnung, sind längst zu dieser Ueberzeugung gelangt. Als sie mit den Kaffern im blutigsten Kriege waren, lieferten sie ihnen ganze Schiffsladungen voll Waffen, aus Furcht, daß es sonst die Franzosen und Holländer thun würden, so daß ihre Soldaten höchstens die Schlachten, ihre Kaufleute aber nicht den Gewinn verlieren konnten. So zeigt sich die Kunst der Arithmetik, die alle Menschen zu Zahlenmenschen macht, im höchsten Glanze, und wo sonst die größten Conflikte waren, gewinnt jetzt eine Null den Sieg. Ist doch sogar die Redensart „Rechnung tragen" erst seit der Zeit des Frankfurter Parlaments so in Aufnahme gekommen, und wahrscheinlich den merkantilischen Einflüssen der freien Reichsstadt auf die damaligen Deputirten zuzuschreiben.

Es zeigt sich aber immer das Gesetz in der Geschichte,

daß die allgemeinen Interessen nicht von den Privat-Interessen zu trennen sind, und daß kleine Ursachen große Wirkungen haben. Ist einmal das Einmal-Eins von so großer Bedeutung geworden, so darf auch der Staat, in dem der Wille der Gesammtheit sich verwirklichen soll, sich dieser Richtung nicht entziehen, nur muß er als sittliches Institut in der realen Kunst der Berechnung ideale Zwecke verfolgen. Er muß durch Nacht zum Licht hindurchdringen, und in den Zahlen Factoren für die geistige und sittliche Vervollkommnung seiner Bürger sehen. Und so geschah es wirklich in den jüngsten Tagen. Wie einst in der Nacht des 4. August 1789 in Frankreich die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit fielen, so wurden in der Nacht vom 3. December 1861 alle Preußen im tiefsten Schlafe vor dem Gesetze gleich, und alle mußten sich vor der unerbittlichen Macht des Einmal-Eins ohne Unterschied beugen. Mag Einer Graf oder Proletarier, reich oder arm gewesen sein, in einem glänzenden Pallast wohnen oder in einer ärmlichen Hütte, er ward am nächsten Tage von dem dazu bestellten Revisor nur mit einer arabischen Zahl eingetragen, und jeder Unterschied zwischen Herr und Diener verschwand in den Aktenstücken dieser amtlichen Statistik. Wer es weiß, wie viel Mühe es einst dem kaiserlichen Emporkömmling Louis Napoleon gemacht hat, nur seinem Namen die Zahl III beizufügen, um dadurch seine legitime Erbfolge zu dokumentiren, der wird den einfachsten Ziffern eine Bedeutung beilegen, die auf die geschichtliche Entwickelung der Nation vom größten Einfluß ist. Konnten wir in Berlin auch mit keinem Napoleon paradiren, so wurde doch in manchen Häusern ein Müller der Dritte, ein Schultz quatorze entdeckt, und es zeigte sich die Macht dieser, an Geist und Witz rivalisirenden Geschlechter, die von der Geschichte der Haupt-

stadt nicht mehr zu trennen sind. Noch niemals haben die arbeitenden Klassen eine so imposante Stellung in einem, für den ganzen deutschen Zollverein so wichtigen Aktenstück eingenommen, und die Aufmerksamkeit, die begüterte Mitbürger ihnen widmeten, um sie mit Weib und Kind schwarz auf weiß zu besitzen, ist als ein Zeichen der Zeit nicht gering anzuschlagen. Während sonst die Behörden nur eine polizeiliche Kontrolle über Lumpazivagabunden ausüben, auf entlegene, verdächtige Spelunken ein wachsames Auge haben, ist diesmal selbst den glänzendsten Wohnungen dieselbe offizielle Recherche zu Theil geworden; ja um den entschieden demokratischen, idealen Charakter dieser höhern Arithmetik zu offenbaren, ist diesmal nicht der Salon, das Boudoir, der Geldschrank, sondern nur die Schlafstelle als ein für das ganze Deutschland wichtiger Factor in Rechnung gezogen worden. So sind die ärmeren Klassen, die oft weiter nichts haben, als nur eine Stelle, einige Quadratfuß, um ihr müdes Haupt hinzulegen, zum erstenmal mit den höhern in eine Klasse gestellt worden, und es wäre nur zu wünschen, daß dieses Glück, das ihnen im Schlafe zu Theil geworden, auch ferner von Seiten konservativer Behörden ihnen konservirt und erhalten bleibe. Und der Paragraph dieses volksthümlichen Zählungs-Reglements lautet wörtlich: Jeder wird nur an dem Orte gezählt, an welchem er sich in der Nacht vom zweiten zum dritten Dezember aufhält.

Bisher hat der Staat nur die Wehrhaftigkeit, die gewerbliche Thätigkeit, das sittliche Verhalten, die intellektuelle Ausbildung seiner Mitbürger beaufsichtigt; in der Nacht vom zweiten zum dritten Dezember hat er gleich dem Auge der Vorsehung, nicht nur die thätigen, sondern die schlafenden und schnarchenden Bürger beiderlei Geschlechts unter seine Obhut genommen, und treu in seine Jahrbücher auf-

gezeichnet, wie und wo sie zu ruhen geruht haben. Wie der Graf Zinzendorf, der Begründer der Herrnhuter Gemeinden, Schlaftempel errichtete, und die denkwürdigen Worte sprach: „ich habe eine große Idee vom Schlafe", so hat auch der Berliner Magistrat die stille, schlafende Gemeinde in seine Listen aufgenommen, um in der nächsten Zeit die Schläfer, die in den süßesten Träumen befangen waren, vor ganz Deutschland zu enthüllen und sie für ihre Ruhe zu belohnen. Denn bekanntlich ist es der Zweck dieser Aufnahme, daß die Einkünfte des gesammten Zollvereins nach der ermittelten Seelenzahl vertheilt werden sollen. Wie einem großen Reformator war es daher dem Magistrat nicht um die Leiber, sondern nur um die Seelen zu thun, und diese kann man wirklich im Schlaf, wo die Verstellung schweigt, am besten beobachten. Die Welt wird staunen, wenn diese so umfangreichen Register enthüllt werden; die Welt wird staunen, wie die Berliner Bevölkerung bisher unterschätzt wurde, und jetzt als eine so imposante Macht dasteht, die mit den größten Städten der Erde rivalisiren kann. Und welche für die Gesittung und die Kultur so wichtigen Mysterien sind hier entdeckt worden! Durch die grausame Rubrik, die der Altersstufe gewidmet ist, erfahren wir, daß auch das schöne Geschlecht unbarmherzig der Macht des Kalenders unterworfen ist, und erkennen es zum erstenmal, daß auch Frauen und Jungfrauen das Programm der Fortschritts-Partei unterschrieben haben, während sie früher mehrere Jahre hindurch zur Partei des Stillstands und oft des Rückschritts sich neigten. Wir verdanken es dem würdigen Zollverein, der die Rechte einer moralischen Person hat, daß das schöne Geschlecht ihm manche interessante Geständnisse gemacht, die bisher aus verzeihlicher Koketterie selbst dem intimsten Hausfreund ver-

hehlt wurden. Der gesetzliche Sinn der weiblichen Bevölkerung, die Achtung vor der Behörde, der man Wahrheit schuldig ist, hat sich bei dieser Gelegenheit im schönsten Lichte gezeigt. Es ist diese Selbstverleugnung um so höher anzuschlagen, da man nur junge kräftige Männer, die viele Treppen steigen konnten, mit der Ausfüllung dieser Listen beauftragt hat, und im Ganzen die Frauen ein Recht haben, der neugierigen Statistik zu grollen. Denn diese so kalte Statistik, die überall die Zahlen notirt, hat es enthüllt, daß die Frauen wirklich bei dem Genuß des irdischen Lebens benachtheiligt sind, indem regelmäßig und an allen Orten mehr Knaben als Mädchen geboren werden, jedoch, da die Frauen selbst mit diesem Geschäfte betraut sind, so sollten sie sich ruhig den Fügungen des Geschickes unterwerfen und es namentlich nicht übersehen, daß, was die Statistik ihnen an Geburtstagen verkürzt hat, eben dieselbe Wissenschaft durch eine längere Lebensdauer wieder vergeltet, wie denn die Frauen und namentlich die Jungfrauen ein höheres Alter erreichen, als die Männer und Junggesellen. Ja es giebt ganze Stände, die, nur von Männern bekleidet, schon früh den Keim des Todes in sich tragen, wie die Aerzte und Steinhauer nach den Sterblichkeits-Tabellen schnell dem Grabe zueilen, und unter den dem starken Geschlecht zugewiesenen Berufsklassen kann nur der Landgeistliche, der Seelenhirt, sich rühmen, ein den Renten-Anstalten gefährliches Individuum zu sein, und ein biblisches Alter zu erreichen. Ja oft ist es ihm beschieden, achtzig Erdumläufen um die Sonne persönlich beizuwohnen, und fast ohne sichtbare Ermüdung von dannen zu gehen.

So wenig wir auch sonst ein Freund gehässiger Inquisitionen sind, und dem englischen Worte huldigen, daß das Haus ein der Behörde unzugängliches Kastell sein soll,

so wird doch für den künftigen Kulturhistoriker ein Einblick in diese amtlichen Listen von der höchsten Wichtigkeit sein, und man wird namentlich daraus ersehen, wo manche sonst ehrenhafte Staatsbürger ihre Nächte zuzubringen pflegen. In der Nacht vom ersten zum zweiten Dezember 1852 gelangte Napoleon III. zum Thron, in der Nacht vom zweiten zum dritten Dezember 1861 wird mancher vom Thron einer unbefleckten Tugend und Solidität gestoßen werden, und wir werden oft der schneidenden Wahrheit gedenken, daß der Mensch von Hause aus gut ist, aber er kommt leider nicht immer von Hause, zu oft aus der Schenke und manchmal aus noch schlimmeren Orten. So wird diese nächtliche Rundschau, die von einfachen Zahlen ausgeht, ein Spiegel des Jahrhunderts sein, weit besser als die Bühne, die diesen Beruf jetzt so sehr vernachlässigt.

Ein literarisches Werk wird aber durch diese höhere, ideale Arithmetik nntergehen, ein Werk, das sich einer großen Verbreitung erfreut, aber untergehen muß, weil es, mit dem Geist der Gegenwart in Widerspruch, noch in den Gesetzen der niedern Arithmetik befangen ist. Es ist dies das umfangreiche Werk, das von einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte ausgeht, das nach der Schablone einer veralteten Bureaukratie geschrieben ist, und das kulturhistorische Interesse gar nicht in Rechnung zieht. Wir meinen den Berliner Wohnungsanzeiger. Während bei der nächtlichen Zählung der Berliner Bevölkerung die Schlafstelle die größte Berücksichtigung fand, und sie das größte Kontingent lieferte, hat der Wohnungsanzeiger diese ganze unstete, und doch so bedeutende Masse gar nicht in seine Spalten aufgenommen. Der eigne Heerd steht ihm höher, als die Schlafstelle, und die Armen, die der Hauswirth wöchentlich an die Luft setzt, sind auch bei ihm nur in der

Luft zwischen den Zeilen zu lesen. Dagegen hat dieses büreaukratische Buch allen Beamten und graduirten Personen stets die erste Stelle eingeräumt, die Ordensritter noch mit einem R bezeichnet, die Hauswirthe mit einem E, und die träumerischen Poeten, die irrenden Ritter, die oft im Thiergarten unter rauschenden Bäumen ihr müdes Haupt hinlegen, gar nicht der namentlichen Erwähnung für werth gehalten. Wer sich daher der beneidenswerthen Mühe unterzieht, die Berliner Seelenzahl aus dem Wohnungsanzeiger zu addiren, der wird zu einem ganz falschen Resultat gelangen. Die Seelengröße der Berliner ist weit bedeutender, als es je der büreaukratische Autor dieses Werkes geahnt hat. Wie anders nahm sich Göthe, der Prophet der Humanität, der leidenden Klassen an. „Der Menschen Wesen ist kümmerlich", schreibt er an Charlotte Stein, „und man ist beschämt, wenn man vor so vielen Tausenden begünstigt ist."

So sehen wir, daß die einfachen vier Spezies nicht zu verachten sind und die höhere Arithmetik, die Kunst, die Zahlen richtig zu gruppiren, eine der wichtigsten Errungenschaften der Gegenwart ist. Die Berliner Kopfrechnung vom 2. Dezember wird uns die erneute Achtung unserer deutschen Brüder und des Auslandes gewinnen, und sie werden staunen, daß aus einem kleinen Keim in so kurzer Zeit ein so kräftiger, blätterreicher Baum erwachsen ist, und der Zollverein, auch ein preußisches Werk, wird unsern schmachtenden Seckel mehr als je füllen. Auch der große Weise des Alterthums, Pythagoras, erkannte die ideale Macht der Zahlen, nannte die Seele eine sich bewegende Zahl, und sprach es aus, daß die Harmonien des Weltalls auf den arithmetischen Gesetzen der siebensaitigen Lyra beruhen. Die Arithmetik bildet, wie die Poesie, eine Brücke

zwischen Himmel und Erde. Der französische Astronom Leverrier berechnete auf dem Papier aus den Störungen des Uranus die Größe und die Umlaufszeit eines noch nie gesehenen Planeten, den später sein deutscher Kollege Galle, dem Papier folgend, am Himmel entdeckte.

Lasterhafte Tugenden.

Als Herkules am Scheidewege stand und, wie ein Wahlmann zwischen zwei Programmen, zwischen Tugend und Laster, wählen sollte, da konnte ihm, als einem Halbgott, die Entscheidung nicht schwer werden. Herkules, der bereits in der Wiege eine Schlange zerdrückt hatte, wandte der verführerischen Göttin den Rücken, warf sich der Tugend in die Arme, und wurde ein musterhafter Staatsbürger, der sich dem Wohl der leidenden Menschheit widmete, und durch großartige Arbeiten einen unsterblichen Namen erwarb. Gewöhnliche Sterbliche besitzen aber selten diese Energie des Willens, sie schwanken wie Napoleon III. zwischen der ruhmvollen Uneigennützigkeit einer civilisatorischen Mission, und dem Genuß jener goldenen Aepfel, die in Nizza, Savoyen und dem Dappenthal wachsen. Ja wir sind alle der harten Nothwendigkeit unterworfen, daß wir mit unsern Tugenden zugleich unsere Laster anbauen, obgleich wir, wie der große Dichter und Menschenkenner Göthe bemerkt, erst spät zu dieser Einsicht gelangen. Auch Lichtenberg, ein mathematischer Kopf, sagt, daß diese Linie, der Scheideweg des Herkules, schwer zu ziehen sei, und daß eigentlich die höchste Tugend schon wieder die Gestalt des Lasters annehme, wie denn zu viel Sparsamkeit: Geiz, zu viel Treue: knechtischer Gehorsam sei. Ja allzuviel ist

ungesund, und so sind denn auch unserer Zeit, deren Fahne die geistige und sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts ist, die Flecken an der Fahne nicht erspart worden.

Unsere großartigen, wunderbaren Erfindungen mit kochendem Wasser zu Wasser und zu Lande zu fahren, unsere Gedanken auf Draht zu ziehen, die Kunst von der Sonne einen Abdruck zu erhalten und das Spiegelbild zu fixiren, alle die Entdeckungen, die das Leben verschönern und seine Leiden mildern; der hinkende Bote folgt ihnen nach, und die Rückseite der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft glänzt nicht immer wie reines Gold. Wo der Genuß so verlockend ist, stellt sich die Genußsucht ein, wo der Gewinn so erleichtert wird: die Gewinnsucht, und wo die Arbeit vereinfacht wird, tritt der Widerwille und die Trägheit ein. In den großen Aachener Nadelfabriken, deren Besitzer eben so reiche, wie fromme Leute sind, ist die Bestimmung getroffen, daß die Mädchen, die die Nadelöhre einschlagen, fortwährend laut beten müssen, damit sie bei dieser einförmigen Arbeit, bei diesem traurigen Lebensberuf, nicht einschlafen. Das ora et labora, das „Bete und Arbeite," diese naive Vereinigung von Himmel und Erde ist hier in einer Weise ausgebeutet, wie sie ganz charakteristisch für unsere Zeit ist. Wer nicht laut betet, und immer dasselbe sagt, der muß sich einen Abzug an der Arbeit gefallen lassen, und das Ohr des Werkführers und das Nadelohr steht in einer nahen Verbindung. So wird bei der eintönigen Arbeit, wie sie das Maschinenwesen mit sich bringt, der Arbeiter als solcher selbst zur Maschine, er gleicht dem Pferde, das in der Fabrik immer denselben Kreis zurücklegt, oder dem stumpfsinnigen Kameel, dem die Bibel den einzigen Trost läßt, daß es leichter durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt. Wo ist bei dieser massen-

haften Arbeit, die der schwarze Dampf der Schornsteine verkündet, die Heiterkeit an der Arbeit geblieben, wo ist der alte Meistersänger, der seine Stiefel machte und sein Liedchen sang? Seine Werkstatt ist eine Fabrik geworden, ein eleganter Laden, und er muß massenweis fertige Stiefel produziren, um mit der fieberhaften Konkurrenz gleichen Schritt zu halten. Auch der Schneider kann nicht mehr bei der Anfertigung von Unaussprechlichen Unaussprechliches singen, denn die Nähmaschine hat eine stärkere Stimme, als sein Tenor, noch stärker als der schnurrende Zeisig im Käfig. Die Maschinenindustrie hat daher die körperliche Arbeit erleichtert, aber dem Guten, das sie durch die Theilung der Arbeit gestiftet, wieder den Eintrag gethan, daß sie die Selbstständigkeit des Handwerkers beschränkte, und ihn nicht mehr das ganze Werk, sondern nur noch Stückwerk machen läßt.

Aber nicht blos den arbeitenden, auch den nichtarbeitenden Klassen haben die Maschinen einen Theil ihrer geistigen Freiheit geraubt. Wir, die Entdecker des Dampfes, sind seine Knechte geworden, und wo der Götzendienst allgemein geworden, kann der Einzelne, der in dem Kultus erzogen worden, nicht mehr den Altar umstürzen. Während sonst eine Reise eine fröhliche Wanderung war, wir auf eigenen Füßen standen, und überall rasten konnten, wo uns die Gegend anlächelte, sind wir jetzt die Sklaven eines Lokomotivführers, dem wir einmal übergeben, auch unbedingt gehorchen müssen. Wir reisen nicht mehr, wir kommen nur an, und sieht man auf die von Staub und Dampf geschwärzten Gesichter der Passagiere, ach wie schön sind wir angekommen! Der lustige Wanderer, der mit den Vögeln singt und trällert, dessen Herz so leicht ist, wie sein Ränzel, der Freieste der Freien, er ist zu einem Packet herabgesunken, das nummerirt und nach den drei Klassen sortirt, von Station zu Station

befördert wird. O du Unglücklicher, der du auf dem Schnellzuge nach Köln eingepfercht in dem Eisenbahnwagen sitzest, an einem heißen Sommertage mit glühendem Sonnenbrand, du möchtest deinen trockenen Gaumen im Herzogthum Dessau anfeuchten, aber schon pfeift die Lokomotive, du versuchst es im Herzogthum Braunschweig, aber der Andrang der Durstigen ist zu groß, du hoffst für deine Lippe auf Lippe-Schaumburg, aber das Fürstenthum verschwindet schneller als du aussteigen und den Gipfel einer Crinoline überwinden kannst: deine einzige Hoffnung ist noch das Königreich Hannover, und es präsentirt dir sauren Rothwein, der auf der Grüneberger Schattenseite gewachsen und mit der Hannöverschen Flotte importirt ist. Und das nennt man eine Vergnügungsreise! Wer heut zu Tag' anders, nicht massenweis reisen möchte, wer zu der Einfalt früherer Zeiten zurückkehren und wie Seume von Berlin nach Syrakus einen Spaziergang machen; er würde für einen Idioten gelten, ja er müßte auf romantische Raubanfälle gefaßt sein, da die gewöhnlichen Landstraßen fast ganz entvölkert sind.

Jugend hat keine Tugend sagt man, aber sie findet auch nicht mehr ihre Vorbilder. Die Jugend macht jetzt nicht mehr ihre Wanderungen mit dem Ziegenhainer und lernt so Land und Leute kennen, nein, sie fliegt auf der Eisenbahn und folgt der ausgetretenen Straße der zahlreichen Touristen. So hat die Maschine, indem sie uns von schweren Strapazen erlöste, das gesammte Geschlecht in dasselbe Geleise der Bequemlichkeit gebracht, und die Originale, die „Naturen," wie sie Göthe nannte, verschwinden gänzlich. Durch die Eisenbahnen, die nicht nur das Terrain, sondern selbst die Menschen und Sitten nivelliren, werden die schroffen Spitzen abgeschliffen, es entsteht eine uniforme Masse und von Achtung gebietenden Minoritäten

ist nicht mehr die Rede. Mit der Minorität verschwindet aber die Tugend, die, wie Robespierre sagt, immer in der Minorität war. Die Maschinen, die den Menschen von so vieler Noth erlösen, führen ihn zugleich in die neue Aera der Verweichlichung, und spartanische Tugend und Selbstüberwindung wird in einem mit Dampf erzogenen Geschlecht keine Verehrer finden.

Wieviel mußte sonst der Knabe thun und leiden, bis er nur seine Schreibfeder in Ordnung gebracht hatte! Heut zu Tage nimmt ihm die Fabrik die Arbeit ab und versorgt ihn gleich dutzendweise mit Stahlfedern, die auf den leichtesten Druck der Hand die schönsten Grundstriche machen. Ist das Wetter schlecht, oder hat der angehende Staatsbürger, der den Orden der sechsten Klasse trägt, sich zu spät aus den Federn erhoben, so fliegt ein Omnibus vorüber, und für eine Dezimalstelle seines Taschengelds tritt er noch zu rechter Zeit ohne ermüdet oder erhitzt zu sein, vor das Angesicht seines gestrengen Herrn Lehrers. Der Lehrer ermahnt ihn vorschriftsmäßig zum Fleiß, zur Ausdauer, zur Beherrschung seiner Begierden, aber das Jahrhundert giebt dem Kleinen alle Hülfsmittel an die Hand, um mit dem geringen Aufwand von Kraft und Anstrengung dasselbe zu erreichen, was seine Großväter nur mit vieler Mühe erlangen konnten. Selbst fremde Sprachen werden ihm nach der Lancaster'schen Methode maschinenmäßig beigebracht, und kann er erst lesen, so braucht er sich nur viel auf belebten Straßen umherzutreiben, und er lernt französische Vokabeln, indem er die Schilder der Kaufleute liest, die mindestens in zwei Sprachen ihre Waaren anpreisen. Gehen bei feierlichen Gelegenheiten seine Eltern mit ihm in einen dekorirten Speisesaal, so lernt er aus der Speisekarte ein ganzes Heer von Fremdwörtern, und indem er ißt, verdaut er zugleich das Gelernte,

so daß seine Wissenschaft in der angenehmsten Weise in Fleisch und Blut übergeht, nicht mehr äußerlich von ihm getrennt, sondern innig mit ihm verwachsen ist. Und was wird erst dem Jüngling geboten? Eine Unzahl von Kompendien, Kompilationen und Eselsbrücken ebnen ihm die Straße. So schnell wie auf der Eisenbahn wird er ein gelehrter Mann, indem das Konversations-Lexikon vor seinen Augen, gleich dem Baume der Erkenntniß, die Früchte der Wissenschaft ausbreitet und er nur das Nachschlagen hat, damit sie herunterfallen. Will er außerdem noch ein Mann des Salons werden, so zeigen ihm unzählige Bücher, wie man in 24 Stunden ein angenehmer Gesellschafter werden, und die Herzen der Damen unwiderstehlich gewinnen kann, oder will er nur ganz bürgerlich praktisch sich ausbilden, so zeigt ihm der „alte Schäfer Thomas" in seinem Arcanum, das nur 5 Sgr. kostet, wie man ein rotzkrankes Pferd kuriren und zugleich eine herzkranke Geliebte heilen kann. Welch einen Stoff von geistiger Anregung und Gedanken bringen ihm die täglichen Zeitungen! Während im Anfang des Jahrhunderts nur zwei Zeitungen in Berlin waren, die dreimal in der Woche erschienen, gleicht jetzt die Tagespresse einem Brunnen mit unzähligen Röhren, und man braucht nur ein Gefäß unterzuhalten, um den brausenden Strom der neuesten Weltgeschichte herauszuschöpfen. Ja wem selbst diese Mühe zu groß ist, der nehme nur alle acht Tage die Leipziger Illustrirte Zeitung oder „Ueber Land und Meer" in die Hand, und der länderkundige Hackländer zeigt ihm nicht nur was binnen einer Woche Interessantes auf der bewohnten Erde sich zugetragen, sondern auch wie es dabei zugegangen ist, so daß wir die agirenden Personen in treuen Portraits von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, und in die Geheimnisse von Peking, Königsberg,

Compiegne und Japan als unparteiische Zuschauer eingeweiht werden.

Hesiod sagt: Die Götter setzten vor die Tugend den Schweiß. Aber wenn heut zu Tage so viele Dinge ohne große Transpiration zu erreichen sind, wo bleibt da die willensstarke Tugend? Der Kaufherr von heut sieht im Cours den Cours, d. h. den Lauf der Welt, die Telegraphen melden ihm jeden Augenblick, wenn eine Spinne das politische Netz bewegt, und selbst ohne es zu wollen, ist seine Thätigkeit ein Glücksspiel geworden, das von unzähligen zufälligen Kombinationen abhängig ist. Die Ueberschwemmung mit Werthpapieren und Actien hat fast alle Klassen der Gesellschaft vom Schwanken des Geldthermometers abhängig gemacht, und oft hängt es vom Wort eines Mächtigen ab, ob Tausende von Menschen im Schlafe reich oder arm werden sollen. Die Willenskraft, wie sie Hesiod, als die Vorschule der Tugend verlangt, hat nicht viel Gelegenheit, sich zu bethätigen. Der Staat hat eine Masse von Tugendwerken seinen Bürgern abgenommen und wenn jetzt Jemand einen Unglücklichen aus dem Feuer retten will, so darf es die dazu bestimmte Feuerwehr nicht dulden, da dies Werk der Nächstenliebe zu ihrem Ressort gehört. Das Wasser, als lebensgefährliches Element, giebt nur noch der Tugend einigen Spielraum, und wir haben auch wirklich eine Tugend- oder Rettungsmedaille, während bei den andern Orden und Auszeichnungen es nie bekannt wird, ob sie die Anerkennung für eine besonders tugendhafte Handlung sind. Da das ganze Leben jetzt seit dem ersten Pockenschein so sehr gesichert ist, so haben wir schon aus der Rettung des halben Lebens eine Tugend gemacht, und man sagt, daß Reinlichkeit das halbe Leben und zugleich eine Tugend ist. Aber auch hier bedürfen wir keiner großen Anstrengung und

es ist fast schwerer, lasterhaft als tugendhaft zu sein. Durch die Anlage von Wasserleitungen, die bis in das höchste Stockwerk den erfrischenden Quell führen, ist der dienenden Klasse eine große Last abgenommen, worin sie schon tugendhafte Selbstüberwindung zeigen konnte und den Hausbewohnern, den Urwählern beiderlei Geschlechts, die Tugend der Reinlichkeit so nahe gelegt, daß sie aufhört eine Tugend zu sein. Nur noch eine Tugend verlangt sonderbarer Weise der Staat von uns, der durch die öffentliche Abstimmung es fordert, daß wir öffentlich die Wahrheit sagen und unsere Gesinnung documentiren. Aber da sieht man recht, wie wir keine tugendhaften Spartaner mehr sind, wie wir nur als geborne Politiker unsere Handlungen nach Rücksichten berechnen können und wie selbst die größte Ehrlichkeit, in den Schranken der Klugheit gebannt, doch nur eine lasterhafte Tugend ist. Das Musterland der Tugend, Frankreich, hat noch einen Monthyon'schen Tugendpreis, der für außergewöhnliche Handlungen der Humanität verliehen wird, und wenn wir nicht irren, 8000 Francs beträgt. Als eine Dame der demi-monde die Ankündigung las und die Namen der Gekrönten, rief sie aus: Was, 8000 Francs? Ich stehe mich ja so weit besser!

So sind wir kluge, weise und geschäftige Staatsbürger geworden, die sich selbst mit der Tugend der Wohlthätigkeit durch eine Armensteuer abfinden und aus der Noth eine Tugend machen. Wir sind immer auf dem Schnellzug und genießen das Leben in schnellen Zügen. Selbst das Kind lernt schon in den so zweckmäßig eingerichteten Fröbel'schen Kindergärten, welch ein tiefer Sinn im kindlichen Spiel liegt. So sind wir, da ein Ereigniß das andere jagt, und alle auf uns influiren, da eine Erfindung die andere überbietet in einer ewigen Bewegung, in einer ewigen Unruhe, trotzdem,

daß durch die erleichterten Lebensgenüsse die Bequemlichkeit zunimmt und das Laster der Trägheit im Wachsen ist. Es fehlt uns in unserer Uebergangs-Periode, wo die alten Stützen brechen, noch die Ruhe in der Bewegung, die einem Kunstwerk, wie es die Lebenskunst ist, erst den Stempel der Vollendung aufdrückt. Nur bei ausgezeichneten Erscheinungen in Muster-Staaten finden wir diese Ideale verwirklicht. So lasen wir jüngst in einem loyalen Hessischen Blatte: Seine Hoheit der Kurfürst geruhten auf der Eisenbahn nach Frankfurt zu fahren. Hier ist noch die Ruhe in der Bewegung vorhanden, das Ideale und Reale versöhnt, die irdische Majestät gewahrt. Wir andern schwachen Sterblichen verlieren auf der geräuschvollen Lebensbahn die innere Ruhe, die künstlichen Flügel machen uns flatterhaft und wir vermögen es nicht, die Lethargie mit dem Fortschritt zu vereinigen. Herkules verrichtete sein Tugendpensum und wurde durch zwölf (nicht schriftliche) Arbeiten, mehr Denkzettel als Denkschriften, ein Wohlthäter der Menschheit. Er zerdrückte die Schlange, während wir im Diplomatisiren und Politisiren die Schlangenwege gehen müssen. In einem Zeitalter der Vermittelungen und Transactionen ist leider der grade Weg nicht mehr der beste, und die Tugend und das Laster helfen sich gegenseitig aus der Noth. „In Laster wandelt sich die Tugend falsch geübt“ läßt Shakespeare den Pater Lorenzo sagen. Aber zuletzt wird doch die ehrliche Keule des Herkules das einzige Mittel sein, um dieses Netz von Unklarheiten, Verwirrungen und Lügen zu zerreißen, und der Scheideweg des Halbgottes wird wieder hergestellt sein!

Pius IX. und ein Kurfürst.

Man hat so oft über die Professoren gespottet, wenn sie reale Politik treiben wollen, man hat über die Gelehrten die Achseln gezuckt, und die Brücke zwischen Theorie und Praxis gewaltsam vernichtet, und doch haben wir in diesen Tagen das glänzendste Beispiel erlebt, daß die Sätze, die ein Berliner Professor der Philosophie vor mehr als einem halben Jahrhundert ausgesprochen, jetzt so anerkannt sind, daß selbst den sogenannten praktischen Staatsmännern, den deutschen Diplomaten — und das will viel sagen — endlich die Augen aufgehen. Noch in den dreißiger Jahren war der ein Hochverräther, der von der deutschen Einheit sprach, und heute hören wir in allen Kammern und Thronreden nur die mehr, oder weniger verhüllten Echo's von Fichte und Arndt. Hätten wir das geistige Kapital, das Gold, gleich benutzt, als es aus der Münze kam, um wie viel reicher wären wir geworden und wie viel an Lehrgeld hätten wir sparen können! Aber nicht bloß die Philosophen und Historiker, selbst die Professoren der Medizin, schöpften manchmal aus der Forschung der Natur so wunderbare Kräfte, daß sie das Buch mit sieben Siegeln und sämmtliche sybillinischen offen vor uns aufschlagen. Ein solcher außerordentlicher Professor der Medizin an der Universität von Montpellier war der be-

rühmte Nostradamus, der im Jahre 1540 in seinen Centurien, in mehreren hundert Prophezeihungen, die inhaltreichste Zukunft so enthüllt hat, daß wir heute nur in den Wegen von Nostradamus wandeln, und ihn in jeder wichtigen Zeitungsnachricht wiederfinden. Wie der große Melanchthon, der praeceptor Germaniae, war Nostradamus ein besonnener Denker und zugleich Astrolog, und diese Mischung von Vernunft und Phantasie, von Wissen und Glauben, von Logik und Inspiration, von Erde und Himmel hat hier so wunderbare Orakel geschaffen, daß selbst die Koryphäen des weltgeschichtlichen Epos vor ihnen sich beugen und schon von Nostradamus, dem Leibarzt Heinrich II. von Frankreich, lange citirt wurden, noch ehe sie Fleisch und Blut bekommen hatten. Diese Prophezeihungen, die in Quattrains, in vierzeiligen Strophen, und in alt französischer Sprache geschrieben sind, geben uns schon vor drei Jahrhunderten ein Bild vom Europa der Gegenwart, und da dies wirklich jetzt ganz so gerathen ist, so möchte auch das Europa der Zukunft nicht anders werden, als es der Seher in seiner letzten Centurie geschaut hat.

Napoleon I. ist von dem historischen Propheten sehr genau beschrieben. Es heißt hier in der ersten Centurie: „Un Empereur naistra près d'Italie“ und nun heißt es weiter von ihm, wieviel Menschen als sein Opfer fallen werden, und wie er den Sturz der Republik herbeiführen wird: „La république infelice sera vastée du nouveau Magistrat.“ Es heißt dann weiter, wie noch in demselben Jahrhundert dasselbe Schauspiel sich wiederholen wird, nur wird der zweite Kaiser mehr durch seine „douce langue“, durch seine süße Zunge, die Fürsten hintergehen und betäuben, und sie mehr durch listige

Intriguen, als durch das blutige Schwert zu fesseln wissen. Endlich wird, nachdem ein Komet erschienen ist, der Konflikt in Italien ausbrechen; der Kaiser, der hier ein censurwidriges Prädicat bekömmt, wird dem Stellvertreter Christi gegenüber jammern und heulen (hurlera), aber endlich ihn vertreiben, „le grand pontife changera de terroir.“ Dann wird das Papstthum untergehen und der Kaiser bald darauf sterben.

Nachdem Nostradamus etwas rücksichtslos mit Kaiser und Papst umgegangen ist und, wie Sokrates die Philosophie, so die wirkliche Geschichte vom Himmel auf die Erde gebracht hat, läßt er auch die Deutschen in den Spiegel der Zukunft schauen. Ein deutscher Kurfürst, dessen Bild treu zwischen den Zeilen zu lesen, hat dasselbe Schicksal wie Pius IX. und wird, ohne Mitleid auf Nimmerwiedersehen, verschwinden. Hoffen wir, daß dieser Brief des Nostradamus an die richtige Adresse gelangt! Noch heut wird Nostradamus in Rom mit Füßen getreten, und steht schon seit Jahrhunderten auf dem index der verbotenen Bücher. Aber die Füße haben nie in der Welt eine dauernde Entscheidung herbeigeführt, nur die denkenden Köpfe bestimmen die Richtung der Locomotive, die den Erdball trägt. Minerva, die Mutter der Professoren, beschützte die Götter gegen die Giganten, und auf einem der Altäre der Minerva in der Berliner Königlichen Bibliothek, können wir noch heut die Orakel des Professors Nostradamus hören und lesen, und wir werden hier telegraphische Depeschen finden, wie sie bis jetzt noch kein Kaiser und König empfangen, noch keine Zeitung veröffentlicht hat. Der „Magus des Südens“ giebt uns die wunderbarsten Enthüllungen, und die Alten nannten

mit Recht ihre Dichter auch Seher. Oeffnen wir, wie Doctor Faust, diese vergilbten Blätter, und die jüngste Wahrheit, eine Tochter der ewigen, wird daraus hervorleuchten. Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land! Und dies geheimnißvolle Buch von Nostradamus eigener Hand, ist dir es nicht Geleit genug?

Kurhessische Kunst und Polizei.

Wenn das strenge Regiment in Hessen-Cassel oft schon die allgemeine Aufmerksamkeit nicht in der angenehmsten Weise erregt hat, und dort schon Jahre lang ein Kampf um verbriefte, unzweideutige Rechte stattfindet, so ist es um so erfreulicher, auf diesem verfassungsreichen Boden unter dem Schutt alter und neuer Gesetze manche Blüthen zu entdecken, die in andern Ländern von Seiten der höchsten Stelle sich keiner so aufmerksamen und eingreifenden Pflege erfreuen. Ja man kann behaupten, daß unter der so verschrieenen hessischen Regierung manche beneidenswerthe Einrichtungen so feste Wurzeln geschlagen haben, daß sie wie Fundamentalsätze und Axiome die eigentlichen Grundrechte bilden, die von dem Wechsel und den Schwankungen der Ministerien nicht berührt werden. Es sind dies Einrichtungen, die uns an die Zeiten einer republikanischen Vollkommenheit erinnern, die bisher nur ein schöner Traum in den phantasiereichen Köpfen philosophischer Staatsmänner war. Wer sieht nicht jene idealen Schöpfungen endlich ins Leben geführt, wenn er folgende Nachricht aus der Residenzstadt an der Fulda hört, wie sie vor kurzem nach dem Vorgang der Vossischen, alle Zeitungen mittheilen. Ein junger in Cassel ansässiger Musiker wollte ein Concert veranstalten und bat die Polizeibehörde um

Genehmigung; da erwiderte aber die Behörde, daß weder sie, noch ihr vorgesetzter Minister hierzu competent sei, und daß in Sachen der Musik der höchste Chef des Staates allein, der Kurfürst selbst, der augenblicklich in Teplitz weile, sich die jedesmalige Entscheidung vorbehalten habe. Was Plato in seinem Musterstaat geträumt, was Lykurg nur mit der höchsten Anspannung aller Kräfte durch die gänzliche Unterjochung des Individuums erreichen konnte, das haben wir hier endlich im neunzehnten Jahrhundert verwirklicht. Wir wußten es, daß der regierende Herr dem Theater seine unausgesetzte Aufmersamkeit schenkt, daß er die Toiletten der Schauspieler und Schauspielerinnen einer strengen Controle unterwirft und von seiner Loge aus treffende Randbemerkungen macht; daß aber ein deutscher Souverain, selbst wenn er zur Kur entfernt von seinem treuen Volke weilt, doch jeden Musiker und jede sogenannte Harmoniemusik überwacht, das zeigt von einem so hohen künstlerischen Sinne und von einer solchen Liebe zur Kunst, daß wir sie nur eine platonische nennen können.

Es ist bekannt, daß Plato in seiner Republik nicht blos den Dichtern, sondern auch den Musikern bestimmte Beschränkungen auferlegt, daß er die Concerte wie eine Staatsangelegenheit betrieb und manche Tonarten und Akkorde als zu verweichlichend oder aufregend durchaus nicht gestatten wollte. Lykurg, einer der feinsten Staatskünstler, der im Interesse der republikanischen Freiheit die Geister ebenso unter polizeiliche Aufsicht stellte wie die Körper, bestrafte einen Musiklehrer Terpander aus Lesbos, weil er auf seine Leier eine Saite mehr als gewöhnlich gespannt hatte und von dem alten und strengen Styl der Musik abgewichen war. Aristoteles will sogar in seiner Politik die Blase-Instrumente gänzlich verbannt wissen, „weil sie keine sittliche

Stimmung in der Seele hervorrufen und auf die Erzeugung des Gedankens keinen Einfluß ausüben." Welcher Souverain, welcher Minister, welcher Präsident, welcher mächtige Kaiser ist es aber, der an diese idealen, hochfliegenden Ideen wieder anzuknüpfen wagte? Unter allen gekrönten Häuptern, unter allen hervorragenden Staatsmännern, nach mehr als zweitausend Jahren, allein der Souverain eines kleinen deutschen Staates, der gefeierte Friedrich Wilhelm von Hessen. Natürlich mag dies manchen Leuten nicht angenehm sein, und die Welt, die das Strahlende zu schwärzen liebt, wird nicht müde den Fürsten deshalb anzuschwärzen; der vorurtheilsfreie Denker aber muß es erkennen, daß der Philosoph von Wilhelmshöhe auf der Höhe eines künstlerischen Patriotismus steht, wie ihn nur das klassische Alterthum in den ruhmreichsten Perioden seiner Geschichte als Vorbild uns hinterlassen hat. Zwar wissen wir, daß auch in anderen Staaten manche Melodieen verboten sind, daß die Marseillaise, das Lied vom deutschen Vaterland, oft das Einschreiten der Polizei zur Folge hatte, aber dies geschah immer nur des untergelegten Textes wegen, den jeder im Publikum kannte, so daß die Musik nur als Deckmantel des Textes verfolgt wurde. Wir wissen es, daß unter der Präfectur von Hinckeldey zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, Musik und Polizei zu versöhnen und ein eigenes Corps musikalischer Schutzmänner gebildet war, das jeden entschlafenen Collegen unter den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches „Auf den Tod eines Helden" zur Ruhestätte geleitete, aber was will dies bedeuten gegen die Huldigung, die jetzt ein souverainer Fürst der Macht der Töne zu Theil werden läßt? In allen Staaten muß der Veranstalter von öffentlichen Concerten und Lustbarkeiten entweder concessionirt sein oder sein Vorhaben der Polizei anmelden;

die Muse tritt daher immer mit der prosaischen Polizei in Verbindung. Zum erstenmal seit der Zeit der Griechen ist Apoll dieser Sphäre entrückt worden und das Spielen der Leier ist, wie das Spielen in Nauheim, eine Prärogative der Krone geworden. Ihr Musen, die ihr oft trauern müßt, von den Menschen verachtet und verstoßen, die die Klänge des Goldes höher schätzen, als die der Leier, die ihr oft stundenweise Sklavendienste verrichtet, ihr seid jetzt auf den Thron erhoben, ein Majestätsrecht des Fürsten geworden und wie das Begnadigungsrecht ein leuchtender Edelstein im Diadem der Krone!

Wenn Schiller sehnsüchtig ausruft, daß der Dichter stets mit dem Könige gehen solle, so sah das kleine Weimar, das zum deutschen Parnaß sich erhoben hatte, dieses Ideal verwirklicht und in voller Lebensblüthe. Aber die Freunde des Fürsten waren die größten Geister, denen die gesammte Welt huldigte, und der Thron strahlte durch die geistigen Heerschaaren in einem Glanze, wie ihn die größte materielle Macht durch äußeren Prunk nicht gewinnen konnte. Wie anders in Kurhessen! Dort wird selbst dem unbedeutendsten Dorfmusikanten die höchste Ehre erwiesen, er muß selbst an den Fürsten gehen, und an höchster Stelle wird es entschieden, ob der Fürst mit ihm gehen kann oder nicht. Während andere Souveraine sich nur mit dem europäischen Concert beschäftigen und höchstens einer großen Oper oder dem Kammerton, der sich oft in Dissonanzen auflöst, ihre Aufmerksamkeit widmen, dringt hier jede Note, die dem Ohr sich bemerkbar machen will, bis in das Schloß des Gebieters, ja selbst der leidende Fürst verlangt es, daß selbst im entfernten Kurort, wo doch die Regierungsgeschäfte rasten sollten, ihm jedes Concertprogramm vorgelegt wird. Nicht nach diplomatischen, sondern nach musikalischen Noten wird

hier regiert, und dieses nach Noten regieren sehen wir in Hessen-Cassel zu einer wahrhaft klassischen Vollendung gebracht. Muß nicht in einem solchem Lande, wo der Kunst des Saitenspiels, die die Griechen die Basis der Staatskunst nannten, eine so hervorragende Huldigung bewiesen wird, die höchste Harmonie herrschen? Und steht nicht Hessen-Cassel, trotz aller neidischen Gegenreden, an der Spitze der Civilisation? „Dein Wissen theilest Du mit vorgezogenen Geistern, die Kunst, o Fürst, hast Du allein."

Um unsere Ansicht von der trefflichen musikalischen Regierungskunst noch besser zu begründen, brauchen wir nur als Gegensatz ein Beispiel aus nächster Nähe anzuführen. Vor einigen Jahren erschien in Berlin ein englischer Kunstfreund, Herr Morris Moore in Begleitung eines blühenden Jünglings, eines wahren Apoll, der durch die Schönheit und den Adel seiner Züge die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Trotz seines glänzenden Gefolges hatte der Sohn Albions damals das Unglück, von Herrn v. Hinckeldey ausgewiesen zu werden, weil er im Verdacht stand, mit Londoner Flüchtlingen intime Verbindungen zu haben, und der Gott der Musen und der freie Engländer wurden eines schönen Morgens von handfesten Schutzmännern auf die Eisenbahn gebracht. Der General-Polizei-Direktor hatte sich nicht geirrt; zwar kein Londoner, aber ein echt italienischer Flüchtling ist es, den Herr Morris Moore so glücklich ist, mit sich zu führen, um den die gesammte gebildete Welt ihn beneidet. Rom ist die Vaterstadt des Flüchtlings, und in Rom, wo jetzt Apollo und sein Schutzgeist weilt, erkannten es alle künstlerischen Autoritäten einstimmig an, daß nur der mächtigste Genius, daß nur Rafael von Urbino der Vater dieses herrlichen Jünglings sein kann. Und weshalb wurde dieser echte, legitime Sproß eines leuchtenden

Heros so gefeiert? Weil er ein öffentliches Concert, einen musikalischen Wettstreit mit dem bekannten Flötenspieler Marsyas veranstaltete, das durch die Macht der Töne das Publikum der großen Kunsthauptstadt bezauberte. Es ist zwar das nur ein gemaltes Concert, aber mit solcher Meisterschaft gemalt, daß man die Töne der Lyra hört, die Töne, die den Sieg über die geblasene Flöte gewinnen. Noch nachdem Jahre darüber vergangen, schwelgt Rom in Entzücken, und die japanesischen Märtyrer sind an der Tiberstadt nicht so gefeiert worden wie der Märtyrer der Berliner Polizei, Morris Moore, und der Rafaelische Apoll. Und der fromme Overbeck schrieb in das Album des Engländers ein: „Nicht Namenszüge bedarf ich, noch Monogramme zur Beglaubigung, daß es von Rafaels Hand sei, dies köstliche Bild, Apollo und Marsyas; er selber der jugendliche Meister, ruft mit unverkennbarer Stimme aus seinem Werke der Welt zu: wie hier Apollo schon im Voraus seines Sieges über Marsyas gewiß erscheint, so trägt nun bald mein Genius mich hoch empor, um Alles zu besiegen, was in der Kunst geleistet worden.“ Und der poetische, gedankenreiche Cornelius, den wir mit Stolz den unsern nennen, dieser klassische Maler der weltbewegendsten Ideen, schrieb die schönen Worte ein: „Wenn noch außer Rafael Einer existirt hätte, der ein solches Werk schaffen konnte, so wäre dieses das größte Glück für die Kunst gewesen.“ Daß dann die Welt zwei Rafaels besessen hätte, dies bestätigt, beistimmend zu den Worten des Deutschen, ein französischer Kunstkenner. Und dieser Kunstkenner Herr Delatre, Mitarbeiter an der „Revue des deux Mondes,“ ist so begeistert von dem Bilde, daß er diese Worte deutsch und mit deutscher Schrift schreibt: „Das meine ich auch. L. Delatre.“ So lautet diese deutsche Randbemerkung zu Cornelius ge-

wichtigem Ausspuch. Welche Schöpfung der Kunst kann sich rühmen, einen solchen Triumph errungen zu haben? Ein Franzose schreibt deutsch, mit deutschen Schriftzügen, verzichtet ganz auf eigenen Geist und ist nur ein Echo des deutschen Meisters geworden.

Mit Wehmuth denken wir an das herrliche Gemälde zurück, das vielleicht für immer die größte Zierde unserer Galerie geworden wäre, wenn die Polizei etwas urbaner gegen den Urbinaten verfahren wäre. Wir glauben zwar, daß heut zu Tage solche Dinge sich nicht mehr ereignen können, aber doch sind bei uns Kunst und Polizei nicht so getrennte Gebiete, und Hessen steht in dieser Beziehung noch immer isolirt als ein Musterstaat da. Hätten wir kurhessische Zustände, wo jedes Concert, also auch das des Apollo und Marsyas, direkt beim Fürsten angemeldet und von ihm genehmigt werden muß, wo Staat und Capelle von demselben Geiste beseelt werden, so wäre ein solcher Conflikt kaum denkbar gewesen. So hat uns die summarische Behandlung des Rafael durch unästhetische Schutzmänner manche üble Nachrede zugezogen, und Rafael von Urbino, der dem Hinkeldey von Berlin weichen mußte, war für die Stadt der Intelligenz keine besondere Empfehlung. Wir sollten daher über den kurhessischen Souverain, der persönlich auch die ästhetische Souveränetät ausübt, nicht immer so böswillige Bemerkungen machen, und ihm die künstlerische Originalität zuerkennen. Diese rhythmische Behandlung der Regierungsgeschäfte speciell auf einem Terrain, über das in andern Staaten nur die Polizei schaltet, diese tiefe Einsicht in alle Morgen- und Abendconcerte zeugt von einem wahrhaft väterlichen Interesse, das selbst jede musikalische Dominante wie ein Dominium des Fürsten betrachtet. Wer einem vierstimmigen Canon eine ebenso gewissenhafte Aufmerksam-

keit schenkt wie einer vierpfündigen Kanone, dem entgeht Nichts von Bedeutung, und ein solcher Machthaber zeigt, daß er, gleich der Minerva, ebenso zu bilden und zu belehren, wie zu kämpfen und zu schützen weiß. Die Streichinstrumente der Censur haben bisher nur den gedruckten Worten eine Wichtigkeit beigelegt, die gedruckten Noten sind niemals censirt, sondern nur recensirt worden. Erst in Kurhessen ist die Musik als eine gleichberechtigte, ja höher stehende Macht anerkannt, die nur von höchster Instanz aus gestattet oder verboten werden kann, wie die kurfürstliche Investitur der Dienstmänner. Andere Souveraine, selbst der vorsichtige Kaiser Napoleon, beachten nur die revolutionären Erschütterungen der Staaten; der Beherrscher von Hessen-Cassel allein ist es, der den Erschütterungen der Luft, worin die Musik besteht, eine eben solche innige Theilnahme zuwendet, gleich der Aeolsharfe, die vom geringsten Lufthauch erzittert. Wer ein Concert executiren will, steht höher, als die polizeiliche Executive, und wird mit einem eigenhändigen Schreiben, mit einem Autographon des Fürsten beschieden. In diesem gesegneten Lande, wo Fürst und Volk einzig in ihrer Art sind, wird die Muse trotz aller restaurirten Verfassungen von den drückenden Fesseln der Büreaukratie befreit und ein neues hoffnungsreiches Morgenroth beginnt von hier aus der Kunst der Töne zu leuchten!

Animalische Visionen. 1860.

Als ein edler Thebaner, Tiresias, der legitime Sohn einer Nymphe, in Folge eines delicaten Recontre das Augenlicht verloren hatte, schenkten ihm die mitleidigen Götter die werthvolle Gabe der Prophezeihung. Durch diese sinnreiche Fabel wollten die Alten es andeuten, daß die geistvollen Combinationen eines Blinden, der durch die Eindrücke der Gegenwart nicht gestört ist, der Wahrheit näher kommen als das scharfsichtige Auge, das immer nur am Aeußeren der Dinge, an ihrem Körper haften bleibt. Nur der Sehende kann geblendet werden und die Themis trägt eine Binde, um von der verführerischen, sichtbaren Welt in ihren Urtheilssprüchen sich nicht beirren zu lassen. Wenn die Sinne ruhen, streckt die Seele ihre Fühlhörner hervor und die elementaren Kräfte des Geistes sind bei weitem thätiger im Schlafe als im Wachen, weshalb man von jeher aus den Träumen der Menschen die Zukunft deuten wollte, und die schlafenden Somnambulen nicht einfach Sehende, sondern Hellsehende heißen.

Wenden wir diese Sätze auf die Gegenwart an, so wird es uns klar werden, weshalb wir jetzt so wenig von der Zukunft wissen, die prophetische Gabe ganz erloschen ist und Moses und die Propheten im Schlamme des Materialismus untergegangen sind. Zum Träumen, zum freien Flug der

Phantasie haben wir keine Zeit mehr und die tägliche Sonne der Aufklärung, die uns immer ein neues Farbenspiel zeigt, schmilzt uns wie dem Icarus die Flügel der Seele. Ein Proletarier des Geistes, lebt das gegenwärtige Geschlecht von der Hand in den Mund, die täglich befriedigte Sucht nach Neuigkeiten läßt das Neue nicht alt werden und gehörig verdauen und jede telegraphische Depesche ändert die Ansicht. Und doch sollte man einsehen, daß das Neue nicht das objectiv Wahre ist, wie denn die alten Dichter immer neu bleiben und die neuen Dichter nie alt werden. Wie Lewes in seiner Biographie Göthe's erzählt, brauchte es im Jahre 1786 noch acht Tage, um die wichtigste Nachricht des Jahrhunderts, die vom Tode Friedrich's des Großen, in die Thermen von Karlsbad dringen zu lassen. Nur bange Ahnungen von dem gefahrvollen Leiden des Riesengeistes beschäftigen oft Tage lang die Gemüther und gaben zu den mannigfaltigsten Combinationen und Prophezeihungen Veranlassung. Heut zu Tage wirft der Sturm einer telegraphischen Depesche in einem Augenblick alle Gedankenspiele über den Haufen, um nach wenigen Stunden wieder von Neuem die Richtungen der Geister zu rectificiren und auf ein anderes Feld hinzulenken. Wo bleibt da die Muße der denkenden Betrachtung? Die Presse ist der Mund und das Ohr des Volkes, aber tischt sie uns nicht täglich Neuigkeiten auf und werden gerade diese vom Publikum am meisten gesucht, so wird zuletzt das Ohr abgestumpft und der Mund so voll, daß er selbst dann übergeht, wenn das Herz leer ist. Es ist daher jetzt weit schwieriger als früher, eine eigene Meinung zu haben und man zieht sich gewöhnlich hinter die öffentliche Meinung zurück, die jede selbstständige Originalität vernichtet. Wer nun gar in die Zukunft sehen will, die jetzt so schnell zur Gegenwart wird, der

muß nicht aus den täglichen Nachrichten seine Schlüsse ziehen, sondern dem Großen und Ganzen, den elementaren Kräften der Natur, seine Aufmerksamkeit zuwenden, wo oft scheinbar zufällige Erscheinungen uns einen sicheren Blick in die Ferne gewinnen lassen. Nicht ohne Grund haben die Napoleoniden die arbeitsamen Bienen in ihrem Wappen, die Bienen, die mit süßem Honig uns den Mund füllen und zugleich den schmerzensreichen Stachel führen. Wie uns manche Thiere, wie etwa die Laubfrösche, eine Veränderung des Wetters voraus verkünden, so enthüllen uns jetzt die kaiserlichen Lieblings-Insekten, die Bienen, nicht bloß den Bienenstaat, der seit Jahrtausenden durch geordnete Zustände sich auszeichnet, sondern verkünden uns auch in der Napoleonischen Aera die Gestaltung der Zukunft weit besser, als es alle Parlamentsreden, Noten, Depeschen und Börsen-Schwindeleien vermögen.

Wunderbarer Weise ist aber eine Nachricht aus dem Bienenstaat, diesem großartigen Zellen-Gefängniß, in diesen stürmischen Tagen, wo der kaiserliche Bienenstock wieder neue Schwärme zum Besten des Völker-Frühlings aussendet, dem zeitungslesenden Publikum vollkommen entgangen und selbst die scharfen Sinne des Kladderadatsch haben diesen Stich in das Fleisch aller Dynastien nicht gefühlt. Es scheint uns daher unsere Pflicht zu sein, noch nachträglich darauf aufmerksam zu machen, was die Bienen im Schilde der Bonapartisten für die nächste Zeit wirklich im Schilde führen. Aus Potsdam brachte uns die Vossische Zeitung über den dortigen Verein für Bienenzucht folgende inhaltschwere Nachricht, die wir hier wörtlich citiren. Es heißt am Schlusse des Berichts: „Herr Gutsbesitzer Simon in Buch erbietet sich, junge, italienische Königinnen vom Ende Mai ab mit 3 Thaler pro Stück zu liefern.“ Kein Staats-

mann, nicht einmal der entlarvte Palmerston, weiß es, welche Umwälzungen in den nächsten Wochen das Land treffen werden, „wo die Citronen blühen, in Höhlen wohnt der Drachen alte Brut.“ Nur allein die junge Brut der Bienen giebt uns die deutlichsten Fingerzeige. Neue italienische Throne werden also errichtet und neue und alte werden gestürzt werden; denn wenn die italienischen Königinnen Ende Mai zu dem mehr als civilen Preis von drei Thalern pro Stück zu haben sind, dann muß Italien aus einer neuen gewaltsamen Zerstückelung entweder ein Land geworden sein, wo so viele fürstliche Häupter zur Disposition gestellt und auf Wartegeld gesetzt sind, oder es muß, was uns nach dem Vorgange von Savoyen und Nizza wahrscheinlicher dünkt, von seinem mächtigen Nachbar wie eine Auster verspeist worden sein, und keine Spuren seines Daseins mehr auf der Landkarte zeigen. Noch vor wenigen Tagen war Garibaldi, der aus Nizza gebürtig ist, ein Italiener, und jetzt ist er, der entschiedenste Gegner der Franzosen, plötzlich durch den Bergrücken hinter seinem Rücken ein Franzose geworden. Der Unterricht in der Geographie sollte jetzt auf einige Zeit eingestellt werden, denn wer weiß, wie oft sonst der Schüler, der eine Zeitungs-Nachricht gehört, noch den Lehrer corrigiren kann, der von seinem vom Ministerium empfohlenen Compendium nicht abweichen darf. Die Erdkunde, wie sie die Regulative empfehlen, ist, so lange Napoleon auf dem Thron sitzt, eine Erdunkunde geworden und die Grenzpfähle müssen immer von neuem corrigirt werden. Selbst die Seelenkunde, die Psychologie, hat von Paris aus einen neuen Impuls bekommen. Wir kannten bisher edle Seelen, niedrige Seelen, schöne Seelen, jetzt haben wir zum ersten Male eine halbe Million „abgetretener Seelen“ kennen gelernt, die Victor Ema-

nuel plötzlich um ihr Vaterland getreten hat. Aber die Kamille, sagt ein italienisches Sprüchwort, duftet desto stärker, je mehr sie getreten wird. Und die prophetischen Bienen zeigen uns, wieviel Fußtritte noch das arme Italien bis zum Mai bekommen wird, das schöne Italien, das durchaus sich nicht selbst helfen soll. Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Bienen nagen!

Aber nicht bloß die fleißigen Bienen, die den Honig aus allen Blumen saugen, auch große mächtige Vierfüßer geben uns politische Offenbarungen, wie sie der längste scharfsinnigste Leitartikel nicht zu bringen vermag. So billig wie durch die Bienen die italienischen Fürsten, so theuer sind jetzt die Pferde geworden. Das deutsche Pferd wird wieder mobil gemacht und überschreitet unter Anführung eines Roßkamms die Grenze. Frankreich setzt sich auf's hohe Pferd, während wir, wenn wir nicht bald die Thore verschließen, zu Fuße laufen müssen und nur noch mit Mühe einen Philister erobern können. Wir werden zwar den Pegasus übrig behalten, aber leider ist dieser für eine dreijährige Dienstzeit nicht recht brauchbar und verliert seine Kraft, wenn das „Aufsitzen!" commandirt wird. Die Alten prophezeihten aus dem Fluge der Vögel die Zukunft, wir können aus dem Tritt der Pferde die Zukunft Europa's erkennen. Wo die Pferde sich sammeln, sammeln sich kriegerische Gewitterwolken und nicht bloß, wie Aristoteles sagt, der Mensch, auch das Pferd ist ein politisches Thier. Während Richard III. ein Königreich für ein Pferd opfern will, erhält Darius eine Krone durch ein wieherndes. Die Pferde und die Kronen waren immer in naher Verbindung und was Fürsten gewöhnlich gut können, ist reiten, weil Pferde keine Schmeichler sind.

Wir sind mit unseren politischen Visionen aus dem

Thierreich zu Ende, aber nur um die Thiere vom Schauplatz abtreten zu lassen. Es bleibt uns noch die sogenannte todte Natur übrig und auch sie bietet uns in überraschender Weise tiefsinnige Aufschlüsse über die nächste Zukunft. Frankreich, das immer der Brennpunkt Europa's ist, und für das Gott, wie der Erzbischof von Paris sagt, „zu allen Zeiten väterlicher und zärtlicher empfunden hat als für die anderen Nationen“ ist jetzt wieder in eine neue Phase der Entwickelung getreten und reinigt sich von den Schlacken und abgetragenen Kleidern der Vergangenheit. Durch den abgeschlossenen Handelsvertrag mit England dürfen endlich die Lumpen, die bisher im Lande bleiben und sich ordentlich nähren mußten, exportirt werden. In keinem Lande aber werden die Stoffe so häufig gewechselt als in dem der Moden und da Kleider Leute machen, ändern sich mit dem Stoffwechsel auch die Principien und Charactere. Während der Deutsche seinen Rock so lieb gewinnen kann, daß er für alte Mäntel und Flausröcke selbst seine poetische Leier rührt und ein Rock und ein Gott sein Aeußeres und Inneres erwärmen können, ist der Franzose, der im esprit de corps im Massengeist seine Individualität aufgehen läßt, ein Sclave der Alles gleichmachenden, nivellirenden Mode. Wenn daher Frankreich jetzt die Auswanderung der Lumpen, ohne das Staatswohl zu gefährden, gestattet, so erhalten wir hierdurch den bedeutungsvollen, prophetischen Wink, daß noch eine hinlängliche Anzahl vorhanden sein muß und daß nur die überflüssigen Lumpen die Grenze passiren dürfen. Schon hören wir durch die überschüssige Kraft die Näthe platzen, die sterbliche Hülle zeigt, was darunter verborgen ist und mit den abgerissenen Fetzen der Savoyarden beginnt ein neuer Abriß der Geschichte. Durch das abgerissene Kleid kann man natürlich den Wolf im Schafskleide weit besser erkennen.

Seitdem den Lumpen kein Gebiet mehr verschlossen ist, ist Frankreich in die Periode des Abreißens getreten. Möge die neue „volkswirthschaftliche Gesellschaft," die sich hier gebildet hat, die Lumpenfrage, die mit der Presse, dem Papier und den papiernen Verträgen so nahe zusammenhängt, auch in den Kreis ihrer so interessanten Berathungen ziehen. Wo Alles schwankt und die Fülle von Nachrichten so häufig den gesunden Sinn verwirrt, zeigt uns die Nationalökonomie und die Industrie der verbrauchten Stoffe noch am sichersten die Richtung, wohin wir steuern, und dem Kehrichtfaß und der Rumpelkammer folgt auch im Göthe'schen Faust die Haupt- und Staatsaction. Betrachten wir dann noch aufmerksam das Leben der Thiere, die im beredten Schweigen Meister sind und in der Fabel so viel zu sagen haben, die Bienen, die Pferde und namentlich den Reineke Fuchs, dessen Lehren bei unseren weisen Vorfahren sehr populair waren, so werden wir aus diesen animalischen Visionen historische Orakel entnehmen können, wie sie das betäubende Kreuzfeuer der Presse uns nicht bieten kann. Vermittelst dieser Erkenntniß geheimer Naturkräfte werden wir uns endlich dem gesunden Sinn der Alten mehr nähern, die auch deshalb aus dem Fluge der Vögel prophezeihten, weil diese am besten wissen, was in der Luft liegt.

Casanova und die Aegypter.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, die auf jedes patriotische Herz ebenso wohlthuend wie erhebend wirkt, wenn der Ruf von der Größe und Machtstellung des Vaterlandes nicht blos bei den befreundeten Nachbaren, sondern selbst in jenen entfernten Regionen Achtung und Anerkennung findet, in denen die internationalen Beziehungen nur geringe Bedeutung haben, und das Wappen des diplomatischen Vertreters oft die einzige Erinnerung an das Land ist, das ihn abgesandt. Da Preußens Marine noch immer eine Marine der Zukunft ist, und Oesterreich sich durchaus nicht entschließen will, auf dem Landwege die Cultur nach Osten zu tragen, so ist der deutsche Norden noch wenig von der orientalischen Frage berührt worden, und die Repräsentanten Preußens in jenen Territorien führen im Vergleich zu der angestrengten Thätigkeit ihrer englischen und französischen Collegen ein stilles, beschauliches Leben. Durch die bescheidene, zurückhaltende Stellung unserer Consuln, die, größtentheils wissenschaftlich gebildete Männer, sich mehr mit den kosmischen Zuständen und dem Sagenkreis des Orients, als mit den Intriguen des Harems beschäftigen und mehr mit dem Leiter des „zoologischen Gartens," als mit dem der auswärtigen Angelegenheiten in Verbindung stehen, ist aber das Vertrauen der Pforte zur preußischen

Krone ein so festes geworden, daß sie, wenn auch nicht die Gegenwart, doch die hoffnungsreiche Zukunft ihres Landes uns ganz in die Hand gegeben. Nicht blos das preußische Exercirreglement ist bei den Muselmännern eingeführt und die uniformirten Türken machen eben so viel Fortschritte, wie wir in einer Minute, nämlich 108, sondern auch die jüngsten Sprößlinge werden von den Dardanellen und den Ufern des Nil hierher gesandt, um in unsere Bildungs-Anstalten aufgenommen zu werden. Obgleich der Versuch mit einer Colonie junger Aegypter vor einigen Jahren mißglückt ist, indem die Zöglinge ihre Lehrer für ihre heilsamen Rathschläge mit empfindlichen Stockschlägen traktirten, so hat dennoch der Pascha von Aegypten in landesväterlicher Milde, das Geschehene vergessend, zwei junge Eleven neuerdings hierher gesandt, die den ältesten Familien des Landes angehören. Wir könnten auf diese Mission, junge Aegypter mit unverfälschter preußischer Milch zu säugen, sehr stolz sein, wäre hier nicht eine Klausel, die sehr schwer in's Gewicht fällt. Vielleicht hatte der Pascha, der die Wissenschaft liebt, wie jedes Femininum, von der schädlichen Wirkung der Regulative gehört, vielleicht ist er mit dem wörtlichen Auswendiglernen der biblischen Geschichte nicht einverstanden, wo seine Ahnen, die Pharaonen, nicht im besten Lichte erscheinen, genug, die beiden Zöglinge kamen hier mit einem Gouverneur an, der alles das streng überwacht, was sie von unserer Bildungssphäre in sich aufnehmen.

Schon die Wahl der Wohnung zeigt uns, daß der mit diesem wichtigen Amte betraute Pädagog durchaus nicht jene klösterliche Abgeschiedenheit will, wie man sie noch vor wenigen Jahren von Seminaristen verlangte, die das platte Land erleuchten sollen. Wir finden den Gouverneur mit seinen Eleven — es klingt fast wie Blasphemie — in

einem Vergnügungslokale, in einem Gartenhause der Leipziger Straße, wo jeden Abend die heitersten Melodien erschallen und beide Geschlechter bei Bier und Wein ihre Herzen erwärmen und bei warmen Speisen ihrer heiteren Laune Nahrung geben. Diese heitere Laune, die der Berliner namentlich in den Abendstunden bei gefülltem Portemonnaie offenbart, hat wohl jenen beiden Scholaren der heißen Zone den Namen der Nilpferde gegeben, obgleich weder an ihnen Pferdeverstand, noch irgend etwas Kavaliermäßiges zu entdecken ist. Das erste Nilpferd kam im Jahre 1856 nach Europa und fand im Londoner zoologischen Garten ein glänzendes Unterkommen. Noch sechs Jahre mußte Deutschland warten, bevor ein unternehmender Kopf mit zwei dieser dickhäutigen Afrikaner in Hamburg landete, und die gewichtigsten Reisenden auf eisernen Schienen in einem Thierwagen erster Klasse hierher führte. Wir fanden die hohen Reisenden in ihrem geräumigen Pavillon auf der hölzernen Diele liegend, und sie erschienen uns nicht wie die Abkömmlinge vornehmer Gesellschaften, sondern wie die Spartaner vergangener Zeiten, die jeden Luxus verachteten. Kein begüterter Handwerker würde sich bei uns mit einer solchen Wohnung begnügen, die jedes Comforts entbehrt, und dennoch scheinen die edlen Wesen, deren Ahnen sich einst mit Isis und Osiris duzten, sich ganz behaglich in ihren vier hölzernen Wänden zu fühlen. Schon glaubten wir hier das „sustine et abstine“ der Stoiker in ihrer höchsten Vollendung zu sehen, und in der Umgebung des Jachmann'schen Lokals einen Tempel der Enthaltsamkeit zu finden, hätte uns nicht der Gouverneur, ein denkender, wohlgenährter Mann, darauf aufmerksam gemacht, daß seine Zöglinge zu jeder Stunde eine unüberwindliche Neigung nach den Früchten dieser Erde hätten. Und in der That

fanden wir auf dem Boden eine Menge Ueberreste verschiedenartiger Entremets und Vegetabilien, die fast noch im rohen Zustande eine kolossale Verdauungsfähigkeit erkennen lassen, wie sie vielleicht nur noch bei Nilpferden anzutreffen ist. Der Gouverneur sagte uns, daß dieser starke Appetit die einzige Schwäche seiner Alumnen sei, eine Schwäche, die aber fast alle Pharaonen seit Sesostris und Amasis Zeiten besessen hätten; nähme aber dieser Appetit zu bedeutende Dimensionen an, so wisse er auch dieser niedrigen Leidenschaft die Spitze zu bieten, und er zeigte uns wirklich eine Spitze, mit der man bequem die Landenge von Suez durchstechen kann. Sie war für Erziehungsresultate förmlich geschaffen und an einem langen Ehrfurcht gebietenden Stocke befestigt. Ueberhaupt war diese Methode des einsichtsvollen Pädagogen die Anschauungsmethode, die alle abstrakten Begriffe an concreten, sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen zu erklären sucht. Wie wir hier die Autorität verwirklicht sahen, so erblickten wir dicht daneben in zwei Exemplaren die bekannten ägyptischen Kasten, die diesen Sprößlingen edler Familie nur bestimmte der Würde ihrer Geburt entsprechende Bewegungen und Gesten gestatten. Bei dieser Gelegenheit hörten wir zum ersten Mal die Namen unserer Lieblinge, es war, als durchzuckte uns ein elektrischer Blitzstrahl, als der Gouverneur ganz unbefangen die für uns so bedeutungsvollen Namen „Hermann und Dorothea" aussprach. Ja selbst bis zu den Ufern des Nil's ist dieser epische Blüthenkranz unseres großen Dichters gedrungen, gleich seinem Werther, der einst die Chinesen zu neuen Porzellanfiguren und Theekesseln begeisterte.

Jetzt erfuhren wir auch erst, daß Personen verschiedenen Geschlechts vor uns standen, da die Tracht beider Geschlechter, die in einem sehr dicken Thierfell besteht, ganz

dieselbe ist, und selbst die schönere Hälfte den sonst im Orient gebräuchlichen und neuerdings sogar anbefohlenen Schleier verschmähte. Ueberhaupt schienen diese beiden Wesen den Reformen durchaus nicht abgeneigt, wie sie die Gesandten der Westmächte schon seit Jahren vom Sultan fordern. Namentlich scheint der männliche Zögling die orientalische Polygamie als eine verabscheuenswerthe Institution zu betrachten; obgleich Jedem, der Anschauungsmethode zufolge, der Zutritt gestattet ist, und viele Damen hier aus- und eingehen, so hörten wir doch noch nie, daß auch nur eine Berlinerin von Seiten des jungen Ehemanns einer besonderen zärtlichen Aufmerksamkeit gewürdigt worden sei. „Ja wer auch nur e i n e Seele sein nennt auf dem Erdenrund," dieser erhebende Gedanke, in dem der Dichter die Monogamie feiert, scheint auch den hoffnungsvollen Aegypter zu beseelen; er scheint keine andre zu lieben, als die eine treue Seele neben ihm, die bescheiden die Augen niederschlägt, als suche sie etwas am Boden, und wie jedes edle Weib mehr bestrebt ist, glücklich zu machen, als glücklich zu sein. Wie die Aegypter früher von Göttern, als von Menschen regiert wurden, so scheinen auch in diesen ägyptischen Kasten noch aus alter Tradition die Tugenden zu herrschen, die wir nur noch auf der Spitze der Zunge besitzen. Hier wohnt noch der süße Akkord zweier gleichgestimmter Seelen von zartem Alter, hier wohnt noch die Freundschaft, diese ungeflügelte Liebe! Ein Kuß dem Hippopotamus!

Wie uns vorhin der Name der liebenswürdigen Fremdlinge so sehr frappirte, so jetzt der Name des Gouverneurs. Er überreichte uns mit weltmännischer Höflichkeit seine Karte, darauf stand in deutlichen Schriftzügen: J a k o b C a s a n o v a. Wie seine Zöglinge in direkter Linie, wenn

auch mit einigen illegitimen Unterbrechungen, von den Pharaonen abstammen, so der Lehrer von jenem berühmten Kavalier und Abenteurer, der alle Frauen seiner Zeit bezauberte. Noch heute sind seine so inhaltreichen Memoiren für die Leihbibliotheken im Lande der Intelligenz verboten, noch heute fürchtet man die verführerische Macht seiner Galanterien, während einst der große Friedrich demselben Verfasser die Blüthe des Adels, die Hoffnung der Armee, mit einem Wort die Leitung des Cadettencorps anvertrauen wollte. Was unsere Polizei an den Katalogen der Leihbibliotheken verschuldet, das sucht der Pascha von Aegypten wenigstens „dem Namen nach“ wieder gut zu machen. Und dieser Pädagog, dem der Pascha zwei hoffnungsvolle Bewohner seines Landes, zwei Cadetten im Naturzustand übergeben hat, er hat wie sein Ahn das lebensfrohe Aeußere eines Weltmannes, nicht das gedrückte eines Elementarlehrers, der 30 volle Stunden wöchentlich geben muß, und sich selbst keine „schwache“ gestatten darf. Will man nun noch von der Barbarei des Orients sprechen, wenn man die Leistungen dieses Pädagogen sieht, der unter dem Schutz seines erhabenen Gönners die hier Jahre lang verkannte Pestalozzi'sche Anschauungsmethode vom Fuße der Memnonssäule bis nach dem Hofe der Leipziger Straße getragen und in seinem Herzen genährt hat? Wie geschickt und sinnreich ist allein der Lektionsplan zusammengesetzt! Essen, Trinken, regelmäßige Waschungen des ganzen Körpers im Badezimmer, ägyptische Gymnastik, Anschauung der Zuschauer, dies alles im Memorirstoff wiederholt, und so ein fortdauernder, die Gesundheit des Geistes und des Leibes schützender Stoffwechsel. Ja hier ist das Räthsel enthüllt, das einst die Sphynx den Hellenen zur Lösung gegeben!

Wenn wir diese wunderbaren Gäste betrachten, so erleben

wir ein Märchen, das wir sonst nur lesen können, um es dann glauben zu müssen. Anschauen ist immer besser als Lesen und Schreiben, und Hyperides, der Advokat der des Atheismus angeklagten Phryne verlor kein Wort vor ihren Richtern, sondern enthüllte nur ihren schönen Busen.

Ein deutscher Elephant.

Es war eine schöne Zeit, als die Bürgerschaft von Athen auf öffentlichem Markte den Befehl gab, daß mit dem Ertrage der Staatseinnahmen ein neues Trauerspiel eines hoffnungsvollen Dichters in Scene gesetzt werde, indem das Budget nicht besser als für die Bühne verwendet werden könne. Würde man heut zu Tage der Volksvertretung auf dem Dönhofsplatz einen ähnlichen Vorschlag machen, so würde zwar sofort kein Trauerspiel, wohl aber ein Lustspiel aufgeführt werden, und das Gesuch des Petenten unter allgemeinem Gelächter, bei dem alle Parteien einstimmig sind, zu den Akten gelegt und der unglückliche Verfasser von unzähligen Pfeilen des Spottes getroffen werden, die den Couplets der Sommertheater einen mehr als dankbaren Stoff geben. Und doch liegen heute die idealen und realen Interessen nicht so weit aus einander, als es auf den ersten Augenblick scheinen möchte, und die Hochzeit des Figaro in Frankreich und die literarische Sturm- und Drangperiode in Deutschland haben noch mehr außerhalb als innerhalb der Coulissen gewirkt. Von Schiller's Wilhelm Tell war die Königin Louise so begeistert, daß sie nur in einem allgemeinen Volksaufstand „das letzte Mittel" sah, um das Joch des Eroberers zu brechen, und Kabale und Liebe finden wir noch heut in der Hofgeschichte

mancher deutschen Staaten so treu aufgeführt, daß selbst die fürstlichen Geliebten nicht fehlen, und die Geliebte schon die höhere Stufe der Maitresse, d. h. der Herrin, erreicht hat. Die Poesie ist wahrer als die Geschichte, wie dies schon Aristoteles bemerkt hat, und indem der Dichter den ewigen Menschen mit seinen Leidenschaften schildert, malt er auch die zufälligen Kreaturen der Gegenwart. So ist also die bretterne Bühne weit haltbarer und zäher als die Weltbühne, und wir finden hier die wirklich dauerhaft gearbeiteten Minister, die Jahrhunderte lang sich conserviren und immer nach dem alten wohl bewährten Recept handeln, daß sie zur Kenntniß des Fürsten nur das bringen, was ihrem speciellen Interesse zusagt. Selbst die Conflicte, die oft zu langen, theoretischen Doctrinen und staatsmännischen Excursen Veranlassung geben, werden auf der bretternen Bühne mit Leichtigkeit gelöst, mit solcher Leichtigkeit, daß es Niemanden mehr einfällt, solche längst abgethane Fragen heraufzubeschwören. Ist es wahr, daß die Bretter ein Spiegel des Jahrhunderts und die Welt bedeuten, so ist der Director der Bretter ein Weltdirektor. Der Direktor — denn darin besteht die leitende Kraft — hat unbestreitbar das Recht, seine Beamten, seine Regisseure, seine Heldenspieler zu ernennen und die aufzuführenden Stücke zu bestimmen. Fällt aber seine Wahl so unglücklich aus, daß das Publikum kein Gefallen an der Bühne findet, so verödet das Theater mehr und mehr; es hört auf, eine einflußreiche Macht zu sein und verliert zuletzt ganz seine Bedeutung. Will der Direktor diese Katastrophe vermeiden, so ist er genöthigt, auf seine unumschränkte Macht in so weit zu verzichten, als diese Macht ihm selbst zum Verderben gereicht; er muß nun seine ersten Beamten, seine Heldenspieler aus den Kreisen ernennen, die das opponirende Publikum ihm vorgeschlagen. Die Frage,

ob der Schwerpunkt der Regierung beim Direktor oder beim Publikum liegt, ist daher auf der Schaubühne schon längst gelöst, während unsere Politiker auf der Weltbühne noch lange Reden darüber halten. Ja selbst der Intendant der Königlichen Theater, der doch auf einen bestimmten Zuschuß rechnen kann und der Unterstützung des Publikums nicht in so großem Maaße bedarf als die Leiter der Privattheater, führt bei wichtigen Veränderungen, wo es sich um neue Engagements handelt, um Gagen, die oft größer sind, als die eines Ministers, die betreffenden Aspiranten dem Publikum vor und giebt ihnen erst dann eine feste Anstellung, wenn sie nach mehrmaligem Auftreten die Majorität des Publikums und der Presse für sich haben. So können wir aus der Welt der Poesie und der Lampen noch Manches lernen, was wir nicht erst auf Umwegen aus England zu importiren brauchen, und der einfache Satz, daß Publikum und Regierung nur dann gedeihen können, wenn eine aufrichtige Verständigung zwischen beiden stattfindet, hat hier schon längst seine Anerkennung gefunden. Auch England, obgleich es Königliche Theater nur dem Namen nach kennt, hat sein Wohl und seine Freiheit denselben Grundsätzen zu verdanken, die bei unserer Theater-Verwaltung maaßgebend sind. Wie bei uns die Stücke, so können im englischen Parlament nur die Vorlagen als Gesetze in die Welt treten, die eine mehrmalige Leseprobe bestanden haben.

Da nun der Mensch von seiner Verwandtschaft mit dem Affen den Nachahmungstrieb ererbt hat, und das Erziehen weiter nichts ist, als ein Nachahmen bestimmter Vorschriften, so sind wir alle mehr oder weniger Schauspieler, wenn auch unsere Kunst zur zweiten Natur geworden ist. „Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf," sagt Wallenstein, „und wer der Vorderste ist, führt die Heerde." In

allen Formen des geselligen Lebens spielen wir immer Theater und wir müssen manche Redensart der Höflichkeit zum Besten geben, von denen unser Herz nichts weiß, ja die wir etwa, wie die Abstufung der Titel, vollkommen lächerlich finden. Daß daher die ganze reale Welt einem Theater gleicht, ist schon oft behauptet worden, und berühmte Philosophen haben es bewiesen, daß wir eigentlich die Dinge nie sehen, wie sie wirklich sind, sondern nur wie sie unserm Auge erscheinen. So schwebt der Geist über den Wassern, obgleich wir nur das Wasser sehen und nur in besonders lichtvollen Augenblicken, wo wir in das Meer der Ewigkeit tauchen, wird es uns klar, was es mit dem Wasser für eine Bewandtniß hat. Ein Stück Holz mit Sammet überzogen, flößt uns höchstens ein industrielles oder technisches Interesse ein, in dem Augenblick aber, wo wir es Thron nennen, erscheint uns der gepolsterte Sitz als ein Symbol der Herrschaft. Das eklatanteste Beispiel dieser Art, wie sehr unsere Sinne täuschen, die nur den Eindruck der äußern Hülle wiedergeben, hat einst der zoologische Garten geliefert. Der so freudig begrüßte kleine Elephant aus Siam wird von der ganzen gebildeten und minorennen Welt, so weit sie nicht durch blaue Brillen sieht, für einen grau gefärbten Elephanten gehalten, und ist dennoch ein vollkommen weißer, wie ihn der König von Siam aus seinem Palaste entlassen und uns zur Disposition gestellt hat. Hätten wir immer der Worte jenes großen Geistes gedacht, der Worte: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie," so würden wir wissen, daß ein lebendiges Wesen, noch dazu von so zartem Alter, sich unmöglich schon graue Haare wachsen lassen kann, sondern daß es nur jene weißen Milchhaare sind, jener zarte Flaum, wie der menschliche Jüngling ihn auf der Oberlippe besitzt, bevor noch die

Militairpflicht diese hoffnungsvollen Keime dunkel gefärbt hat. Die schöne Philippine Welser, die Tochter des Augsburger Patriziers, besaß eine so feine Haut, daß wenn sie Rothwein trank, man den Wein durch die Kehle und den schlanken Schwanenhals gleiten sah; unser kleiner Vierfüßler, der dem schönen Geschlecht angehört, hat dieselben Vorzüge von der Natur empfangen. Weiß wie Schnee, hat der geschluckte Berliner Staub auf dem langen Wege vom Stettiner Bahnhofe bis nach dem zoologischen Garten die jugendliche siamesische Hofdame grau gefärbt, und sie verbirgt jetzt ihren blühend weißen Teint wie die Maiblume unter dunklen Blättern. Wer könnte glauben, daß ein Gesandter des Königs von Siam, jenes mächtigen hinterindischen Herrschers, keine Hintergedanken hätte, sondern jedem Schulknaben für 2½ Sgr. seine wahre Außenseite zeigen würde? Bekanntlich stehen die weißen Elephanten in Siam in dem besondern Geruch der Heiligkeit, und ihrem Sinnen und Trachten schenken die sie umgebenden priesterlichen Wärter eine besondere Aufmerksamkeit. Hätte Seine Heiligkeit sofort diesen parfümirten Geruch uns merken lassen, so wäre in einem Lande, wo der Rationalismus und die nackte Verständigkeit mehr und mehr den frommen Glauben verdrängen, jede Wirksamkeit fernerhin unmöglich gemacht, und das sichtbare Haupt der Siamesen wäre mit seinem lang hervortretenden Rüssel der Lächerlichkeit anheim gefallen. Wie die Wölfe es lieben, in Schafskleidern aufzutreten, nur nicht in der kritischen Zeit des Wollmarkts, so mußte auch unser Diplomat in einem patriotischen, vom Staube gefärbten Gewande erscheinen, um durchaus kein Mißtrauen zu erwecken. Und doch, mag auch sein Herz ihn drängen, sein Verstand läßt es nicht zu, daß er uns wildfremden Menschen sein volles Vetrauen schenke. Da das Gehirn des

Elephanten nach den Untersuchungen der Anatomen mehr wiegt, als das mancher Menschen und Diplomaten, so legt er alles auf die Waagschaale seines Rüssels, mit dem er so lange die Politik der freien Hand betreibt, bis er etwas Reales darin gefunden. Wir gaben dem schlauen orientalischen Agenten einen glänzenden Bonbon, der in eine wichtige diplomatische Depesche aus Kassel eingewickelt war, aber obgleich diese Depesche die sichtbaren Zeichen der Echtheit trug, ließ der Siamese sie fallen, trat sie mit Füßen und nahm mit sichtbarem Wohlgefallen nur die süße Frucht in sein Inneres auf. Einige minorenne Zuschauer, die noch mit dem Geiste der Deklinationen — wenn auch nicht aus freier Inklination — sich beschäftigten, nannten ihn sofort einen Vocativus, ein Beiname, den wir wenigen unserer Diplomaten geben möchten, und der die höchste Ehrenerklärung für den Vertreter des Königs von Siam war, da Kinder und Narren immer die Wahrheit sagen.

Talleyrand sagte bekanntlich, daß die Sprache uns nur deshalb gegeben sei, um das Geheimniß der Gedanken nicht zu verrathen. Unser Diplomat ist selbst mit dieser Vorsicht nicht zufrieden. Taceo, video, ich schweige und sehe, ist sein Motto wie das der englischen Elisabeth; doch hat er in seinem klugen Auge, in seinen graziösen Bewegungen so viel Gewinnendes, daß er anspricht, ohne zu sprechen. Wie die italienische Tänzerin Couqui, diese geflügelte Elfe, mit ihren zwei Elfenbeinen die tiefsten Wahrheiten verkündet und ahnen läßt, so giebt uns die vierspännige siamesische Hofdame mit dem Elfenbein ihrer Zähne die seltsamsten Aufschlüsse über mystische Naturkräfte, deren riesige Gewalt wir bisher nicht kannten. Was europäische Diplomaten durch fortdauernde Uebungen in Bezug auf Verdauungsfähigkeit leisten können, ist bekannt; oft machen sie eine

Mücke zum Elephanten und blasen sich dadurch bis zu einem höhern Wesen auf; was aber diese gewandte Hinterindierin auf diesem Felde leistete, war des höchsten Erstaunens werth. Die Erzeugnisse ganzer Länder verschwanden spurlos vor unsern Blicken, und kaum hörte man nach diesen Annektirungen, die mit einer das Geschlecht ehrenden Eleganz vollzogen wurden, einige tiefere Resonanzakkorde als Freude über die glücklich vollbrachte That. Schon unter Franz I. von Frankreich, der zuerst die Damen für kourfähig erklärte, und einen Hof ohne Damen einem Frühling ohne Rosen verglich, war bekanntlich das schöne Geschlecht mit diplomatischen Geschäften betraut worden. Zwei Damen schlossen den Frieden von Cambray; in der neuesten Zeit war es die russische Fürstin Lieven, die überall ihre Hände im Spiel hatte. Unsere Siamesierin übertraf alle ihre Vorgängerinnen; denn ohne sich auf lange Reden oder Depeschen einzulassen, schritt sie sofort zur That, wodurch das ganze aufgetragene Problem gleich die Gestalt eines fait accompli annahm, das bekanntlich nicht mehr zu ändern ist, und nun sofort der Geschichte einverleibt wird. Was nützt ein Kongreß, eine Konferenz, ein Komité, das Komm mit That regiert die Welt und Thaten entscheiden.

In diesen bedeutungsvollen historischen Momenten wurden wir immer an die indische Sage erinnert, daß ein Elephant die gesammte Erde auf seinem Rücken trage, und nur jener geheimnißvolle Fibelvers: der Esel hat ein langes Ohr, was kann der Elephant davor? ließ uns oft Zweifel darüber aufsteigen, ob wirklich jene Sage einen tieferen Sinn habe. Denn ist der Elephant der Träger der Welt und ihre bewegende Kraft, so „kann er wohl davor,“ und ist als eine schöpferische Macht für die Ohren des Esels verantwortlich. Doch trotz dieser Einwürfe offenbart uns

das neueste Faktum der Geschichte, das speziell für die Zukunft unsers Vaterlandes von der höchsten Wichtigkeit ist, wie richtig der dichtende Geist des Orients das Geheimniß der Schöpfung enthüllt habe. Soll nämlich der Elephant der tragende Dienstmann unsers Planeten sein, der Atlas, der die Welt auf seinen Schultern trägt, so läßt sich diese schwierige Operation am besten bewerkstelligen, wenn die riesige Last auf dem Rücken des Athleten gleichmäßig vertheilt wird. Deutschland war aber immer das Land, das durch seine vielfachen Staatengruppen einem fortwährenden Schwanken ausgesetzt war, und bald nach dieser, bald nach jener Seite sich hinneigte. Indem seine beiden mächtigsten Staaten so einig waren, daß sie immer dasselbe wollten, d. h. die Alleinherrschaft, gleichen sie Karl V. und Franz I., die auch beide dasselbe wollten, nämlich Italien, und deshalb sich fortwährend bekriegten. Was mußte aber das arme vierfüßige Wesen leiden, dem diese Mission von der Schöpfung gegeben ist, wenn man im Herzen eines Welttheils, im Herzen Europa's in fortwährender Kriegsbereitschaft ist und sich nie vertragen will? Die schöne Zeit, wo Jupiter die Jungfrau Europa unter dem Schutz des Mecklenburger Wappens entführte war längst vorüber, und der arme Elephant wäre trotz seiner Stärke beinahe unterlegen, da Nadelstiche, die niemals Ruhe gönnen, noch mehr zur Verzweiflung treiben, als offene blutige Kämpfe. Da haben nun die klugen Siamesen, die, als Anhänger des Buddha, Verehrer des Lama und des Elephanten sind, dem Grafen Eulenburg, dem Gesandten der ostasiatischen Expedition es rund heraus erklärt, daß sie diese deutsche Thierquälerei nicht länger dulden würden, und daß sie den abgeschlossenen Handelsvertrag nur dann respektiren könnten, wenn Deutschland als ein Reich und eine deutsche Flagge als Repräsentant

des gesammten Bundesstaates anerkannt würde. Die Siamesen sind wie alle indische Stämme zu fromm und haben zuviel Mitleid mit Mensch und Thier, um noch jetzt, nachdem sie so alt geworden, einige dreißig verschiedene Flaggen, Reuß jüngere Linie mit eingeschlossen, auswendig zu lernen und es immer zu memoriren, ob Hessen-Kassel durch einen Löwen mit einem Würzburger Schwanz, oder Hessen-Darmstadt von zwei derselben Farbe repräsentirt wird.

So hat endlich der kleine siamesische Elephant, der mit dem Grafen Eulenburg auf der „Elbe" hier eingetroffen ist und im zoologischen Garten sein Hoflager aufgeschlagen, die sämmtlichen deutschen Raub- und Wappenthiere vernichtet. In dem Vertrage, den dieser vierfüßige Sendbote der deutschen Einheit mit überbracht hat, ist immer nur von „deutschen Staatsangehörigen" und „deutschen Konsuln" die Rede. In Bankok, der Residenz des Königs von Siam, der einen so langen Namen hat, daß er an kurzen Wintertagen kaum auszusprechen, ist zum erstenmale offiziell die deutsche Nation anerkannt worden. Dort wo man so aufgeklärt ist, daß nur die vorzüglichsten Pferde des Königs den Rang von Edelleuten haben, weil sie allein die wahren Träger der Majestät, ist zum erstenmale das deutsche Volksthum, das höher steht, als jede ständische Gliederung, zum amtlichen Durchbruch gekommen. Und der Apostel der deutschen Einheit, der kleine Elephant, der seine Mission so glänzend erfüllt hat, soll er noch schwarz, schwarzgelb, oder schwarzweis, d. h. grau sein? Nein er erscheint uns wie ein lichter Hoffnungsstrahl in blendender Weiße, er ist weiß bis an die Zähne. Coelum, non animam mutant, qui trans mare currunt; die Auswanderer wechseln den Himmel, aber nicht das Herz. Indem der edle Fremdling von den furchtbaren Ufern des Menam nach den staubigen der Spree kam,

nahm er als kluger Diplomat die Sitten eines Landes an, wo man so vieles thut „um den Schein zu retten,“ und hüllte sich in ein graues Gewand. Wer ihn aber deshalb für grau hält, hat ihn mißverstanden, und selbst mißverstanden sein gehört jetzt zu den Sitten des Landes. Nach dieser Ehrenerklärung, die wir vor den versammelten Zuschauern gaben, wiegte sich der weiße Elephant, der Träger der Welt, freudig hin und her, wie die indischen Götter auf den Kelchen der Lotosblume, sah uns treuherzig an, streckte uns seinen Rüssel entgegen und wir erblickten auf dieser äußersten Spitze seines Leibes, in einem Grübchen gelagert: das Vereinigte Deutschland.

Germanische und romanische Thiere.

Die großartigen Verkehrsmittel, die der Stolz und die Errungenschaft der Gegenwart sind, bringen die Völker in eine so innige Verbindung, daß ihre charakteristischen Unterschiede und Eigenthümlichkeiten für die oberflächliche Betrachtung mehr und mehr schwinden. Wenn die längsten Eisenbahnzüge alltäglich ihre Passagiere austauschen, die Potsdamer uns acht Mal täglich umarmen, die Sachsen dreimal, Paris und Wien fast ohne Aufenthalt zu den Thoren hereinfahren, müssen wir da nicht, bei dieser gegenseitigen Anziehungskraft, in einen so innigen Rapport treten, daß wir in äußerer und innerer Haltung einander ähnlich werden und die Grenzpfähle ihre Bedeutung verlieren? Je mehr die Zeitungen sich gegenseitig nachdrucken — woran jetzt durchaus kein Mangel — desto mehr zeigt sich die Gleichheit der Interessen und Gedanken. An der Donau macht man in dieser Beziehung die reißendsten Fortschritte; mit der Wiener Gemüthlichkeit, die als charakteristischer Unterschied mehr und mehr schwindet, hört auch der harmlose Witz auf und unsere Nachbaren bemühen sich in ihrem „Figaro" den Kladderadatsch zu imitiren, und wollen spotten und geißeln, während sie früher nur lachen konnten. Auch die Franzosen sind ernster und nachdenkender geworden, während wir unser nordisches Bleigewicht verlieren, der denkenden

Betrachtung, der Philosophie, den Rücken kehren und mit französischer per Dampf eingeführter Charlatanerie nur noch der materiellen Speculation huldigen. „Die ganze Welt ist vernünftig" rief Louis Napoleon nach der friedlichen Beilegung des Neuenburger Konflict aus, ein Ausspruch, der offenbar an den unsres großen Weltweisen erinnert, und in Paris trinkt man jetzt mehr Bier, das den Blutumlauf erschwert, und weniger Wein, der ihn befördert. Der Kopf der Franzosen ist kälter geworden und sie gleichen nicht mehr den Eisenhütten, in denen jeden Tag ein frisches Feuer lodert. „L'empire c'est la paix" sagt der Neffe, während der Onkel „l'empire c'est l'épée" vorzog. Die Gelüste nach der Rheingrenze sind antiquirt und aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden, der nationale Hochmuth ist dahin, der nach Tissot ein ganzes Volk wahnsinnig machen kann; auch über die Kluft des Nationalhasses hat die Eisenbahn eine Brücke gebaut und das Wort „ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden" ist kaum mehr verständlich.

Der mächtige industrielle Aufschwung, der ganz Europa ergriffen, bemühte sich die Spuren des Krieges so schnell wie möglich zu verwischen. Der Feldzug in der Krim wird nur noch theoretisch zu Büchern und Vorlesungen ausgebeutet, die zahlreichen Opfer haben in den Herzen der Ueberlebenden keinen Stachel zurückgelassen und Großfürst Constantin wird mit Glanz in Paris empfangen. Die Allmacht der Börse duldet keine glühenden Leidenschaften, keine fruchtlosen Antipathien, und Kaufleute haben kein Vaterland. Auch unser Staat scheint das umgekehrte Schicksal wie der venetianische Freistaat zu haben. Er wird aus einem erobernden ein merkantiler, und Merkur der Gott der Diebe und der Kaufleute wird sich das preußische Suum cuique nach seiner Art auslegen. So wird die Parole „Soll und

Haben" alle zahlungsfähigen Nationen vereinigen, und der Hahn, der Löwe, die Adler aller Gattungen werden einen frischen, fröhlichen Rundtanz um das goldene Kalb ausführen.

Wird aber der Hund und die Katze hiermit einverstanden sein? Müssen nicht die Hausthiere, die eigentlichen Penaten, die Völkerscheiden aufrecht erhalten, wenn die Menschen sie vernichten? Und wird nicht der Kampf gegen den häuslichen Heerd weit schwieriger sein, als der gegen die natürlichen Grenzen? Der Hund, das Symbol der Treue, ist das Lieblingsthier der germanischen Race, die Katze, die das Mausen nicht läßt, das Schooßkind der romanischen Race. Schon in Paris findet man die wohlgepflegte Katze mit leuchtendem Seidenhaar auf dem weichen Kanapé ihrer Gebieterin liegen, und der Hund nimmt im Vergleich zu diesem verzogenen Wesen nur eine untergeordnete Stellung ein; in Italien ist der Hund gänzlich verstoßen, durchwandert herrenlos den klassischen Boden von Rom, und „deutscher Hund" ist sogar ein Schimpfwort. Die schlaue Katze hat den ehrlichen Hund aus allen Stellungen verdrängt, und ein Friedrich der Große, der die Hunde die wahren Freunde nannte, weil sie ohne alle Nebenabsichten dem Menschen dienen, wäre in Italien nicht denkbar. Im ganzen Süden bellen die Hunde nicht mehr vor Freude, sondern schleichen träg und mit gesenktem Kopfe, wie Paria's einher, während die Katzenmusik sich häufig hören läßt. Die Hunde werden dort nie toll, weil sie keinen Verstand zu verlieren haben. In Aegypten gelten die Katzen für heilig und wie einst des Königs Kambyses Soldaten mit Katzen auf dem Arm Pelusium eroberten, so hatten die französischen Spahi's beim Sturm auf Sebastopol Katzen auf ihren Tornistern.

So trennen Hund und Katze, diese feindlichen Brüder, trotz aller Eisenbahnen und Verkehrsmittel den Norden und

Süden, und haben den weltgeschichtlichen Beruf, die Unterschiede der Racen zu conserviren. Deshalb wird auch einst der Geschichtschreiber von mancher Allianz der Gegenwart sagen: das Band, das diese Völker vereinigte, hielt nur die getrennten Theile äußerlich zusammen, es war nur ein Bruchband und es waren diese Nationen durch Traktate innig befreundet, aber sie haben sich vertragen, wie Hund und Katze.

Völker, und haben den weltgeschichtlichen Beruf, die Unterschiede der Racen zu conserviren. Deshalb wird auch einst der Geschichtschreiber von mancher Nation der Gegenwart sagen: das Band, das diese Völker vereinigte, hielt nur die getrennten Theile äußerlich zusammen, es war nur ein Druckband und es waren diese Nationen durch Verhältnisse lange beisammen, aber sie haben sich vertragen, wie Hund und Katze.

Aus der Fremde.

Das kaiserliche Paris und seine Götter.

Wenn der Redner Isokrates behauptet, daß diejenigen Regierungen die dauerhaftesten sind, welche immer das Wohl der Mehrheit im Auge haben, welche ihre Autorität durch die Majorität zu stützen suchen, so hat die neuste Zeit, die so viele Thronwechsel erlebte, den Worten des alten Politikers den Stempel der Wahrheit aufgedrückt. Der Emporkömmling unter den Regenten Europa's, wie sich einst mit nicht geringem Stolz Louis Napoleon nannte, hat sich besonders diese staatsmännische Wahrheit zu Herzen genommen und, er, der Erwählte von Millionen, denen keine Wahl übrig blieb, hat nichts versäumt, um die Quelle seiner Macht nie schmachten und versiegen zu lassen. Nun ist nicht zu läugnen, daß durch Frankreichs so straffe Centralisation ihm die Aufgabe leicht geworden ist; da das provinzielle Leben schon seit Jahren vollständig erstickt ist und die Eisenbahnen noch mehr dazu beitragen alles Blut dem Herzen der Hauptstadt zuzuführen, so hat der Kaiser, indem er die Hauptstadt zur schönsten der Welt machte, das ganze Land wenigstens nach der Seite der Eitelkeit hin, die ein sehr wichtiger Faktor im nationalen Leben ist, für sich eingenommen, so daß ihm schon die Zeitgeschichte den Ruhm zuerkennen muß der zweite Erbauer von Paris zu sein. Wie der Erbauer der riesenhaften Paulskirche in Lon-

von Wren sich einen einfachen Denkstein in der Nähe des Altars setzen ließ mit der lakonischen Inschrift: si monumentum quaeris, circumspice! so hat Louis Napoleon auf allen Punkten der Stadt diese Erinnerungszeichen seiner architektonischen Thätigkeit aus dem Boden hervorsprießen lassen und der Wanderer braucht nur, nach welcher Richtung er will, sein Auge schweifen zu lassen, überall tritt ihm der kaiserliche Bauherr entgegen, der die alte Lutetia vom Kopf bis zu Fuß gereinigt und ihr das schönste koketteste Gewand umgehängt. Hier ist es unmöglich die neue Aera des zweiten Dezember zu vergessen; wo die Handarbeit, die Kopfarbeit, die industrielle Spekulation ihr Lager aufgeschlagen, überall zeigt sich der vollständigste Bruch mit der Vergangenheit, und der Alterthumsforscher kann nur noch auf vergilbten Blättern, in Zeichnungen und Holzschnitten die Gestalt des alten Paris mühsam konstruiren. Von der Barrière du trône bis nach den elysäischen Feldern, von den Höhen des Montmartre bis nach den Höhen von Meudon, überall das moderne Paris, dessen charakteristische Zeichen Licht, Luft und die alles verrathenden Spiegel sind. Jean Paul sagt einmal: „Es geht den besten Menschen wie den schönsten Straßen von Paris, die dunkelsten Quergäßchen durchkreuzen sie oft.“ Der Vergleich ist jetzt hinkend geworden, ein zweiter Eugene Sue kann seine Mysterien nicht mehr nach bestimmten Straßen hin verlegen. Das Auge des Kaisers duldet keine dunkeln Gassen, keine geheimnißvollen Häuser, keine Spelunken und Zufluchtsörter für Abentheurer und Romanhelden. Indem der absolute Herrscher von Paris und Frankreich auf den sichtbaren Geist des Umsturzes seine Regierung baute, berief er die arbeitenden Klassen an seinen Thron, die mit eigener Hand das alte Gebäude umstürzen mußten. So wurden die Maurer, die Zimmerleute, die

Steinhauer, die Bauhandwerker seine Satelliten und die gefährliche, der Regierung feindliche, Axt in der Hand des müßigen Arbeiters wurde eine nützliche, gouvernementale in der Hand des beschäftigten.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Nationalversammlung schon mit dieser lapidaren Politik begonnen, die aber damals nur ästthetische, keine gouvernementalen Gründe hatte. Im Jahre 1851 legte schon der damalige Minister des Innern Leon Faucher der Nationalversammlung ein Projekt vor, das, zur Verschönerung von Paris den Umbau der Central-Hallen und die Verlängerung der Rivolistraße bezweckte. Da so umfassende Arbeiten sich mit den regelmäßigen Hülfsquellen des Budgets nicht ausführen ließen, wurde die Stadt zu einer Anleihe von 50 Mill. Francs autorisirt, die mit 5 Prozent verzinst und in 12 Jahren amortisirt werden sollte. Nach dem Staatsstreich wurden diese Arbeiten, zu denen der Staat ein Drittel beisteuerte, mit der größten Energie fortgesetzt, und der Kaiser fand in dem neuen Seine-Präfekten Hausmann, dessen Name sehr bezeichnend ist, das gefügigste Werkzeug. Die engen Straßen, die das Hôtel de ville einschließen, diese Brutstätte aller bisherigen Aufstände, wurden um Licht und Luft zu gewinnen, oder, wie Herr Hausmann sagt, „im Interesse der öffentlichen Ordnung“ dem Erdboden gleich gemacht. Diese steinerne Umwälzung des Jahres 1854 verschlang 300 Häuser, und gab hinlänglichen Raum, um die stattliche mit Eisen gedeckte Caserne Napoleon, als Schutzengel der neuen Freiheit aus diesen Trümmern erstehen zu lassen, und vom Hôtel de ville bis zu den Tuilerien eine geradlinie Straße zu schaffen, die das gute Fernrohr eines Polizeibeamten von jedem Punkte aus in seinen Gesichtskreis aufnehmen kann. Da keine Sackgasse mehr vorhanden, ist es jetzt

in jedem Augenblick der regierenden Vorsehung bekannt, was die Pariser dieser sonst so aufrührerischen Stadttheile thun und treiben; nur das was sie denken ist bis jetzt dem Seine-Präfekten verschlossen. Sollten aber Gedanke und That bei einigen revolutionairen Heißspornen schnell aufeinanderfolgen und sich bis zu der Kühnheit erhitzen das Stadthaus zu okkupiren, so nahen sich plötzlich auf unterirdischen Wegen von der nachbarlichen Kaserne 2500 Mann Infanterie; die Soldaten steigen gewaffnet aus der Erde empor und sind da, noch ehe man es sich gedacht hat. Nachdem einmal die kaiserliche Regierung die Versöhnung der Aesthetik und der Politik sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Verschönerung und die Vergewaltigung der Hauptstadt, ging man rüstig auf diesem Wege weiter. Drei neue Anleihen wurden aufgenommen in Höhe von 93 Mill. Francs, mit Hülfe dieser ungeheuern Mittel ganze Stadtviertel aufgekauft und im Ganzen vom Jahre 1850 bis 1864 nach dem letzten Bericht der Expropriations-Kommission 2521 neue Häuser aufgeführt. Bedenkt man, daß diese neuen Häuser, die die größte Familienähnlichkeit haben, fast alle zehn bis zwölf Fenster Front haben, daß auf allen Punkten, wo viele Straßen sich kreuzen, große Plätze mit Gartenanlagen und Springbrunnen zu finden sind, so sieht Jeder ein, daß unter dem drakonischen Regime des Herrn Hausmann das alte Paris zu Schutt und Staub geworden, und das neue durchsichtige Paris an seine Stelle getreten. Das steinerne Paris wird von einem einzigen Manne, von dem Seine-Präfekten, regiert, der den Munizipalrath, der das sogenannte Recht der Kontrolle und der Geldbewilligung hat, selbst erwählt, und deshalb nie sich selbst wiedersprechen wird. Daher ist es kein Wunder, da die Kreaturen gegen ihren Schöpfer sich nie auflehnen, daß das Budget der

Stadt Paris das aller Staaten dritten Ranges von Europa übertrifft, und die Hälfte des Budgets von Spanien erreicht. Wenn man diese Straßen durchwandert, die mit dem Zirkel abgemessen sind, so sieht man, daß der Kaiser in seiner rücksichtslosen Baulust den Kaiser Nero sich zum Vorbild genommen, von dem Tacitus sagt: daß er das neue Rom, nachdem das alte ein Raub der Flammen geworden, dimensis vicorum ordinibus et latis viarum spatiis anlegen ließ mit regelmäßigen Häusergruppen und breiten Straßen. Aber das mächtige Pflaster der antiken römischen Quadern war für Paris nicht passend, es mußte daher auch ein gouvernementales, d. h. von andern nicht leicht zu regierendes Pflaster, geschaffen werden. Louis Napoleon, bis in sein kräftigstes Mannesalter ein denkender Zuschauer in dem Theater der Welt, sah ein, daß alle Regierungen in Frankreich, die seines Onkels ausgenommen, mit Steinwürfen endeten, und daß das „steiniget ihn" die gefährlichste revolutionaire Parole sei. Er brachte deshalb zuerst die Steine in Sicherheit, die immer den schnell fabrizirten Kronen so schädlich sind und nahm den Parisern den Boden des Widerstandes unter den Füßen fort. Die Hauptstraßen, entscheidend bei einem Kampf, wenn die Revolution auf die Straße steigt, wurden chaussirt, die kleinsten mit Lehm vermischten Kiesel, die nicht einmal zu Feuersteinen zu gebrauchen sind, ebneten den Weg und die Wagen und Pferde spazieren jetzt auf dem Macadam so geräuschlos wie die Fußgänger auf dem Asphalt. Der Macadam hat den Adam der Unruhe, der dem Pariser im Blute steckt, verbannt und selbst der politisch unbefleckte épicier, der sich frei von Sünde fühlt, kann heute wohl den Arm zum Himmel emporstrecken aber keinen Stein vom Boden mehr aufheben. Diese Entwaffnung der Pariser, indem alle Steine des Anstoßes entfernt wurden, läßt

wohl einen passiven, gedankenvollen, aber keinen aktiven, thatkräftigen Widerstand mehr aufkommen. Chateaubriand sagt: „Louis Philipp trug ein Diadem, das mit einem Pflasterstein umwunden war, zu schwer wenn es daran befestigt bleibt, zu leicht, wenn es davon sich ablöst." Louis Napoleon, dieser Worte eingedenk, führte seinen ersten Feldzug gegen die Pflastersteine und wurde Herrscher trotz der Barrikaden, während Louis Philipp mit dem Schmutz des Pflasters den Purpur seines Krönungsmantels verbrämte.

Aber der Mann des zweiten Dezember, der die Majorität des Volkes zu Stützen seiner Herrschaft gebrauchen wollte, er machte es zum Prinzip seiner Regierung niemals der Spielball einzelner Klassen zu werden. Durch die Nationalanleihe die alle Franzosen dazu einlud ihre Gaben auf den Altar des Vaterlandes gegen landesübliche Zinsen niederzulegen, machte er jeden Bürger zu einem Gläubiger des Kaisers, so daß jeder Unterthan an dem Bestehen der Regierung mit seinen eigenen Interessen betheiligt ist. Die Börsenspekulation, die den idealen Aufschwung vernichtet und immer bereit ist, sich mit den gegenwärtigen Zuständen zu versöhnen, da die ungewisse Zukunft noch Schlimmeres bringen kann, schlug somit eine goldene Kette um die ganze Nation, und wie Paris in seinen modernen glänzenden Häuserreihen keine Unterschiede des Besitzers mehr aufweist, so wurden die Unterschiede des Standes und der Beschäftigung in so fern aufgehoben als die Kunst schnell Geld zu gewinnen von allen betrieben, und die Schwankungen der Börse von allen empfunden werden. Die Gegensätze zwischen Arm und Reich in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft sind dem Auge dadurch entrückt, daß die arbeitenden Klassen eben so schöne und räumliche Wohnungen bekommen wie die nicht arbeitenden, und wie das Terrain

so ist die Gesellschaft nivellirt worden. Als Heinrich IV. der populärste König von Frankreich mit dem Plane umging einen bestimmten Stadttheil, den Arbeitern anzuweisen und ihnen dort bessere und billigere Wohnungen zu bauen als sie mitten in der Stadt zu haben waren, schrieb ihm der Prevot des Marchands, der Vorstand der Kaufleute Francois Myron einen noch für die Gegenwart passenden, so bezeichnenden Brief, aus dem wir hier einige Stellen citiren wollen. Nachdem der Briefschreiber seine Treue gelobt, verweigert er bei diesem Neubau seine Mitwirkung und fährt fort: „Es ist ein unseliger Gedanke Sire, Stadtviertel für eine bestimmte Klasse zu bauen. In einer Stadt wo der Herrscher thront dürfen nicht die Kleinen und Geringen auf der einen, die Großen und Fetten auf der andern Seite sein; viel besser und sichrer ist es wenn sie vermischt sind. Eure armen Stadttheile würden Citadellen werden, die Eure reichen Viertel blokiren könnten, und Kugeln würden gegen Eure Krone prallen. Ich, Sire, will nicht Mitschuldiger dieser schlechten Maaßregel sein." Heinrich IV., der Vater seines Volks, antwortete noch an demselben Tage, am 17ten Oktober 1604, dem freimüthigen Bürger und die Antwort ehrt den Briefschreiber ebenso wie den Empfänger: „Gevatter," schreibt der König, „Ihr seit aufbrausend wie ein Maikäfer, aber im Grunde ein braver loyaler Unterthan. Gebt Euch zufrieden, man wird Euren Willen thun und der König von Frankreich bei Eurer Klugheit und Biederkeit lange zur Schule gehen. Ich erwarte Euch zum Abendessen und umarme Euch."

Diesen Brief hat Louis Napoleon, ein eifriger Forscher in der Geschichte der Mißgriffe früherer Regierungen nicht in den Papierkorb gelegt. Er hat, indem er überall die Axt des Umsturzes anlegte, die Arbeiter nicht kasernirt son-

dern dislocirt, so daß durch dieses Zusammenwürfeln die gewerbetreibenden Klassen, da die Industrie nach allen Punkten hindrang, auch auf allen Punkten zu finden sind. Eigentlich aristokratische Straßen, die ganz vom Geräusch des Handwerks und der gewerblichen Thätigkeit frei, sind höchstens noch in dem kleinen legitimistischen Quartier und auf den äußersten westlichen Grenzen zu finden. Das kaiserliche Paris macht in Folge dieser architektonischen Revolution den Eindruck wie ein glänzend eingebundenes, aufgeschlagenes Buch in dem man immer mit Vergnügen nach neuen Illustrationen sucht, die stets den Geist des Künstlers offenbaren. Während London den Eindruck einer unruhig geschäftigen Stadt macht, aus der Jeder gern auf's Land eilen möchte, Berlin mit seinen geradlinigen Straßen und Soldaten den Eindruck einer künstlichen Treibhauspflanze, einer geruchlosen Tulpe, Wien wie ein opulentes Diner auf uns wirkt, Rom wie ein elegischer Grabgesang, Warschau wie ein geladenes Pistol, erscheint Paris mit seinen vielen lesenden und sitzenden Gruppen, die die Boulevards bevölkern, mit dem Troß seiner einheimischen und fremden Müßiggänger, mit seinen zu Promenaden umgeschaffenen Straßen wie das Eldorado der Flaneure, wie das Paradies der sehenden Gastronomie in dem das Auge nie müde wird zu sehen, und die ermüdeten Füße die angenehmsten Ruhepunkte finden. Die glänzenden Kafe's, die für die Blouse und die Börse nur in Hinsicht der Preise, nicht in der Einrichtung, sich unterscheiden, die reich dekorirten Schaufenster, die den Schutz eines durchsichtigen Daches mit der Frequenz der Straße vereinigen, dazu die eleganten Erscheinungen der Pariserinnen, die ebenso interessante Kunst- wie Naturprodukte sind und geflügelten Fußes wie Atalante über den Boden zu schweben scheinen, dieser Verein von Glanz, Prunk, Luxus

und dabei das milde Klima um alle Speisen der offnen Tafel mit dem süßesten Behagen genießen zu können: dies Schauspiel wirkt ebenso berauschend auf die Sinne wie es zugleich von einer geistigen Ader durchzogen immer zu neuem Genuß anregt. Es ist hier kein bestialisches Schlaraffenleben, wir erhalten kein Opium um nur im Schlafe die schönsten Bilder zu sehen, wohl aber einen süßen belebenden Trank, der immer reizt, ohne Indigestionen zu veranlassen. Und doch stehen wir hier unter polizeilicher Aufsicht was anderswo kaum zu ertragen wäre und werden immer an das gegenwärtige Regiment, an das kaiserliche Paris erinnert. Das Auge des Kaisers blickt uns in jedem Sergeant de ville an, der immer aufmerksam mit seinem Kollegen hin und her wandert und die Vorübergehenden mustert, das Auge des Kaisers blickt uns an in jedem Soldaten, der die Mütze auf das Ohr gesetzt, müßig umherschlendert, aber mit Stolz die drei Erinnerungszeichen französischer Siege auf seiner Brust trägt. Die Soldaten so ungezwungen, ja fast nachlässig ihre Haltung ist, sie sind ebenso dekorirt wie die Schaufenster und ihre Medaillen blitzen uns schon von weitem entgegen. An die gloire des zweiten Kaiserreichs dürfen wir nie vergessen; kommt nun gar der Zuave in seiner malerischen Tracht, in der mit Schnüren besetzten Jacke, den Fez auf dem geschorenen Kopf, dann macht unsere Phantasie den kühnen Sprung von Sebastopol bis nach Solferino, und eine thatenreiche blutige Geschichte mischt sich in die lachenden Bilder der Gegenwart. Erscheint uns in diesen Repräsentanten der Thatendurst, die Ritterlichkeit, der Leichtsinn des französischen Volks, flößt uns ihre Höflichkeit die allen Franzosen eigen ist, angenehme Empfindungen ein, unterscheiden sie sich sehr vortheilhaft von hochmüthigen Friedenssoldaten, so werden wir doch schnell aus unsern

Träumen über die civilisatorische Sendung der großen Nation gerissen, wenn wir in jedes lichtstrahlende Kafé eintreten eine demi-tasse und die neueste Nummer der belgischen Indépendance verlangen. Die demi-tasse erscheint sogleich aber der Merkur in weißer Cravatte und schneeweißer Schürze sagt achselzuckend: L'Indépendance d'aujourd'hui n'est pas arrivée. Ja auf der einen Seite Glanz, Luxus, Ruhm, auf der andern Entbehrung, Polizei, Censur. So kommen wir aus den elysäischen Feldern des Genusses gleich in die Qualen der Hölle, wo wir in der Weltstadt, die Europa beherrschen will, vor Wißbegierde vergehen und nicht einmal erfahren können wie es in der beherrschten Welt aussieht. Als die Broschüre des Herzogs von Aumale erschienen war ging es den Parisern am schlimmsten; am nächsten Morgen war weder eine englische noch eine deutsche Zeitung zu haben. Das Licht war gänzlich ausgelöscht, bis Persigny es am Nachmittag wieder anzündete.

Das ist der Charakter des kaiserlichen Paris; für die äußere Aufklärung geschieht alles, alles strahlend, erleuchtet, glänzend, für die innere Erleuchtung geschieht nichts, da sind die Röhren, Verbindungen und elektrischen Drähte abgeschnitten, die früher Paris mit der civilisirten Welt verbanden. Louis Napoleon hat sich als wahrer Lichtfreund gezeigt, indem er die Gaspreise so herabsetzte, daß jetzt jeder Flaneur auf den Boulevards, der nach dem Diner seinen Abendspaziergang macht, von allen Seiten beleuchtet wird; ein wahres Flammenmeer gießt aus den Läden und Magazinen seine hell strahlenden Wellen auf die Straße, und manche Krinoline wird durch die starken Lichteffekte so durchsichtig, daß alle Geheimnisse verrathen werden. So verschwenderisch aber der Kaiser mit der brennbaren Luft, so

geizig ist er mit den geistigen Brennstoffen. Wenn ein hinlänglicher Druck vorhanden ist, so brennt das Gas sehr gut, aber der prometheische Funken, der Adel der Menschheit, kann diesen Druck nicht ertragen, glüht in der Asche fort und offenbaret dann plötzlich in einer Explosion seine lang verhaltene, zündende Kraft. Man sieht es dem Pariser an, wie schmerzlich und beschämend es für ihn ist, wenn die direkten Nachrichten aus dem Ausland ihm vorenthalten werden, und wenn die Fremden im Café darüber ihre Glossen machen, daß die Metropole der Civilisation jetzt die Schwärze russischer Zustände offenbare, so wenden sie unwillig Auge und Ohr fort, und suchen ihren Zorn über diese Misère polizeilicher Willkür zu verbergen. Aber sie empfinden diese rücksichtslose, eines gebildeten Volkes unwürdige, Behandlung desto tiefer, je häufiger sie wiederkehrt, und der Minister des Innern Persigny fürchtete doch diese zu häufigen Aufwallungen so sehr, daß die Zeitungen der Nachbarländer und die englischen doch nur ausnahmsweise fehlen, während noch bis zum Herbst 1860 diese Ausnahme wenigstens dreimal in der Woche fast wie feststehende Regel war. So gern auch der Kaiser seit seinen persönlichen Verhandlungen mit Cobden die Handelsfreiheit realisiren will und die Grenzzölle herabsetzt, so milde die Untersuchung der Douaniers in Bezug auf Fabrikate der Industrie geworden ist, so werden doch die geistigen Fabrikate mit solcher Rücksichtslosigkeit aus den Händen der Reisenden gerissen, daß Jeden, der die Grenze passirt, ein eingenthümlicher Schauer über das napoleonische Regiment ergreift, den erst der Anblick des lachenden Paris etwas beschwichtigt. Wir waren selbst Zeuge, wie in Maubeuge die französischen Zollwächter den lesenden Reisenden, der von Belgien kömmt, empfangen. Die unglücklichen Zeitungen, sobald sie ihre verrätherischen

Spitzen aus den Rocktaschen hervorblicken lassen, werden unbarmherzig ihrer Hüllen beraubt und fortgeschleppt. Das Schmuggeln belgischer Spitzen, die einen großen Eingangszoll erlegen, ist fast nicht so gefürchtet, wie das geistiger Spitzen, die nur auf Lumpen gedruckt sind. Ein kräftiger Gensdarme mit riesiger Bärenmütze, breitem Bandelier, und gewichtigem Pallasch ist der Grenzcensor, der die Lektüre zu überwachen hat, die die Reisenden, genöthigt ihre Pässe visiren zu lassen, aus den Waggons der Eisenbahnen mitnehmen. Wer von Berlin nach Paris reist, und unterwegs sich über die Stellung der Parteien unterrichten will, zu dem Behuf sich die Nationalzeitung, die neue Preußische Zeitung kauft, zur Erholung von anstrengender Lektüre noch den Kladderadatsch hinzufügt, endlich in Brüssel den kurzen Aufenthalt dazu benutzt, um ein blutarmes Beefsteak mit Hülfe der Indépendance verdauen zu können, dem kann es passiren, daß er von dem gesammten schätzbaren Material durch den Gensdarmen in Maubeuge ohne Widerrede befreit wird. Will er dem Gensdarmen begreiflich machen, daß er nur ein friedlicher, preußischer Bürger sei, der nur für sich die Politik der freien Hand treibe, daß es ihm nicht in den Sinn komme, weder moralische noch unmoralische Eroberungen zu machen, noch weniger eine revolutionaire Propaganda mit dem Napoleonsbilde des Kladderadatsch zu betreiben, alle diese Versicherungen helfen nichts. Die kaiserliche Bärenmütze bleibt undurchdringlich wie ein Bärenfell, die Bärenmütze wird geschüttelt und ihr Inhaber weist auf ein Verzeichniß, das im Zollamt angeschlagen die Liste der Proskribirten, die Namen aller am heutigen Tage verbotenen Zeitungen enthält. Da hängen sie in effigie: la gazette nationale de Berlin, la gazette nouvelle de Prusse, la gazette de Cologne, l'Indépendance, la ga-

zette de Voss; nun folgt eine Reihe englischer Blätter, die Times an der Spitze und endlich steht darunter mit noch größeren Buchstaben und fetterer Schrift: Kladderadatsch! Alle andern Zeitungen sind nur ausnahmsweise an bestimmten Tagen verboten, Kladderadatsch ist proskribirt, darf nie über die Grenze, ist ein unverbesserlicher Sünder. Ja diese große Razzia, wer hatte sie veranlaßt? Das war damals die Times, die einen Artikel über den kaiserlichen Admiral von Gaeta gebracht hatte, der jeden Tag sich zurückziehen will, und immer zwei Depeschen erhält, wovon die eine ihm abzureisen, die andere ihm zu bleiben befiehlt. Die Times, das Hauptorgan des englischen, nüchternen Kannegießers, hatte diese doppelzüngige Politik mit rücksichtsloser, englischer Offenheit an den Pranger gestellt, ein ganzes Heer von Zeitungeu hatte diesen Artikel übersetzt — alle Väter, Kinder und Kindeskinder bis ins dritte Glied hinein mußten heut hingerichtet werden. — Seitdem Nizza französisch geworden, erholen sich die Brustkranken weit schneller; eine väterliche Regierung schützt die Leidenden vor jeder aufregenden Nachricht.

Im Hafen von Gaeta hat sich das Geheimniß des modernen Oraniers, des modernen Fabius Kunktator am besten enthüllt. Wären der Admiral und der Contreadmiral zwei entgegengesetzte Kräfte wie der Lichtfreund und der Obskurantist, wie die persischen Götter Ormudz und Ahriman, wie Engel und Teufel, sie würden den Steuermann des Staatsschiffes am besten bezeichnen. Zwei Schritte vorwärts und schnell einen Schritt zurück, mit Blitzen und gezogenen Kanonen drohen, dann einen abkühlenden Regen folgen lassen, alle Völker im Freiheitsjubel umarmen und dann in der Umarmung sie erdrücken, den Papst beschützen lassen und zugleich gefangen halten, Italien frei bis zur Adria

machen und dann nach schnellen Siegen schnell umkehren und Nizza und Savoyen in die Tasche stecken, dem König von Sardinien Soldaten und dem König von Neapel Charpie senden: das sind die Künste, die in Paris mit so großem Geschick betrieben werden. Das feurige Roß der Begeisterung, das so leicht mit den Franzosen durchgeht, wird mit hochtönenden Proklamationen und Thronreden genährt, aber immer mit eiserner Hand im Zügel gehalten und nur einige halboffizielle Pirouetten über die vorgeschriebene Bahn hinaus werden mit besonderer allerhöchster Erlaubniß gestattet. Montrez moi calme sur un cheval fougueux! sagte Napoleon I. zum Maler David, ruhig auf einem feurigen Pferde, das ist auch das Motto Napoleon's III., der das Feuer schürt, aber sich selbst vor dem Verbrennen in Acht nimmt. Durch die Schicksale seines Onkels belehrt, läßt der vorsichtige Lichtfreund sich nie von Leidenschaften hinreißen und überlegt mit kaltem Verstande alle Eventualitäten. Wenn er Krieg führen will, läßt er schon Monate vorher große Quantitäten von Chinarinde aufkaufen, um seine Truppen vor Fiebern zu schützen und kampffähig zu erhalten. Der Preis der Chinarinde in Frankreich ist ein Maaßstab für die kaiserlichen Pläne, und wir überreichen hiermit gratis den Spekulanten der Börse einen goldenen Schlüssel, der den verschlossensten Kopf ihnen öffnet und die räthselhafte Zukunft des Courszettels enthüllt. Der Lichtfreund Napoleon, der die Gaspreise herabsetzte, dieser persische Ormudz auf dem Kaiserthron, wie schön weiß er zu sprechen! Als Lord Londonderry, ihn der eben Präsident geworden, in einem Briefe bat dem Emir Abdel Kader, wie er es versprochen, die Freiheit zu schenken, schreibt er ihm am 13ten September 1850. „Sie erinnern mich an das Unglück Abdel Kader's, was ich sehr natürlich finde,

aber Sie fragen ob der Besitz der Gewalt mein Herz verändert habe. Sie sollten mich hinreichend kennen um zu wissen, daß die Ehren in meinen Augen nur eine Last sind, die meinen Geist nicht blenden, noch den edlen Aufschwung meines Herzens lähmen können.“ Neun Jahre später erklärt der Lastträger, der das Kreuz der Ehren auf sich genommen, der Lichtfreund, in seiner aus Mailand datirten Proklamation am 8. Juni 1859, nachdem er seine Parole von Bordeaux l'empire c'est la paix plötzlich aufgegeben: „Man ist gegenwärtig durch den moralischen Einfluß, welchen man ausübt, größer als durch unfruchtbare Eroberungen. Eure Feinde wollten Euch glauben machen, daß ich den Krieg nur aus persönlichem Ehrgeiz oder zur Vergrößerung des französischen Territoriums unternähme. Wenn es Menschen giebt, die ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre ich nicht zu dieser Zahl.“ Wenige Monate darauf, und der uneigennützige, aufopferungsvolle Herrscher hatte mit zwei schönen Provinzen sein Land bereichert. Immer zwischen zwei Magneten schwebend, zwischen Ormudz dem Geiste des Lichts und Ahriman dem Geist der Finsterniß und Selbstsucht, zeigt der Selbstherrscher durch den ganzen Gang seiner italienischen Politik wie gut er die Kunst der italienischen Doppelbuchhaltung studirt hat, wie er die Revolution mit der Contrerevolution zu vereinigen weiß. Diese Kunst hat er von seinem großen Onkel gelernt, dessen ganzes System darin bestand Frankreich durch die Contrerevolution, Europa durch die Revolution zu unterjochen. Nur manchmal wird das Gleichgewicht der Gewalten zwischen Licht und Finsterniß, das jetzt in Frankreich an die Stelle des konstitutionellen getreten etwas schwankend und verdächtige Schatten verscheuchen das Licht. Als der Gefährte seiner Leiden und Freuden, Persigny, noch Gesandter in

London war, schreibt ihm der Kaiser am 25. Juli 1860: „Lord Palmerston kennt mich, und wenn ich eine Sache behaupte, so wird er mir glauben. Nur Sie können ihm in der unumwundensten Weise sagen, daß ich seit dem Frieden von Villafranka nur Einen Gedanken, nur Ein Ziel gehabt habe, eine neue Aera des Friedens einzuweihen. Da kamen nun die Metzeleien in Syrien, und es wird behauptet, ich sei hoch erfreut eine neue Rolle zu spielen. Welches andere Interesse als das der Menschlichkeit konnte mich veranlassen Truppen nach jenem Lande zu senden? Kann der Besitz meine Stärke nehmen? Kann ich mir verhehlen, daß selbst Algerien, trotz seiner zukünftigen Vortheile, eine Quelle der Schwäche für Frankreich ist? Verständigen wir uns miteinander in gutem Glauben gleich ehrlichen Männern die wir sind, und nicht gleich Spitzbuben (larrons) die einander zu betrügen wünschen."

Hier fürchtet schon die Menschlichkeit des Lichtfreundes entlarvt zu werden und der Geist der Lüge und Finsterniß ist im Begriff offen an den Tag zu treten. Wer es öffentlich aussprechen muß, daß er nicht täuschen, nicht betrügen will, dessen Gewissen muß nicht ganz rein sein. Qui s'excuse s'accuse. Eine solche Betheuerung gleicht der jenes Atheisten, der auf die Brust sich schlagend ausrief: „Bei Gott ich bin ein Atheist." Und was sagt Mexiko zu der „neuen Aera des Friedens?" Aber auch andere Verhältnisse zeigen uns, daß die Gewitter sich mehren und daß etwas faul ist im Staate Frankreich. Der Banquier Mirès, der Kaiser der Aktionaire, der dem heiligen Vater Eisenbahnen, dem Großtürken eine goldene Brücke bauen wollte, er, der hohe Personen mit Rath und That unterstützte, er wird plötzlich verhaftet. Die Gerechtigkeit verlangt ein Opfer. Ein Bank-Direktor erschießt sich, ein andrer verschwindet.

Aus den getäuschten Aktionairen werden Reaktionaire. O Tempora! O Mirès! seufzen die Unglücklichen. Aber Ormudz, der Geist des Lichts, kann doch ohne Ahriman seinen Gegensatz nicht existiren. In jedem Gesetz, in jedem Dekret, das an der Seine publizirt wird, tritt die napoleonische Götterlehre an den Tag. Der Mann des zweiten Dezember nennt sich Kaiser „par la grâce de Dieu et par la volonté du peuple.“ Sonst pflegt man nur nach dem Sprichwort vox populi, vox Dei die Stimme Gottes und die Stimme des Volks zu identifiziren, und die weisen Monarchen sind mit der Gnade Gottes zufrieden; Louis Napoleon zeigt aber hier wieder seine dualistische Götterlehre, indem er auf den Himmel und auf den Stimmzettel seine Regierung zurückführt. Wer nun noch aus den jüngsten Vorgängen weiß, wie die Intrigue bei den Stimmzetteln gewirkt hat, wer aus dem Regierungs-Reskript es erfahren, daß die Kritik der Stimmzettel, die Kritik des Ursprungs der Regierung, kategorisch der Presse vorboten ist, der kann den Ormudz und Ahriman mit Händen greifen.

In unsrer Zeit die schnell lebt, schnell spricht, aber auch schnell vergißt, jagt eine Depesche die andere und die gesprochenen oder geschriebenen Worte entschwinden auf der großen Hetzjagd der Ereignisse dem Gedächtniß. Um so interessanter ist es, die wechselnden Stichwörter festzuhalten und die folgende Reihe der Thaten damit zu vergleichen. Als der Papst, der ganz in den Händen Frankreichs ist, am 24. April 1864 im Kollegium Urban VIII. eine Allokution hielt, nannte er den Kaiser von Rußland den größten Feind, den „Verfolger der katholischen Kirche.“ So ließ ein Kaiser durch den Mund des Papstes dem andern eine Verwarnung zukommen, während ein Jahr früher noch beide mächtige Souveraine so untereinander befreundet waren, daß

man glauben konnte, sie wollten Europa unter sich zum Frühstück theilen. Ja der liebenswürdige Napoleonide rieth dem Czaren, doch ja im Winter Schlittschuh zu laufen, da diese Leibesübung der Gesundheit sehr wohlthätig sei. Und der Czar beauftragte am Neujahrstage 1863, wie im Moniteur zu lesen, den französischen Gesandten in Petersburg Herzog von Montebello für diesen freundschaftlichen Rath zu danken, da ihm die Jagd eine hinlängliche Erholung gewähre. Kurz darauf brach die Revolution in Polen aus, der Kaiser Alexander ließ sich nicht auf's Eis führen, und mußte deshalb bei Gelegenheit vom Papste verdonnert werden. Der Kaiser, ein echter Politiker, dessen Gedanken schwer zu berechnen sind, der einzige selbstständige Kopf Frankreichs, der einzige Journalist, wie Jules Favre sagte, der alles drucken lassen darf, er versäumt keinen Augenblick um das Vertrauen Europa's zu gewinnen und seine Friedensliebe zu betheuern, nur haben alle Mächte doch das Gefühl, als ob dem Frieden nicht recht zu trauen sei, und sie bleiben immer bis an die Zähne bewaffnet. Am 12. Januar 1863 bei der Eröffnung der Kammern sprach der Kaiser vom Thron herab folgende inhaltreichen und der Börse so willkommenen Worte: „Gewöhnlich gefällt man sich darin, in den Handlungen der Souveraine versteckte Triebfedern und geheimnißvolle Berechnungen zu finden, und gleichwohl ist meine Politik eine sehr einfache gewesen: das Gedeihen Frankreichs und sein moralisches Uebergewicht zu vermehren, ohne die in meine Hände gelegte Gewalt zu mißbrauchen noch schwächer werden zu lassen.“ Wenige Monate später ward Europa durch die mexikanische Expedition allarmirt, und die Einnahme von Puebla wurde keine moralische Eroberung genannt.

Als echter Geist des Lichts, als wahrer Ormudz zeigt sich Louis Napoleon in allen volkswirthschaftlichen Fragen

und es hat ihm viel Mühe gekostet, durch den Handelsvertrag mit England den Widerstand der Schutzzöllner zu brechen. Ja er ist selbst mit dem wahren „Retter der Gesellschaft," mit dem wahren Volksmann, mit Schulze-Delitzsch in Verbindung getreten, um diese praktischen auf Selbsthülfe begründeten Assoziationen in Frankreich einzuführen und den für Staat und Gesellschaft so gefährlichen kommunistischen Träumereien ein Ziel zu setzen. Aber trotz seines Eifers für die materielle Wohlfahrt aller Klassen hat der Kaiser es noch nicht begriffen, daß Geist und Materie nicht zu sondern und daß es unmöglich ist, eine vollständige materielle Freiheit ohne eine entsprechende geistige zu gewähren. In dem Augenblick, wo die Regierung wie in Frankreich sich zum alleinigen Herrn der geistigen Freiheit macht, erschlafft der Unternehmungsgeist, der heute sein geistiges und morgen sein materielles Kapital verwerthen will. Der Nutzen allein ist konservativ, während die Intentionen der Regierung schwankend sind, die aus Furcht vor einer Kollision dem Privat-Interesse bestimmte Grenzen setzt. Die Regierung kann heute die Papierfabrikation heben, indem sie den Zeitungsstempel herabsetzt, oder den Straßenverkauf der Tagesblätter erlaubt, aber sie kann morgen auf administrativem Wege derselben Fabrikation die größte Wunde schlagen, wenn plötzlich der Wind in den höhern Regionen sich gedreht hat. Die Freiheit des Unterrichts durch die Presse oder durch das belehrende Wort hat die Regierung vollständig allein gepachtet; die im Winter 1864 begonnenen populairen Vorträge wurden schnell untersagt und die nach Berlin gesandten französischen Professoren bewunderten den Berliner Handwerkerverein, der den Samen der Bildung so verschwenderisch ausstreut, wie ein Wunder aus einer andern Welt. Da in Frankreich nur eine von der Regierung genehmigte Lektüre

gestattet ist, und die Kolportage sehr streng beaufsichtigt ist, so ist die geistige Eßlust und das Bedürfniß der Bildung noch nicht sehr rege; noch dreißig Prozent der französischen Bevölkerung sind Analphabeten und können weder lesen noch schreiben. Wie der Unterricht in den Lyceen oder Gymnasien zurecht gelegt wird, darüber gaben uns die Verhandlungen im gesetzgebenden Körper, die den Lehrplan betrafen, die beste Auskunft. Die Revue de l'instruction publique stellt diesen Schematismus an den Pranger, und sagt wörtlich: Ueberall wo es ein Lyceum giebt erklären in jeder Klasse, an demselben Tage, zur selben Minute alle Lehrer dieselbe Stelle desselben Textes, und sprechen so zu sagen dieselben Worte. Jemand hat vorgeschlagen, alle öffentlichen Uhren in Paris mit der Uhr des Stadthauses zu verbinden und so in allen Vierteln eine gleichmäßige Zeit herzustellen. Was man in Betreff der Uhren vorgeschlagen hat, das ist in Betreff der Schulen realisirt. Nach diesem schönen Reglement unterrichtet nicht mehr ein Mensch, sondern eine Maschine, eine Professor-Uhr, professeur Breguet."

Diese strenge Gewissenhaftigkeit der Regierung, die den Seelen und selbst den Körpern der Schüler ein gleichmäßiges Kostüm, eine Uniform zurechtschneidet, erstreckt sich auf alle Altersstufen. Nur die Speisen dürfen öffentlich gegessen werden, die die väterliche Regierung vorher gekostet hat. Die Ueberwachung der Lesekabinette wird jetzt im großartigsten Maaßstabe ausgeführt. Ein Reskript des Ministers des Innern vom August 1862 befiehlt, daß außer der polizeilichen Konzession des Kabinet-Inhabers Journale nur ausgelegt sein dürfen, wenn sie im Ministerium die Revue passirt haben, und nur solche Bücher verliehen, die den Stempel des Kolportage-Bureaus tragen; aber noch nicht genug mit diesen Sicherheitsmaaßregeln, es sind noch be-

sondere Beamte damit beauftragt, täglich einmal eine Revision der aufgelegten Zeitungen vorzunehmen, und wie es zu Friedrichs II. Zeiten in Preußen Kaffeeriecher gab, die in jeden Topf ihre Nase steckten, ob keine eingeschmuggelte Flüssigkeit darin war, so giebt es an den Ufern der Seine geistige Topfgucker, die, mit ihrer mit der kaiserlichen Brille geschmückten Habichtsnase, die schon einmal destillirten geistigen Getränke zum zweitenmal untersuchen müssen. Und wehe dem Vorstand, bei dem ein unerlaubter Buchstabe gefunden wird! Er bekömmt zuerst eine Nase, die noch größer ist als die Habichtsnase und hat dann den Verlust der Konzession zu gewärtigen.

Aber nicht blos auf diesen Gebieten, auf dem geistigen Territorium finden wir den drohenden Finger der Regierung, auch rein materielle Faktoren, wie der Umsatz und Verkauf von Brod und Fleisch sollen auf administrativem Wege geregelt werden. Und doch ist der Kaiser seit seiner Verbindung mit Cobden dem unbeschränkten Freihandel, der Theorie des freien Verkehrs im innersten Herzen ergeben, aber ewig steht hinter ihm der böse Geist Ahriman, der Geist der Cäsaren, und flüstert ihm zu, daß er die Herrschaft verliert, wenn er nicht alle Fäden in der Hand behält, wenn er nicht die Centralsonne ist, von der alles Leben und Gedeihen in Frankreich abhängt. So kämpfen in der Brust des Kaisers, wie in der des Faust, zwei Seelen, die friedliche Manchester-Seele, die das Gleichgewicht der Ordnung in der freien Konkurrenz der Interessen, im Prinzip der Nichtintervention, gewahrt sieht und die bonapartistische, die in der straffen Regierungsgewalt allein eine dauernde Prosperität erblickt. Aber grade die Franzosen neigen ihrem Charakter nach schon sehr dazu, der Regierung alle Verantwortlichkeit zuzuschieben; je mehr sie darin bestärkt werden, desto kräf-

tiger wird scheinbar die Staatsgewalt, aber desto leichter wird aus einem Personenwechsel ein vollständiger Systemwechsel. Die Londoner haben es noch nicht dahin gebracht, den Omnibusverkehr zu zentralisiren; die industrielle Thätigkeit jenseits des Kanals ist so freiheitsliebend, daß sie selbst auf manche Annehmlichkeiten verzichtet, nur um dem freien Spielraum der Kräfte keine Beschränkung aufzuerlegen. Die Pariser haben seit dem Jahre 1854 den Omnibusverkehr einer Hand, einer Gesellschaft anvertraut; sie haben sich selbst durch den Beschluß ihrer Munizipalität ein Monopol geschaffen, und die Stadt Paris erhält von der großen Aktien-Gesellschaft, die dieses Monopol alltäglich vom Morgen bis zum Abend ausbeutet, eine bedeutende Summe. Für 500 in Betrieb befindliche Wagen zahlt die Gesellschaft jährlich eine Million Francs, so daß die jährliche Abgabe pro Wagen 2000 Francs beträgt; außerdem hat sie das Recht der Linienbestimmung verloren, damit selbst in den weniger bevölkerten Stadttheilen eine regelmäßige Fahrgelegenheit stattfindet. An der Themse würde ein solches Monopol, selbst wenn es wie hier allen Klassen zu gute kömmt, nicht geduldet werden; an der Seine hat es die Fahrlust so erhöht, daß im Jahre 1861 die Pariser Omnibus mit 500 Wagen 76 Millionen Menschen, täglich also 208,000 Personen, die Londoner mit 590 Wagen nur 42 Millionen befördert haben. Dagegen haben im Jahre 1862 während der Industrieausstellung die Londoner Wagenlenker die besten Geschäfte gemacht; da jeder einen Gesellschaftswagen aufstellen kann, so haben viele Individuen, die früher nie den Beruf in sich fühlten, die Menschheit per Achse zu befördern, die günstige Epoche benutzt und in sechs Monaten ein kleines Kapital sich erworben.

Monopole hindern den freien Uebergang von einem

Erwerbszweig zum andern, und das ist die moralische Frucht des freien Verkehrs, daß er den Menschen so beweglich und ihn selbst zum Schöpfer seines eigenen Glückes macht. Wo von Seiten der Verwaltung Hindernisse in den Weg gelegt werden, kann das arbeitsscheue Individuum häufig seine Trägheit der Regierung in die Schuhe schieben, während ihm alle Gründe der Entschuldigung fehlen, wo jeder Weg des Erwerbes offen steht. Die Rede, die Louis Napoleon bei der Preisvertheilung an die Aussteller gehalten hat, die in London der französischen Industrie neue Lorbeern errungen, diese Allokution, die im Louvre am 25. Januar 1863 grade das von uns erwähnte Thema berührte, ist für die kaiserlichen Schwankungen so charakteristisch, daß wir sie hier citiren wollen. „Sie haben," sprach der Schüler Cobden's und der Mann des zweiten Dezember, „Frankreich im Ausland so würdig repräsentirt, daß ich mich beeile Ihnen dafür zu danken. So ist also endlich dieser furchtbare Einfall auf britischen Boden verwirklicht, den man so lange vorausgesagt hatte, Sie haben den Kanal überschritten. Es hat Ihnen in England jene ungebundene Freiheit auffallen müssen, in welcher sich dort die Kundgebung aller Meinungen wie die Entwickelung aller Interessen bewegt. Sie haben die vollkommene Ordnung bemerkt, die trotz der lebhaftesten Diskussion und der Gefahren der Konkurrenz aufrecht erhalten wird. Dies erklärt sich daraus, daß die englische Freiheit immer die Grundlagen achtet, auf welcher die Gesellschaft und die Staatsgewalt ruhen. Die Initiative des Einzelnen, die dort mit rastlosem Eifer ausgeübt wird, überhebt die Regierung der Mühe, der alleinige Beförderer der Lebenskräfte der Nation zu sein; anstatt alles zu regeln, überläßt sie darum gern einem Jeden die Verantwortlichkeit für seine Handlungen. Frankreich

wird eben dahin gelangen an dem Tage, wo wir alle zur Aufrichtung einer vollständigen Freiheit unentbehrliche Grundlagen werden gelegt haben. Durchdringen Sie sich mit den gesunden politischen und kommerziellen Doktrinen und spornen Sie in den Einzelnen eine kräftige Selbstbestimmung an für alles Schöne und Nützliche."

Das sind die eignen Worte des lichtfreundlichen Kaisers. Wollte nun ein Franzose es wagen, diese kräftige „Selbstbestimmung" auf allen Gebieten theoretisch zu predigen, so stände ihm ein trauriges Loos bevor. Verwarnung, Preßgesetz, Sicherheitsgesetz würden auf ihn einstürmen; denn es ist den Franzosen erlaubt, die Freiheit für Polen, Rom, Dänemark rücksichtslos zu fordern, die Freiheit für Frankreich, die nach den Worten des Kaisers „das Gebäude krönen soll" wird aber seit mehr als einem Jahrzehent immer hinausgeschoben und die unglücklichen Franzosen sollen schwimmen lernen, ohne in's Wasser zu gehen.

Ein Volk, dem es nicht gesetzlich gestattet ist, durch die Stimmführer der Presse seine Meinung zu sagen, durch die Schriftsteller, die der große Friedrich die Regenten des Publikums nennt, das ist doch dem Ahriman, dem Geist der Finsterniß verfallen, selbst wenn es gegen römischen Geistesdruck kämpft. Wenn auch die Pariser Alles, was das Leben verschönt, vom Kaiser empfangen, räumliche Wohnungen, Licht, Straßenpflaster, wenn selbst der Kaiser, wie ein wahrer Vater seines Volkes, ihnen das beste Weißbrod garantirt, das niemals einen bestimmten Preis übersteigen darf und persönlich mit dem englischen Bierbrauer Bass in Unterhandlungen getreten ist zur Herstellung eines kräftigen Getränks, wenn die civilisatorische Mission der Aera der Cäsaren sich darin offenbart, daß Frankreich unterdrückten Völkern seinen thatkräftigen Beistand leiht: so können doch

die Fleischtöpfe Aegyptens keine hinlängliche Entschädigung dem Pariser für die verbotenen Früchte des Geistes geben. „Behaglichkeit ohne Freiheit ist werthlos," sagt der Hellene Böckh. Das große Format der Zeitungen war für eine Zeit angelegt, in der die freie Discussion dem Volke gestattet war; das große Format ist geblieben, aber die Menschen sind kleiner geworden. Daher bringen die öffentlichen Blätter lange, sonst ganz nützliche Artikel, die aus Encyclopädien abgeschrieben sind, aber die Dinge, die im Augenblick von der größten Wichtigkeit sind, gar nicht berühren. So brachte die „Patrie," ein halboffizielles Organ, vier lange Artikel über Pferderacen, und zu derselben Zeit ihre Collegin die „Presse" Abhandlungen über die Milch als Nahrungsmittel. Auch hatte die „Patrie" nach langathmigen Leitartikeln es durchgesetzt, daß die bisher ausgeschlossenen Esel endlich bei der Ausstellung der Vierfüßler zugelassen wurden und auf diesen Sieg ihrer Partei sich nicht wenig eingebildet. Wie konnte es auch sonst kommen, wenn der Presse nicht so enge Grenzen gesteckt werden, daß die demi-monde-Literatur, die Literatur der Finsterniß und der nächtlichen Orgien in Paris so blühend ist. Die Literatur der halben Welt muß da blühen, wo die Betrachtung der ganzen Welt der Literatur versagt ist. Mustert man die Buchläden, so hat die Biographie der Rigolboche, einer Cancantänzerin aus Mabille, bereits die fünfte Auflage erlebt und die Memoiren von Leotard, des Gymnastikers im Circus, haben nicht weniger Leser gefunden. Die Gelehrten wenden sich mehr und mehr von der Gegenwart ab, verbergen das gefährliche Licht des Geistes in tiefsinnigen, schwer verständlichen Abhandlungen und die Tagesliteratur ist ganz dem Ahriman, dem Kitzel der Sünde verfallen.

Ein absoluter Herrscher, wenn er so unternehmend ist,

wie der Kaiser der Franzosen, drückt immer dem Volke seinen Stempel auf. Der Parvenü, wie sich einst Louis Napoleon nannte, ist in dem Prunk, in dem Luxus, in dem materiellen Wohlsein der Pariser wiederzufinden. Selbst der großartige Louvrebau, der in fünf Jahren vollendet wurde, dies Problem, das keine frühere Regierung lösen konnte, zeigt doch in seinem Uebermaß von Schmuck und Dekorationen jenen prunksüchtigen Aufwand, der die Kaiserzeit charakterisirt. In den Moden der Damenwelt, deren unfehlbarer Abgott die Crinoline geworden, zeigt sich ebenso das prahlende Element der reich gewordenen Gesellschaft, die ihren Besitz so recht zur Schau stellt. Ist doch die Crinoline weiter nichts, als das hohle Kleidungsstück, das nur durch eiserne Reifen zusammen gehalten wird. Und kann es nicht in sofern auf eine symbolische Bedeutung Anspruch machen?

Und doch müssen wir Deutschen trotz aller dieser Bedenken dem Kaiser einigermaßen dankbar sein, daß er die Zügel der Regierung ergriffen.

Als Wilhelm von Humboldt, der besonnenste Staatsmann, den Görres klar und kalt wie die Dezembersonne genannt hat, als dieser scharfsehende Politiker preußischer Gesandter beim Wiener Kongreß war, und die Nachricht empfangen hatte, daß Napoleon von Elba zurückgekehrt und Ludwig XVIII. geflohen sei, da rief er freudig aus: „Das ist herrlich, das giebt Bewegung!" Diese Bewegung, die das Erscheinen des Onkels hervorrief, diese fortdauernde geistige Friktion, die unsern gefährlichsten Feind, die Lethargie, nicht aufkommen läßt, diese Errungenschaft einer steten Wachsamkeit haben wir auch dem Neffen zu verdanken, er ist der Hecht im Karpfenteich, der sie munter erhält, wie ihn so bezeichnend der Historiker Leo genannt hat. Aber deshalb

müssen wir auch dem Schachspieler an der Seine streng auf die Finger sehen, selbst wenn er einen uns angenehmen Zug macht. Das Timeo Danaos et dona ferentes muß uns immer zur Vorsicht mahnen, und ex ungue Napoleonem unsere Parole sein! Denken wir nur an die Initialen seines Namens: das N. B. heißt Napoleon Bonaparte, aber noch besser übersetzen wir es in Nota bene!

Englische Charakterstudien.

Ein römischer Cardinal, der sich seiner Menschenkenntniß rühmte, behauptete, daß nationale Merkmale trotz aller Verhüllungen bei gewissen Gelegenheiten hervortreten und z. B. einem Glase Wein gegenüber sich nicht verleugnen lassen. Nun ist es zwar bekannt, daß im Wein die Wahrheit liegt und daß sie oft im Rausch zum Vorschein kommt, aber unser frommer Cardinal verabscheut diese Excentricitäten; er verlangt nur ein einziges Glas Wein; der Wein braucht nicht einmal rein zu sein, es kann selbst ein Glas Cardinal sein, und das große Problem der Nationalitäten ist gelöst, sobald eine Fliege in das Glas fällt. Diese getrübte Flüssigkeit löst jede kosmopolitische Maske auf: Der Italiener, sagt unser Gewährsmann, stellt das Glas weg, der Franzose nimmt die Fliege heraus und der Deutsche schluckt sie mit hinunter. Ohne uns darüber zu grämen, daß wir Deutsche die Nation der armen Schlucker geworden sind — die Päpste nannten uns Terra obedientiae, das Land des Gehorsams —, wollen wir unserer Gesellschaft noch einen vierten Gast, einen Engländer, hinzufügen, und fragen nun alle Kenner Großbritanniens, was würde der Engländer in einem so kritischen Falle thun? Er hätte mit größter Ruhe das Glas nicht weggestellt, wie der Ita=

liener, sondern ausgegossen, gereinigt und nicht geduldet, daß der Franzose darin herumwirthschafte.

Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht, sagen die Engländer, während die Italiener beides nicht besitzen, und die Furcht des Herrn so wenig, daß sie selbst in den Vorhallen seiner Tempel irdischen Bedürfnissen huldigen. Wenn die Reinheit des Leibes auf die der Seele schließen läßt, so müssen die Engländer das sittlichste Volk der Erde sein, und wirklich können wir uns, trotz aller londoner Garottirungen, kaum von diesem Gedanken losmachen, wenn wir an der englischen Küste landen und nun einen Blick in das Innere des Landes thun. Welch ein eigenthümlicher Zauber umweht den englischen Pachthof! Dieses Farmerleben athmet eine idyllische Ruhe und dieses weißgetünchte, nicht mit Stroh, sondern mit Schiefer gedeckte Haus, das der schützende Epheu umschlingt, scheint nur glückliche Bewohner mit rosigen Wangen zu beherbergen, die in dem Wechsel der Arbeit und Ruhe so recht ihres Lebens froh werden. Wie sorgfältig ist das Gärtchen gehalten, das wir beim Eintritt passiren müssen! Wie reinlich ist der Hof, die Ställe, wo selbst die Wirkungen der Stallfütterung kaum das Auge beleidigen, und mit welcher fast ängstlichen Accuratesse sind in dem stattlichen Wirthschaftsgebäude die eingesammelten Früchte aufgespeichert! Nun ist diese Farm, diese Cottage nicht etwa eine rühmliche Ausnahme oder eine besondere Musteranstalt, nein, England ist das Land der höchsten Freiheit und der höchsten Regelmäßigkeit; selbst die Regel duldet hier keine Ausnahme. Während auf dem Continent „Uniform“ nicht immer mit Eintracht zu übersetzen ist, hat hier die Sitte, die Ordnung die höchste Uniformität hervorgebracht; in der Art der Einrichtung unterscheidet sich ein Haus nicht vom andern, ein Hof nicht vom andern, und selbst ein Blinder

weiß in allen Häusern Altenglands Bescheid, da jedes Möbel seine bestimmte Stelle hat. Diese unveränderliche häusliche Anordnung, durch eine pedantische Reinlichkeit bewacht, ist die Magna-Charta des häuslichen Lebens, der sich jeder freiwillig unterwirft, indem die anerzogene Sitte das beste Gesetz geworden ist. Deshalb können die Engländer nicht in geräuschvollen Kasernen wie wir wohnen, wo Grenzstreitigkeiten unvermeidlich sind und der freche Muthwille eines einzigen Schlafburschen die ganze Hausordnung über den Haufen werfen kann; sie müssen die echten Sprößlinge der alten Germanen sein, ihre Wohnungen müssen befestigten Burgen gleichen und „My house is my castle" ihr unwiderruflicher Wahlspruch sein. Tacitus hat in seiner „Germania", ohne es zu ahnen, noch das heutige England beschrieben, wo es noch bis zur Stunde keine zusammenhängenden Dörfer giebt. „Die germanischen Völkerschaften", sagt der römische Ethnograph, „dulden keine unter sich verbundenen Wohnungen; hier und da zerstreut, hausen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt hat. Vicos locant non in nostrum morem, connexis et cohaerentibus aedificiis." (Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, so, daß die Gebäude zusammenstoßen, jeder umgiebt sein Haus mit einem leeren Raum.) Ja, Tacitus, deine Angelsachsen, die die Ruhe des häuslichen Herdes lieben, sie sind noch bis heute dieselben geblieben, und wenn sie auch seitdem das mächtige Volk der Erde geworden, ihre patriarchalischen Tugenden, ihr Sinn für die stillen Reize des Hauses und der Familie, ihre Liebe zu der erfrischenden, stärkenden Natur, ihre Selbstständigkeit und ihr Gehorsam, ihre Freiheit und ihre Achtung vor dem Gesetz, das ist noch nicht untergegangen, und die Wellen des geschichtlichen Lebens, so viel Menschenleiber

und Städte sie auch hinweggespült haben, sie vermochten es nicht, diesen Felsen der alten Satzungen trotz aller Stürme auszuhöhlen, noch weniger zu verschlingen. Ja diese ewig reisende und unermüdliche Nation nimmt sogar, wie Thackeray sagt, ihre Tugenden und ihre Laster, ihre Abgeschlossenheit, ihren Stolz, ihre Vorurtheile, ihre Pillen und ihren Cayennepfeffer ins Ausland mit und kehrt heim so unverändert wie von einem Spaziergange, als hätte keine jahrelange Wanderung stattgefunden.

Was ist der Grund dieser Unverwüstlichkeit der Engländer? Weshalb ist der Sohn Albions derselbe am Nordpol wie am Südpol? Weshalb haben die Eisenbahnen, die er zuerst angelegt, so wenig auf den Volkscharakter eingewirkt? Tausende von Engländern sind jetzt täglich in Frankreich und importiren französischen Luxus, französische Moden, aber weshalb wird es ihnen nie einfallen, auch französische Sitten zu importiren? Die höflichen Franzosen mit ihren stehenden mercis und pardons haben den Engländern schon so lange Unterricht in der Kourtoisie gegeben; ja schon 1745 ließen sie den Engländern in der Schlacht von Fontenay den ersten Schuß. A vous, Messieurs les Anglais, nous sommes chez nous! riefen die französischen Garden den gegenüberstehenden Schlachtreihen zu. Und das alles ohne Erfolg! Die Engländer werden niemals in der Heimat mit dem ersten besten Landsmann, den ihnen die Reise zuführt, ein unbefangenes Gespräch anknüpfen; sie werden nie in einer Gesellschaft mit jemand ein paar Worte wechseln, der ihnen nicht vorgestellt ist, obgleich sie einige Seemeilen weiter in einer französischen Gesellschaft in Boulogne, wie dies in Frankreich Sitte, niemand vorgestellt werden, da alle Personen in einem Salon vollkommen gleich sind und nur in der Anrede nach den Geschlechtern unterschieden

werden. Weshalb führen diese Inselbewohner diese unzerstörbare Krystallglocke mit sich herum? Das englische Sprichwort sagt: „Der Engländer läßt seine Moral am Cap der guten Hoffnung, aber sobald er zurückgekehrt, wird er wieder ein frommer, häuslicher Mann", und Lord Byron hat es schwer büßen müssen, als er romanische Anschauungen und Gewohnheiten in sein Vaterland herübernehmen wollte. Auch den elektrischen Strömen ist es nicht gelungen, ein anderes Fluidum in die Adern dieser Nation zu leiten, und wenn man von den Franzosen behauptet, daß sie seit der Französischen Revolution weit ernster und arbeitsamer geworden sind, wenn die Deutschen in neuester Zeit mehr das Gefühl der Nationalität haben und nicht mehr ihre Nachbarn so überaus bewundern, so sind die Engländer in ihren Sitten, Gewohnheiten, in ihrer geistigen Richtung durchaus stabil und haben höchstens seit dem Krimfeldzug in der Cultur ihrer Bärte einige Aenderungen eintreten lassen. Aber wenn Schopenhauer meint, daß der Bart dem Mann deshalb gegeben sei, weil er nicht so leicht seine Gesichtszüge beherrschen kann als die Frau, und deshalb immer seine Eindrücke verrathen würde, so ist dies doch bei dem echten Gentleman nicht zutreffend; sein ganzes Wesen ist so englisch, daß der Wald der Haare diese charakteristischen Merkmale nicht verbirgt, und man erkennt erst recht den Vogel an seinen Federn. Wie wenig haben die Kunstwerke, von denen der Adel in seinen Schlössern die herrlichsten Sammlungen besitzt, auf den ästhetischen Geschmack des Volks gewirkt! Und doch soll der Adel in England immer die tonangebende Macht sein! Man begreift nicht, wie es möglich ist, ein solches vierfüßiges Ungethüm wie die Reiterstatue Wellington's mit dem Federhut auf dem Kopf dem Hydeparkthor als decorativen Schmuck zu geben!

Es muß in der englischen Natur ein starrer, granitener Kern sein, der allen Einflüssen von Schule, Erziehung und Anschauung widersteht. Dem berechnenden Volke des modernen Rom, das in allen Welttheilen sein Banner aufpflanzt, das nur der Politik der Interessen folgt, fehlt die Begeisterung für das Schöne, dieses Wohlgefallen ohne Interesse. Wenn Jupiter die Jo im Nebel umarmte, so muß es kein englischer Nebel gewesen sein, denn hier ist das plötzliche Aufflackern der Leidenschaft nicht gentlemanlike und weder Göttern noch Menschen gestattet. Im alten Rom war man bei jedem Begegnen auf der Straße Küssen ausgesetzt nicht nur von Freunden, sondern von jedem, der seine Ergebenheit bezeigen wollte, und mancher Mund mochte nicht sauber sein. Effugere Romae non est bascationes, man kann den Küssen nicht entfliehen, klagt Martial. Im modernen England ist ein leidenschaftlicher Kuß verpönt, dagegen ein Kuß aus Interesse, ein politischer Kuß, wie ihn die 23jährige Georgine Spencer, Herzogin von Devonshire, einem dicken Fleischermeister gab, damit dieser für Fox stimmen sollte, allgemein bewundert; ein solcher Verkauf der Lippen erregt in dem Lande der Kaufleute die höchste Bewunderung. In andern Fällen mag jeder seinen Mund halten und sein Herz im Zügel. Noch vor kurzem wurde ein Zimmergeselle, der einer Lady, von ihrer Schönheit hingerissen, einen Kuß gegeben hatte, zu sechs Monaten Zuchthaus wegen „grober körperlicher Mißhandlung" verurtheilt. Sonst entscheiden ihre Gerichtshöfe bei der großen Achtung vor dem Eigenthum, daß alles, was geraubt ist, wiedergegeben werden muß, und gestatten dann eine Verkürzung des Strafmaßes; nur ein geraubter Kuß findet keine mildernden Umstände und von wiedergeben ist keine Rede. Als im alten Athen die schöne Phryne der Gotteslästerung angeklagt

war, verlor ihr Advocat Hyperides kein Wort vor ihren Richtern, sondern enthüllte nur ihren schönen Busen, der als ein Orakel der göttlichen Allmacht sofort das freisprechende Votum der Richter veranlaßte. Ein englischer Gerichtshof hätte in einer solchen plastischen Art der Vertheidigung, in diesem argumentum ad hominem die höchste Blasphemie gesehen und würde den Vertheidiger noch stärker bestraft haben als die Verklagte. Denn in keinem Lande ist die Natur so verpönt wie bei diesen Insulanern, und noch vor zwei Jahren entschied eine Parlamentsacte, daß selbst die Schüler der Londoner Akademie nur nach bekleideten Modellen malen dürfen. Diesem Hause der Gemeinen, das einen solchen barbarischen Beschluß fassen konnte, diesem Hause, in dem man so oft Dichter citirt, ruft ein Göthe zu: „Wir sind gewiß von Herzen unanständig, doch das Antike find' ich zu lebendig." Die frommen Engländer denken jeden Sonntag, wo das Geschäft ruht, an den Sündenfall. Wahrscheinlich kennen sie auch die Antwort, die Friedrich der Große seinem Freunde Voltaire auf die Frage gab, in welcher Sprache wohl die Schlange die erste Dame des Paradieses, die Allmutter Eva, angeredet habe. Der König erwiderte: „Natürlich in der englischen, die, gleich der Schlange, die meisten Zischlaute hat." Und doch waren die Engländer nicht immer so bußfertig, so fromm und so fleißig. Sie waren wie unsere Turner frisch, frei, fromm und fröhlich; aber von der Fröhlichkeit, von dem merry England ist jetzt in den Fabrikstädten, wo die rauchenden Essen, die brausenden Maschinen den Ton der Freude ersticken, nicht viel mehr zu spüren. Vor Eduard III. waren die Engländer die heitersten Taugenichtse der Welt. Mit Italienern, Holländern, Deutschen konnten sie sich in Beziehung auf mechanisches Talent und Industrie nicht vergleichen; keine Erfindung des

Mittelalters ist von ihnen gemacht worden. Da zog der König geschickte Weber aus Flandern ins Land, und wie wenn ein befruchtender Regen auf eine verdorrte Fläche fällt, so sproßten plötzlich die Werkstätten empor und Tausende von Händen strebten danach, die Palme der Kunstfertigkeit zu erringen und Europa mit allen Artikeln einer auf das Solide gerichteten Manufactur zu versorgen. Seit der Zeit preist man die Engländer allerorten und sie sind die besten Weber geworden. Seit der Zeit stehen sie fest in der mercantilen Suprematie; selbst ihr Vetter Jonathan konnte den Wasserbeherrschern den Dreizack nicht entreißen, und über ihr politisches Leben sprach einer ihrer ersten Staatsmänner das große Wort: „It works well" („Die Staatsmaschine geht durch sich selbst"). Mag der Continent noch so oft von weit um sich greifenden Revolutionen erschüttert werden, an der englischen Küste scheitert seit zweihundert Jahren jedes Schiff, das die rothe Flagge trägt, und der einfache Stab des sonst nicht bewaffneten Policeman reicht hin, um das Gesetz, um den Willen der Majorität an allen Orten triumphiren zu lassen. Von der französischen Revolution sagt Hegel, daß damals die Welt das wunderbare Schauspiel sah, daß eine ganze Nation sich auf den Kopf stellte. Die Engländer haben sich immer fern von diesen gymnastischen Künsten gehalten; sie sind kein Volk der theoretischen Initiative und haben immer ihr Auge auf das Reale gerichtet. Während die Franzosen den Luftballon erfanden, entdeckten die Söhne Albions das Gesetz der Schwere; sie sahen, daß in ihrem Lande Kohlen und Eisen nebeneinander liegen, und diesen beiden Producten von großer specifischer Schwere haben sie es zu verdanken, daß sie niemals ihren Schwerpunkt verloren. Selbst wenn sie Niederlagen erlitten, wenn das Vaterland in Gefahr war,

wenn das Uhrwerk des Staats plötzlich still zu stehen schien, so vertrauten sie doch ihren nationalen Gewalten und begingen niemals die Thorheit, an der Uhr die Feder zu zerbrechen. Dieses praktische, auf das augenblicklich Nützliche gerichtete Element ließ es niemals zu, daß die schönsten Träume der Menschheit auf dieser Insel einen fruchtbaren Boden fanden. Hatten wirklich zu einer Zeit die idealen Principien gesiegt, dann wurden sie in einer andern mit der Elle des Krämers gemessen. Der edle Wilberforce beantragte achtzehnmal die Befreiung der Sclaven im englischen Parlament; endlich ward ihm der Sieg und es fielen die Ketten. Unter dem begeisterten Zuruf aller Menschenfreunde sprach England den Grundsatz aus, daß die Barbarei, daß ein Mensch das unbeschränkte Eigenthum eines andern Menschen sein könne, aus der Welt verschwinden und mit allen Mitteln vernichtet werden müsse. Und nicht bloß in seinen Colonien führte England den Beschluß des Parlaments aus, es schloß mit den seefahrenden Nationen dahinzielende Verträge ab und zahlte sogar am 20. Februar 1818 400000 Pf. St. den spanischen Rhedern, die den Sklavenhandel betrieben, als Entschädigung. Noch vor wenigen Jahren wurde die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“ an der Themse mit der höchsten Begeisterung in allen Kreisen und Salons empfangen und ihre Reise durch England glich einem Triumphzug. Und wie sieht es heute aus? Die „Times“ vom 18. Januar 1863, die „Times“, die immer weiß, wohin sich der Wind der öffentlichen Meinung wendet, entblödet sich nicht, mit der Berufung auf die Bibel, durch Anführung einiger alttestamentarischer Verse, worin die Behandlung der Knechte geregelt wird, das Recht der amerikanischen Sklavenhalter zu preisen, und die „Weekly-Dispatsch“, ein sonst demokratisches Sonntagsblatt, stimmt

damit überein. Ein solcher Umschwung, der mit so dürren Worten von dem ersten Organ der Presse ausgesprochen wird, ganz ohne beschönigenden Deckmantel, ist nur in einem Lande möglich, in dem die stabilen, ethischen Principien, die Rechte, die mit uns geboren sind, so wenig Einfluß auf die praktische Staatsverwaltung haben. Wissenschaft und Leben sind nirgends so getrennt wie auf diesem Eiland, und während sich in Frankreich der Einfluß der Encyklopädisten, in Deutschland der Einfluß der Universitäten auf die staatliche Bewegung genau nachweisen läßt, standen die englischen Philosophen immer nur vor der Pforte des Staatsgebäudes, das, vereint mit der Hochkirche, ihnen den Eingang verschloß.

Aber wie stimmen diese schroffen Wandlungen mit der so gepriesenen Englischen Stabilität? Wenn sich in einem halben Jahrhundert die Ansichten so ändern können, sind wir da nicht auf einem schwankenden Boden? Wir wären es, wenn es nicht etwas gäbe, was noch unwandelbarer ist als die ethischen Principien, noch unwandelbarer als die angeborenen Menschenrechte. Und das ist das Einmaleins, der kaufmännische Nutzen. Der deutsche Michel zieht sich die baumwollene Schlafmütze über die Ohren und träumt sich in eine glückliche Welt, wo es keine Sklaven giebt; der ewig wachsame Engländer sieht sich die baumwollene Kopfbedeckung genau an und denkt an die Zeit, wo er sie nicht mehr zu so billigem Preis liefern kann, die schreckliche Zeit, wo er nicht mehr in der Wolle sitzt, wo der Sklave im Süden Amerikas sich weigert, das tägliche Pensum Baumwolle seinem Herrn und Gebieter abzuliefern. Die Befreiung der Sklaven war eine philosophische Frage, die Baumwollenkrisis ist eine Lebensfrage. Die Macht, die Größe, der Reichthum des Landes hängt davon ab, lauter

reale Größen, und es ist besser, das Leben zu retten als die Ehre. „L'honneur sans argent n'est qu'une maladie", sagt spöttisch Molière, und der englische Kaufherr fürchtet diese Krankheit und „zittert vor dem Sklaven, wenn er die Kette zerbricht." „Alles hat seine Zeit", sagt der weise Salomo, dieser echte Repräsentant der Lebensphilosophie, und es wird wieder die Zeit kommen, wo die „Times" für philosophische Principien eine gefürchtete Lanze bricht. Erst kommt die mercantilische und dann die philosophische Speculation, und Shakspeare läßt den Menenius Agrippa sagen: „Nur der Mensch, der zu Mittag gespeist hát, ist mild"; derselbe Shakspeare, der die Unvereinbarkeit von Poesie und Handel in seinem „Kaufmann von Venedig" in so feinen Zügen dargethan hat. Antonio ist der einzige poetische Kaufmann in der dramatischen Literatur, aber er muß auch dafür büßen und macht im dritten Act Bankrott. Die kaufmännische Ehre, der Credit des einzelnen und der Staatscredit, das ist das Credo der Engländer und deshalb ist England so groß, während andere Staaten nur zu häufig die ökonomische und die subjective Ehre in die Schanze schlagen. Wenn andere Regierungen die Börse und das Parlament auflösen, hält die kaufmännische Nation die Börse fest und ist deshalb gesünder und vor innerer Auflösung geschützter als jene Staaten, deren innerster Nerv durch langjährigen Druck auf die edelsten Theile des Gehirns ebenso krank ist wie der nervus rerum. Nun gehört zum Krieg, wie Montecuculi sagte, dreimal Geld, ein dreifacher nervus rerum. Deshalb machen auch reiche kaufmännische Staaten ihre auswärtigen Kriege in ganz anderer Art ab, ohne dabei den Patriotismus, der eine unberechenbare ideale Größe ist, zu entflammen, und die Engländer konnten mit größter Ruhe blos des Opiums wegen Krieg

führen, das doch ein mehr einschläfernder als begeisternder Trank ist. Diese geschäftsmäßige Art der Kriegführung läßt einen nur ritterlichen Stand nicht aufkommen, und so naiv es auch klingt, so consequent war es, als man im Krimkrieg den Vorschlag machte, doch das ganze menschenschlachtende Geschäft einer wohlaccredirten Actiengesellschaft anzuvertrauen; ja es ist notorisch, daß die Engländer den Kaffern, als sie mit ihnen im blutigsten Kriege waren, ganze Schiffsladungen von Waffen lieferten, weil, wie sie sagen, wenn sie es nicht thäten, es die Franzosen, Belgier, Holländer thun und sie obendrein außer den Kriegskosten noch den Gewinn verlieren würden.

Welches verhängnißvolle Prognostikon ist aber einem solchen Staate zu stellen? Sind Gewinn und Verlust Factoren, auf denen ein Staatsgebäude dauernd ruhen kann? Sind nicht die größten Reiche durch den Dienst des Mammon, durch die Verehrung des goldenen Kalbes untergegangen? Das alte Rom zeigt uns, wie ein Staat in seinem eigenen Fett ersticken kann, wie Luxus und Reichthum zum Untergang führen. Das kleine Dörfchen Bethlehem siegte über die Beherrscherin der Welten und eine sittliche Idee hat mehr Kraft als ein Wald von Masten oder Lanzenspitzen. Es geht ein bestimmtes Gesetz durch die Geschichte der Völker, daß, wenn eine materielle oder geistige Kraft bis auf die äußerste Spitze getrieben wird, die Spitze zuletzt umschlägt und ihren Träger verwundet. Heizt man eine Dampfmaschine ohne einen Regulator der Dämpfe, so ist in jedem Augenblick Gefahr, daß der Kessel platzt. Selbst Symbole, die der Ausdruck einer sittlichen Pflicht sind, verlieren ihre Kraft und ihre Bedeutung, wenn sie zu häufig maßlos angewendet, wenn sie alltäglich werden. Als im alten Rom Tausende von Statuen errichtet und mit der

Pflicht der Dankbarkeit ein modisches Spiel getrieben wurde, verbat sich der strenge Cato von Utica ein solches Denkmal und meinte, es sei besser, daß man frage, nicht warum er eine, sondern warum er keine Statue bekommen habe. Selbst die Geschichte der Sprache zeigt uns, daß Wörter ihre Bedeutung verlieren, wenn sie uns nicht mehr heilig, sondern nur als Deckmantel für sophistische Künste benutzt werden. Wenn eine Partei einen frechen Mißbrauch mit den so ehrwürdigen Wörtern Frömmigkeit, Glaube, Religion treibt, so muß man, um jeder Mißdeutung zu entgehen, der wahre Glaube, die wahre Frömmigkeit hinzufügen. Sonst bedeutete „Spitzbube" einen tapfern Buben mit der Lanzenspitze, jetzt ist es ein Schimpfwort geworden, und das „Weibsbild", das Luther noch so heilig hielt, ist jetzt nicht mehr das Urbild des Weibes. Der ewig strebende Geist verlangt nach neuer Nahrung; das, was alltäglich wird, hört auf, Ideal zu sein, und die Menschheit gleicht dem Faust, der klagend ausruft: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" Faust geht unter, weil er die beiden Seelen, die ideale und die reale Strömung, nicht in Einklang zu bringen vermag. Muß nicht England dasselbe Schicksal haben? Ist nicht die Nation dem Untergange nahe, die eine versteinerte Hochkirche hat? Die den tiefsten Gedanken der Neuzeit einen Proceß macht? Die nur die Handelsflotten, aber nicht den Geist über den Wassern schweben sieht? Die Nation, die den Knopf an der Geldtasche für das Sinnbild der Freiheit hält und einseitig „sich hält in derber Liebeslust an diese Welt mit klammernden Organen"?

Die Geschichte lehrt uns, daß das größte römische Weltreich zerfiel, weil es dem Luxus und der Ausschweifung fröhnte. Und doch ist das Schlachten des goldenen Kalbes noch moralischer und ideeller, als dasselbe zum Maßstab der

Werthschätzung zu machen. In den classischen Sprachen wirkt der Mangel an eigentlicher Gemeinheit auf Herz und Kopf so wohlthuend, und dieser Mangel rührt daher, weil die Alten keine Verehrer des Mammon waren. Der Gentleman hieß bei den Griechen καλοκαγαθός, homme comme il faut, vir factus ad unguem, feinartig bis auf den Nagel, womit die Bildhauer ihren Modellen die letzte Feile gaben. Redensarten wie: „How much is he worth", wie viel werth, d. h. wie viel Geld hat er, findet man weder bei griechischen noch römischen Autoren. In Frankreich fragt man, wenn von der Mitgift einer jungen Dame gesprochen wird: „Quelle espérance?" d. h. was sie in dem günstigen Fall zu erwarten hat, wenn ihre Aeltern bald sterben. Von solchen die Sittlichkeit vergiftenden Maximen hielt die Alte Welt sich fern und dennoch wurden ihre Reiche von der historischen Katastrophe nicht verschont. Sollte die Nation, bei der das „How much is he worth?" eine alltägliche Frage ist, nicht der Sündfluth nahe sein? Wo der Glaube an die Banknote so fest ist, wie an die Hofkirche, und nicht das gute, sondern das richtige Exempel den Nacheifer der Menschen anregt, da ist etwas faul im Staat, und dieser Fleck frißt immer weiter wie der in einer Marmorsäule. Als die Klopfgeister in England ihr Wesen trieben, deponirte ein echter Englishman eine Hundertpfundnote in der Englischen Bank und forderte sämmtliche Medien, Spiritualisten und Tischrücker auf, ihm die Nummer der Note zu nennen und sofort den Betrag in Empfang zu nehmen. Er forderte sechs Monate lang in allen Zeitungen auf, aber vergebens; da erklärte er dann: „Jetzt ist es erwiesen; das Orakel des Tisches ist nur ein Humbug, eine Lüge, ein Betrug." Das Ansehen der hölzernen Spiritualisten wurde durch diesen praktischen Mann bedeutend er-

schüttert. Die Frage, ob der Tisch eine Seele habe, war von keiner Bedeutung, sondern ob diese Seele sich praktisch verwerthen und das Geld aus dem Kasten springen lasse. Die deutschen Geisterbeschwörer suchten damals den Kastengeist a priori zu ergründen und ihre Anhänger ergingen sich in breiten Excursen über Magnetismus, Elektricität und Somnambulismus. Sie waren zu sehr Schwärmer für ihre heilige Sache, um sie mit einem prosaischen Portemonaie in Verbindung zu bringen, während die Engländer bei weitem gläubiger sind, an der Tradition nie rütteln, aber doch zur blinden Schwärmerei sich nicht erheben können. Wer aus den Varnhagen'schen Memoiren weiß, in wie hohen Kreisen die leeren Tische mehr gefeiert wurden als die mit den schönsten Speisen und Getränken besetzten, der wird Norddeutschland, die Wiege der Reformation kaum wiedererkennen, und erst der gesunde süddeutsche Volkswitz mußte mit Einem Schlag den Vorhang zerreißen und dieselbe Aufklärung in Einem Wort geben wie in England mit einer Hundertpfundnote. Dieses goldene Wort fand sich damals in den „Fliegenden Blättern", die es kategorisch aussprachen; „Der Tisch dreht sich, denn schon das Sprichwort sagt: „Der Klügste giebt immer nach."

An diesem Einen Beispiel können wir ersehen, wie die Engländer selbst die Absurditäten der Geister und Gespenster nur mechanisch auffassen, und daß die Guineen eine geistige Macht geworden. Die Engländer nennen daher sehr bezeichnend die Apparate für Physik und Chemie „philosophische Instrumente," weil ihre Philosophie, ihre denkende Betrachtung nur a posteriori, nur aus der Erfahrung ihre Schlüsse zieht. Durch Schaden wird man klug; aber dies ist nur eine negative Klugheit; die positive besteht darin, den Schaden vorauszusehen und ihn zu vermeiden. Sollten

die englischen Kaufleute, die nach der Aufhebung der Korngesetze das Land regieren, diese positive Klugheit nicht besitzen? Und wenn sie sie besitzen, wie ihre Geschichte lehrt, ist nach diesen kaufmännischen Maximen ein Land zu regieren? Repräsentirt nicht der Staat eine sittliche Idee und sind Nutzen und Schaden etwa Kategorien der Sittlichkeit? Darauf sagt Adam Smith, der Nationalökonom: „Was Klugheit in der Wirthschaft einer Familie, das ist schwerlich in der Wirthschaft eines Staats als Thorheit zu betrachten." Folgen wir dieser Autorität, deren ökonomische Prinzipien sich jetzt in allen Nationen Geltung verschaffen, so ist kein Zweifel, daß ein so haushälterisch geleiteter Staat wohl große Reichthümer häufen kann, aber die Grundpfeiler, die dem Staatsgebäude erst einen dauerhaften Mörtel geben, die Tugenden des Patriotismus, der Aufopferung, der Hingebung, sie fehlen ihm und er wird bald bei fallenden Cursen die Beute seiner Feinde werden. Als der Numidier Jugurtha von dem verkommenden Rom heimkehrte, wo er sich im Senat durch Bestechung eine Partei gebildet, rief er aus: „O urbem venalem, si emtorem invenerit" — die ganze Stadt wäre zu kaufen, wenn sich ein Käufer fände! Wo ist nun der Käufer, der England in die Tasche steckt? Dieser Käufer, und das ist Englands Größe, ist nicht vorhanden, nicht blos wegen des hohen materiellen Werths, nein, wir sagen es gerade heraus, weil in diesem Lande der Erbweisheit der sittliche und der materielle Werth Hand in Hand gehen. Die allgemeine materielle Wohlfahrt und die höchste Sittlichkeit sind keine Gegner. Die Times, die immer die Wahrheit sagt, wenn sie keine Ausrede mehr übrig hat, gesteht es endlich ein, während der Verhandlungen der Konferenzen, nachdem sie Monate lang für Dänemark Partei genommen, daß die

Sittlichkeit eines englischen Ministeriums darin bestände, der Stimme des Landes zu folgen. Die Times vom 8. Juni 1864 sagt wörtlich: „Die Unbeweglichkeit des Landes, welches die Ermahnungen einer wenigen Enthusiasten stillschweigend zurückwies, war Schuld, daß auf Lord Russel's ritterliche Erklärungen nicht die entsprechenden Thaten gefolgt sind. Die schleswig-holsteinsche Frage ist von keiner europäischen Bedeutung und keine Klasse von Politikern hätte jemals den Gedanken nähren sollen, daß England für eine solche Sache Armeen über's Meer senden werde, stark genug, um mit der gesammten Macht Deutschlands zu streiten. Wir glauben, daß die Konservativen, wären sie im Amte gewesen, ebenso unbesonnen gesprochen und durch die öffentliche Meinung sich gezwungen gesehen hätten, ebenso besonnen im Handeln zu sein." Welche andre Zeitung in welchem andern Lande würde noch ein solches pater peccavi anstimmen! Nur der materielle Schaden, den England durch einen Krieg für Dänemark erleiden würde, nur die Gewißheit einer Leistung ohne entsprechende Vergütigung bringt das größte Organ des Landes dazu, endlich die Wahrheit zu sagen und öffentlich Buße zu thun und zu erklären, daß die Minister, um nicht zu sagen absichtlich gelogen, aber unbesonnen gesprochen hätten. Das Selbstbekenntniß der Schuld ist das erste Stadium der Sittlichkeit. Und blättern wir weiter in den Annalen der Times, so ist sie so naiv zu erklären, daß sie selbst und die gesammte englische Presse nur deshalb ehrlich und wahrheitsliebend, weil in unsrer Zeit die Wahrheit noch am besten bezahlt wird. Bei Gelegenheit eines Prozesses, den ein Mr. Glover gegen den französischen Minister Billault angestrengt hatte, weil dieser ihm, dem Redakteur des Morning Chronikle, für bestellte Leitartikel 14,000 Pfund Sterling schulde, sagt die Times vom 26. No-

vember 1862: „Kein Mann von Welt wird heut im Ernst glauben, daß ein englisches Blatt im Solde der englischen Regierung stehe, weil es nicht die Mühe lohnt ein bestechliches Blatt zu kaufen. Die Freiheit der Presse hat der feilen Schreiberei den Garaus gemacht. Dieses Gewerbe blüht am besten, wie das Schmugglergeschäft, unter einem Zwangssystem und verschwindet vor dem Freihandel und der offnen Konkurrenz. Das Gewissen und die Vernunft sind bessere Gönner und zahlen besser als Höfe und Minister, und wer den letzteren dient, macht bald die Entdeckung, daß er mit seiner Ehre auch sein Interesse geopfert. Die englische Presse hörte auf bestechlich zu sein, als der kommerzielle Werth der Ehrlichkeit sich herauszustellen anfing."

Da hat die Times das rechte Wort gefunden. Der kommerzielle Werth der Ehrlichkeit! Die Freiheit in England ist nicht der Freiheit wegen da, nicht der sittlichen Motive, nicht der Menschenrechte wegen, sondern weil sich mit der Freiheit und nur unter der Fahne der Freiheit das beste Geschäft machen läßt. Die Tugend setzte sich zu Tisch, weil das Laster auf die Dauer sich nicht bezahlt macht, und die praktische Tugend sagt, ohne nach den Motiven zu fragen: Ehrlich währt am längsten und giebt den längsten Kredit. England ist dem Namen nach ein protestantisches Land, aber doch zeigt sich seine innerste Religion nicht in dem frommen Glauben, der, wie die Tugend, jeden Zweck verschmäht, sondern in den guten Werken, die den ausgesprochenen, gewiß nicht tadelnswerthen Zweck haben, schon hienieden die Majorität selig zu machen. England hat in seiner Verfassung, in seiner Gleichheit vor dem Gesetz, in seiner Selbstverwaltung trotz aller socialen Schrullen die sittlichen Wurzeln seiner Prosperität, und dieser

organisch emporgewachsene Baum steht fester als mancher eingesetzte Freiheitsbaum. In den Zweigen dieser angelsächsischen Eiche wohnen innig verbunden die beiden Dryaden, die beiden Seelen der realen und der geistigen Welt, und formen jenes kunstreiche Blätterdach, das vor dem erkältenden Regen ebenso schützt wie vor den sengenden Strahlen der Sonne. Und diese Eiche steht auf jenem immergrünen Rasenteppich, dessen kunstreiche Pflege uns die Innigkeit des englischen Gemüths offenbart, die dem einfachen, prunklosen Grase eine höhere Kultur zuwendet als der putzenden Zierpflanze. Wie Montesquieu sagt, holten die Engländer ihre Verfassung aus den deutschen Wäldern, und macht uns Deutschen damit das Compliment, daß wir in unserm Holz das beste verfassungsmäßige Material haben; aber das Schlimme ist, daß wir trotz unserer Kultur so häufig den Wald vor Bäumen nicht sehen und die große Eiche zersplittert haben. Unsere Bildung, Wissenschaft und Kunst war mehr vom Leben abgewendet und Goethe klagt oft genug darüber; die Reformation war nur eine religiöse Befreiung, während die stammverwandten Insulaner sich mehr harmonisch entwickelten und das, was sie innerlich waren, auch äußerlich dazustellen suchten. Selbst ihre Parks sind ein Bild ihres grünen Eilands, ein Eiland im Walde, in dem die freieste Phantasie zugleich mit der Regel, mit der Ordnung vermählt ist, während die französische Gartenkunst in ihren geradlinigen Alleen und geschorenen Hecken uns gleich an das Sinnbild der Gewalt, die Censurscheere, mahnt. Geistige Riesen hatten daher in England immer ein trauriges Schicksal; Byron und Shelley, die sich über alle englischen Satzungen hinwegsetzten, waren in England geächtet. Spinoza's theologisch-politischer Traktat ist erst in diesem Jahre zum ersten mal übersetzt worden; in vielen

Uebersetzungen des Goethe'schen „Faust“ fehlt noch der Prolog; seine „Wahlverwandtschaften“ gelten noch heut selbst dem sonst so kecken Thackeray als ketzerisches Buch, und noch vor kurzem äußerte ein Parlamentsmitglied im Hause der Gemeinen, als die Aufhebung bestimmter Verwandtschaftsgrade bei Eingehung einer Ehe infolge einer Petition beantragt war, daß solche Verbindungen unter nahen Verwandten nur in dem irreligiösesten Lande, in Preußen, gesetzlich gestattet seien, in Preußen, wo es häufig vorkomme, daß ein Mann mit drei Frauen Whist spiele, nämlich mit seiner eigenen und zwei vor kurzem von ihm geschiedenen. Und doch sollen wir, deren geistige Heroen so kühne Sprünge gemacht haben, wie uns die Söhne Albion's fortwährend zum Vorwurf machen, ein schwerfälliges Volk von schweren Begriffen sein? Der „Spectator,“ ein Wochenblatt, sagte einmal wörtlich in einer seiner Nummern: „Die Preußen sind ein langsames und versöhnliches Volk, so langsam, daß sie uns Engländern, die doch irgend ein Verhältniß zwischen Gedanken und That zu sehen gewohnt sind, ganz unbeweglich scheinen.“ Es ist nicht zu leugnen, daß unsere ländliche Bevölkerung, wie es der Ackerbau mit sich bringt, auf den Ruhm einer großen geistigen Regsamkeit keinen Anspruch machen kann, aber die Hauptstadt, die Stadt der Intelligenz? Schon glaubten wir, stolz auf das platte Land und auf die Provinzen herabsehen zu können, da kommt die „Railway-Times,“ die Londoner Eisenbahnzeitung, und nimmt uns auch dieses Privilegium. In einem Bericht über eine Versammlung der englischen Aktionäre der Berliner Wasserwerke, die in London-Tavern stattfand, sagt die „Railway-Times“ vom 27. März 1862 wörtlich: „Trotz der Lauheit der großen Beamten erwacht der langsam begreifende Verstand der Berliner zu einer Ahnung der Vortheile,

welche ihnen durch englisches Kapital und Unternehmungsgeist geboten werden." So jämmerlich erscheinen wir also in dem Spiegel unserer stammverwandten Nachbarn! Bei ihnen ist Gedanke und That im innigen Zusammenhang; bei den Berlinern, die doch der weimarische Minister, der frankfurter Patrizier Goethe „eine verwegene Nation" nannte, bei diesen theoretisch beweglichsten Naturen unter den Deutschen ist doch ihr Verstand, verglichen mit dem englischen, nur ein langsamer, der nur auf dem dunkeln Wege der Ahnungen und Divinationen zum Licht empordringt.

Haben die Engländer in ihrer eigenthümlichen Entwickelung die köstliche Mitgift von der Natur empfangen, daß sie, von Unternehmungsgeist erfüllt, Gedanke und That vereinigen, so hat uns einer ihrer hervorragenden Geister den Ruhm zuerkannt, „ein Volk von Dichtern und Denkern" zu sein. Uns bleibt daher der reine Aether des Denkens, weshalb unsere Lorbeern auf dem Felde wachsen, das der Gedanke gepflügt hat. Aber die Philosophen streuen nur den Samen aus; da dauert es noch lange, bis man das Brot an den Mund bringen kann. Die praktischen Engländer zogen die gebratene Taube der Feldtaube im reinen Aether vor; sie verzichteten nach manchen Seiten selbst auf ihre Denkfreiheit, um nur den festen Organismus ihrer Kirche zu erhalten, den sie sich mühsam errungen hatten. Wie einer der gut zielt, drückten sie ein Auge zu, um ihren Gesichtskreis kleiner und die Erreichung des gesteckten Ziels desto sicherer zu machen. Sie begingen daher einen geistigen Selbstmord, der gewiß nicht sittlich zu rechtfertigen ist, während unsere deutschen Denker vor keinen Satzungen zitterten und die vergeistigte Welt aus den Tiefen ihres Bewußtseins konstruirten. Aber was that die reale deutsche Welt diesen Aufschlüssen gegenüber? Sowohl in Deutschland wie in Frank-

reich, wo Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Selbstbestimmung und so viele schöne Dinge gepredigt wurden, sind diese Theorien niemals so in das Fleisch und Blut des Individuums übergegangen. Wenn das Bekennen der Wahrheit sittlich und die Lüge unsittlich ist, so muß es doch jedem Staatsbürger gestattet sein, die Wahrheit zu sagen und dafür einzustehen. Noch heute liebt man in Frankreich Prohibitivmaßregeln gegen die freie Presse, noch heute debattirt man in Deutschland über die Gefahren der Meinungsfreiheit, während in England diese Eine Forderung der Sittlichkeit so fest steht, daß jeder, der darüber oder gar dagegen sprechen würde, sich nur im höchsten Grade lächerlich machte. Die freie Presse ist in England schon mehr als eine Wahrheit, sie ist sogar ein Vorurtheil geworden. Preßprozesse, die bei uns noch so viel Federn in Thätigkeit setzen und eben so viel Zeit wie Geld, ja oft die persönliche Freiheit kosten, sind in dem großen Reiche von hundert Millionen unbekannt. Daher finden wir in England die Tugenden der Freimüthigkeit, der Offenheit durch das ganze Volk verbreitet, während man auf dem Continent sehr häufig nur die halbe Wahrheit sagen kann: und selbst in den englischen Schulen findet dem Lehrer gegenüber eine Offenheit statt, die bei uns leicht eine Rüge und ein Nachbleiben zur Folge haben kann. Obgleich die Engländer ein Volk von Kaufleuten sind und Mißtrauen ein Laster des Comptoirs ist, so herrscht doch im Handel und Verkehr weit mehr Vertrauen, und wir finden hier noch jene schätzenswerthe Glaubwürdigkeit und Solidität der großen Kaufherren, die bei uns in Romanen als seltene Exemplare der Tugend geschildert werden. Hat man in dem riesenhaften London einen Streit mit einem Droschkenkutscher, so braucht man ihm nur seine Visitenkarte mit Angabe der Wohnung

zu überreichen, um am nächsten Tage die Entscheidung des Alderman, des Polizeirichters, abzuwarten; selbst der Droschkenkutscher ist Gentleman genug, um in den fahrenden Gentleman das höchste Vertrauen zu setzen und ihn keiner absichtlichen Täuschung für fähig zu halten. Man hütet nicht vor dem Dienstpersonal seine Schätze mit solcher Aengstlichkeit wie bei uns. In dem freien England herrscht noch der sittliche Grundsatz des römischen Rechts: „Quilibet praesumitur bonus donec probetur contrarium“ (Jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewiesen ist). Daher kennt England nicht die unsittliche Einrichtung der Pässe, die auf dem entgegengesetzten Grundsatz beruht, daß jeder nämlich ein Verbrecher ist, bevor er nicht das Gegentheil bewiesen hat, und jeder kann in dem großen Reiche, wenn er sonst die Gesetze beobachtet, thun und treiben was er will, ohne je seinen wahren Namen zu nennen. Im Jahre 1863 wurde es sogar infolge einer Roebuck'schen Interpellation allgemein bekannt, daß jeder Brite, ohne königliche Licenz, die bisher 70 Pfund Sterling kostete, seinen Namen ändern kann, und sofort machte ein Bierwirth in Epsom durch die Zeitungen bekannt, daß er nicht mehr Bug (Wanze) heiße, sondern von jetzt an den aristokratischen Namen Mr. Norfolk führe.

England hat zuerst von allen Staaten das Penny-Porto eingeführt; für einen Pfennig kann man seine Gedanken und Gefühle austauschen. Wenn man weiß, wie sehr die schriftliche Mittheilung zugleich ein Mittel der Bildung und Erziehung ist, so hat England in dieser Beziehung das billigste Schulgeld und den Vorzug, von allen Staaten zuerst damit begonnen zu haben. Aber hiermit noch nicht zufrieden, hat die Volksvertretung des britischen Reichs seit einiger Zeit die Papiersteuer und die Stempel-

steuer der Zeitungen aufgehoben. Man nannte das bezeichnend die Aufhebung der Taxes on knowledge, der Steuer auf die Kenntnisse; fortan kann jeder Engländer seine Kenntnisse bereichern, ohne dem Staat nur die kleinste Abgabe zu zahlen, und was er schwarz auf weiß besitzt in dem schönen Bewußtsein nach Hause tragen, daß er nur den vollen Werth bezahlt hat. Die geistige Salzsteuer, die eine der unsittlichsten ist, existirt wohl noch auf dem Continent, aber das Inselreich schätzt die Intelligenz seiner Staatsbürger höher als finanzielle Einnahmen auf Kosten eines geistigen Deficits. In Deutschland ist das schöne Sprichwort: „Die Gedanken sind zollfrei," aber diese Gedanken sind nur Monopole und Stoßseufzer; sobald die Gedanken auf die Gesellschaft wirken wollen, hören sie auf, zollfrei zu sein, und selbst der alltägliche Gedanke einer perfekten Köchin, sich vermiethen zu wollen, gehört mit zu den Einnahmequellen des Finanzministers. Je mehr wir die kaufmännische Nation und ihre Institutionen betrachten, desto größer wird der Balken in unserm eigenen Auge. Kennt man etwa in England noch die verpestenden privilegirten Spielbanken, die noch bis auf den heutigen Tag in den kleinen deutschen Staaten floriren? Nassau z. B. ist kein Militärstaat, kein Handelsstaat, sondern nur ein Spielstaat, der das Schwarzrothgold, die Farben, die Friedrich Wilhelm IV. einst die ehrwürdigen Farben des Deutschen Reichs genannt hat, ganz eigenthümlich interpretirt, indem das Schwarzroth, das rouge et noir, nur dadurch Bedeutung hat, daß es das Gold der Staatseinnahmen befördert. Obgleich in England nicht die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, diese vom sittlichen Standpunkt so gerechtfertigte Institution, sondern die Vertheidigung des Staats durch Werbesoldaten ein Gewerbe wie jedes andere und keine Ehrenpflicht ist, so ist doch

Nassau-Oranien nie so herabgesunken wie Nassau-Weilburg, wo bei großen Jagden zum Vergnügen der vornehmen Fremden die Soldaten das Hasenpanier ergreifen und die Hasen aus allen Enden des großen Reichs bis in die Nähe von Wiesbaden treiben müssen. Und was sind die Staatslotterien, die England nicht kennt, die in Deutschland noch wuchern, anders als eine Besteurung der Hoffnung, dieser zweiten Seele der Armen und Unglücklichen?

Wenn die Toleranz eine Forderung der Humanität ist, so hat England, das fast eine blinde Furcht vor dem Papismus hat und überall Papismus wittert, auch von diesen Mängeln sich zu reinigen bestrebt. Seit der Reformbill genießen die Katholiken dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie die Protestanten, der Austritt aus der Kirche ist jedem gestattet, die Sekten floriren und in den Staaten Großbritaniens kann jeder nach seiner Façon selig werden. Wie das alte Rom, konnte daher auch England am besten colonisiren; wie das alte Rom in die Hallen seines Pantheon die Götter aller unterworfenen Völker aufnahm, so ehrt das mächtigste Volk der Erde auf allen Punkten seines Reichs die traditionellen Gesetzbücher: in Canada herrscht altes französisches Recht, auf der Insel Mauritius der „Code Napoléon," in Westindien die Edicte der spanischen Cortes, in Ostindien die Gesetze Menu's, auf der Insel Man die des skandinavischen Thing, am Cap der guten Hoffnung die alten niederländischen und auf den Jonischen Inseln die Pandekten des Justinian. Mögen auch die Engländer bei ihren Eroberungen manche Gewaltthätigkeiten begangen haben, da selbst die Freiheit ein logischer Zwang ist, im großen und ganzen haben sie immer dem Banner der Humanität und der Civilisation gehuldigt. Gibraltar ist die Stadt in Spanien, die am besten beleuchtet, am besten gepflastert ist,

wo uns gleich beim ersten Anblick zum großen Unterschiede von andern spanischen Städten der Fleiß, die Ordnung, die Gesittung entgegentritt. Auf einer spanischen Eisenbahn weiß man nur, wann man abfährt, nie, wann man ankommt, während überall, wo das seefahrende Volk seine Fahne aufpflanzte, die Freiheit mit der Ordnung vermählt ist. Die Engländer gehen immer mit der Zeit, „Time is money,“ und sie sagen, wie unser großer Dichter, die verlorene Minute bringt keine Ewigkeit zurück.

Die Türken nennen ihre Kaffeehäuser die Schulen der Erkenntniß; ihre Weisheit ist nur negativ, besteht nur in der Genügsamkeit und in dem müßigen Fabriziren von Rauchwolken. Die Engländer sind keine Freunde der zeitraubenden Kaffeehäuser; sie trinken seit den Zeiten der Elisabeth Thee am häuslichen Herd und lesen die Zeitung dabei. Und eben weil sie sich täglich am häuslichen Herd wieder sittlich stärken, weil sie die besten Familienväter und in ihren Kindern die Tugenden unverdorbener Menschen sehen, weil ihr Haus ihr Castell, ihr eigenstes Werk, deshalb nehmen sie den Segen der Penaten mit in ihre entfernt liegenden Handlungshäuser, ihre Comptoirs und sind durch diesen Schild der Liebe, der Häuslichkeit gegen die socialen Uebel gestärkt, die im Gefolge des Erwerbs und der Gewinnsucht so leicht das Herz verhärten. Ein Mann, der sich täglich in den unschuldigen Augen seiner Kinder spiegelt und mit diesen Bildern an die Arbeit geht, kann nicht vollständig herabsinken; seine Verirrungen können nur vorübergehend sein und er wird bald den Pfad des Bessern wieder einschlagen. Und der Engländer ist ein Mann der Kraft, der Selbstüberwindung. Er sagt: „I am an englishman“ (Ich bin ein englischer Mann), nicht, wie der Franzose: „Je suis français“ (Ich bin französisch). Der

Engländer, trotz des Stolzes auf seine Nationalität, ist ein Substantiv, ein Individuum, nicht ein Adjectiv wie der Franzose. Der Franzose ist stolz, daß er einem so großen Lande angehört, der Engländer, daß ein so großes Land ihm angehört. Die Wurzel aller englischen Begriffe ist das Eigenthum. Und weil die Frauen immer conservativer sind, weil sie mehr an das Haus und an das Herkommen gefesselt sind, deshalb ist auch der Herr des Hauses, der seine Mußestunden nicht an geräuschvollen Wirthstafeln, sondern im Gespräch mit den Seinigen zubringt, jener conservative Engländer, der in allem, was die Arbeit mit sich bringt, wohl mit der Zeit mitgeht, aber in allem, was das Haus mit sich bringt, nicht von der Zeit geändert wird. Verläßt der Knabe das Elternhaus um in eine auswärtige Schule oder in die Lehre zu treten, so wird ihm regelmäßig die heimathliche Wochenzeitung unter Kreuzband zugeschickt, worin er wichtige Artikel besonders angestrichen findet. So wird er in Kenntniß der Ereignisse erhalten und in den politischen Grundsätzen der Partei, welcher sein Vater angehört, befestigt. Wären die Engländer so beweglich wie die Franzosen, das Volk der wechselnden Moden, so würden sie wahrscheinlich ebenso viele politische Metamorphosen erlebt haben und Kriege gegen äußere Feinde führen müssen, nur um die innern zu beruhigen. So aber sitzen sie fest in ihrem Schneckenhaus, das durch die Habeas Corpus-Akte gegen jeden Dietrich geschützt ist; sie sitzen fest in dem ehrwürdigen Schneckenhaus ihrer Gesetze und Traditionen und wissen es, daß der echte Purpur, das Sinnbild der Herrschaft, nur aus der bedächtigen, langsam fortschreitenden Schnecke gewonnen wird. Und doch sind sie das kühnste, unternehmendste Volk, das in allen Zonen heimisch ist; sie vereinigen daher in ihrem Wirken und Handeln die Bedin-

gungen jedes wahren Kunstwerks, das ist die Ruhe in der Bewegung; und wenn es die höchste Weisheit des Menschen ist, aus seinem Leben ein harmonisches Kunstwerk zu machen, so ist den Söhnen Albions dieser Ruhm nicht abzusprechen. Deshalb sagt Friedrich der Große, den wir leider noch immer den Einzigen nennen, da kein zweiter nach ihm erschienen ist: „Mir scheint, wenn heute eine Verfassung als Muster der Weisheit gelten sollte, so wäre es die englische. Da ist das Parlament Vermittler zwischen Volk und König und dieser hat alle Macht, Gutes, aber keine, Böses zu thun.“ Dieses fortdauernde Vermitteln, dieses Maaßhalten und Abwägen, dies Horazische Est modus macht, daß die Engländer alle Excentricitäten und gespreizten Phrasen hassen. Sie sind ein Volk des Schweigens, wie der große Napoleon sagte; sie sind ebenso einsilbig wie viele ihrer Wörter und sprechen nie mehr, als sie ausführen wollen. Andere Menschen haben nur fünf Sinne, die Engländer haben noch einen sechsten, das ist der common sense, der gesunde Menschenverstand, während der „beschränkte Unterthanenverstand“ in ihrem Lande gänzlich unbekannt ist. Diesem gesunden Menschenverstand haben sie ihre Selbstständigkeit, ihre Originalität, ihr inneres Gleichgewicht zu verdanken, und kein Engländer fragt: „Was werden die Leute dazu sagen?“

Während der Franzose bei jeder geschichtlichen That das Publikum vor Augen hat und „Europa sieht auf uns“ eine stehende Phrase ist, begnügen sich die Engländer nie mit der bloßen Bewunderung; sie geben die Souverainetät über die jonischen Inseln mit der größten Leichtigkeit auf, weil sie wissen, daß die Resignation ihnen materiell mehr Nutzen bringen wird als die Macht ihnen gekostet hat. Sie beten nie die englische Fahne an und ziehen sie ruhig ein,

wenn ein vortheilhafter Vertrag mit dem Rückzug vereinbar ist. Sie besitzen daher jenen Ballast des Geistes und Gemüths, der das Schiff ihres Staates nie in plötzlich unvorhergesehene Schwankungen bringt, während die Franzosen, wie schon Richelieu sagte, dieses a plomb entbehren und nur die Stehaufmänner unter den Nationen sind. Man mag die Franzosen werfen, stoßen, umwälzen, auf den Kopf stellen, mit größter Leichtigkeit, ohne daß man es ahnt, richten sie sich wieder auf und stehen von neuem auf ihren Füßen. Ein Deutscher steht fest und sicher, weil er seinen Schwerpunkt im Herzen hat; wird er einmal umgeworfen, so bleibt er lange betäubt, während die Franzosen lustig über ihn wegspringen. Manchmal scheint es als ob die Engländer nur vom Zug des Herzens sich leiten ließen und sich für die Schwachen opfern wollten. Aber der Garibaldi-Enthusiasmus hat gezeigt, daß er nur ein Schwindel und daß sie keinen Schilling für „das bedrückte Volk der Dänen" opfern wollen, weil der amerikanische Krieg schon einen bedeutenden Ausfall in den Staatseinnahmen herbeigeführt hat. Der Befreier Italiens mußte sogar Kehrt machen als Gefahr vorhanden war, daß sein Triumphzug Kollisionen herbeiführen konnte, die wohl Ehre aber keinen Nutzen herbeiführen konnten. Sie haben mit den Polen dasselbe Spiel getrieben und doch trotz alledem muß der Unparteiische die Engländer eine hochherzige Nation nennen, so lange die grüne Insel das einzige Land in Europa ist, auf dessen Boden der politische Flüchtling, der Märtyrer der Idee, eine gesicherte Stätte, und das freie Wort keine Verfolger findet. Selbst in den schwierigsten Zeiten und Verhältnissen hat England sein Asylrecht nicht aufgegeben; unter dem Druck napoleonischer Drohungen mußte die freie Schweiz Mazzini ausweisen, als er in Paris zum Tode verurtheilt

war; das freie England nennt ihn seinen Bürger und der von englischen Herzögen und Prinzen gefeierte Garibaldi seinen Freund und Lehrer. Obgleich England und Frankreich befreundete Mächte sind, kann derjenige, der diesseits des Kanals des schwersten Verbrechens, eines Attentats auf das Staatsoberhaupt angeklagt, zur Guillotine verurtheilt ist, jenseits des Kanals mit offenen Armen aufgenommen werden und entschädigt sich für die Gefahren des Diesseits durch die offene Huldigung im Jenseits.

Der gesunde Menschenverstand sagt, daß wir nie mehr Hoffnungen erregen sollen, als wir erfüllen können. Diese Einheit zwischen Gedanke und Ausführung, zwischen Wort und That, die dem englischen Nationalcharakter so eigenthümlich ist, hat auch auf die Sprache in vortheilhaftester Weise eingewirkt. Durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen hat sie, wie Jakob Grimm bemerkt, die größte Kraft und Stärke empfangen und eine Gewalt des Ausdrucks, wie sie vielleicht noch nie einer andern menschlichen Zunge zu Gebote stand. Sie ist die geistigste Sprache, der präciseste Ausdruck des Gedankens, formell aber auch die am wenigsten poetische.

Indem sie alle Kanzleiformen und Schnörkel abgeworfen, selbst und höchstselbst nicht mehr unterscheiden kann, hat sie auch die Anrede und den Dialog nivellirt. Sir und you gilt von oben bis unten, und ein you darf man selbst dem Hunde nicht verweigern. So liegt in der Sprache ein demokratischer Geist, welcher die sonstigen aristokratischen Abstände wieder ausgleicht und dem Ganzen jene bewundernswerthe Haltung giebt, bei welcher der Lord wie der Matrose, jeder in seiner Sphäre, sich seiner Würde und Geltung, seines Rechts und seiner Freiheit vollkommen bewußt ist.

Sollen wir noch von den zahlreichen Erfindungen der Engländer sprechen? Mag der Nutzen, die Gewinnsucht, der Wetteifer sie dazu treiben, immer neue Maschinen zu erfinden, in ihren Wirkungen sind diese todten und doch so lebendigen Arbeiter ein sittliches Element in der Culturgeschichte der Menschheit. Der Mensch soll eben mehr sein als eine Maschine, und was eine Maschine thun kann, darf kein denkendes Wesen verrichten. Schon der große Philosoph Albertus Magnus, von diesem edeln Gedanken erfüllt, construirte sich einen Automaten, ein eisernes Dienstmädchen, das stumm seine Befehle ausführte; aber der Mechanismus war noch so unvollkommen, daß es sechs Jahrhunderte dauerte, bis der Vetter John Bull's, der Vetter Jonathan, die eiserne Näherin aus Amerika einführte. Wie wohlthätig haben die Maschinen auf den Ackerbau, diese nährende Mutter der Menschen, gewirkt! Ihre Drainirungs-, ihre Entwässerungsanstalten, ihre Säe- und Dreschmaschinen sind von allen Nationen adoptirt, die in allem, was die Arbeit erleichtert und den Gewinn erhöht, in die Fußtapfen der Engländer treten. Aber bei dem Ackerbau wird das Erstgeburtsrecht entgegengehalten, das, von altem Herkommen, doch gewiß nicht sittlich zu rechtfertigen ist. „Einen zu bereichern unter allen, muß nicht diese Götterwelt vergehn?" Aber gerade das Erstgeburtsrecht zeigt uns, wie weise immer der englische Adel, der gewiß schon seine Vorrechte verloren hätte, wenn er die scharfe Spitze seiner Privilegien gegen die Brust des Volks gewendet hätte; seine maßhaltende Weisheit lehrte auch den hochgeborenen Erdensöhnen, daß Privilegien nur dann am besten erhalten werden, wenn sie zum Besten der Wohlfahrt aller Klassen verwendet werden, und dem ist der englische Adel immer nachgekommen. Dr. Johnson, der Satiriker, hat noch einen Vorzug des Erstge-

burtsrechts entdeckt. Er sagt: „In den Familien, wo der Reichthum nur dem ältesten Sohne zufällt, ist in manchen Fällen immer nur ein Narr in der Familie, während wenn sämmtliche Söhne daran participirten und der Pflicht des Arbeitens enthoben würden, leicht alle Narren werden könnten. Da nun ein Narr immer hundert Narren macht, so würde bald Englands Rasen mit rasenden Narren bedeckt sein und zuletzt in Großbritannien die Vernunft in der Minorität sein."

Aber England ist nicht allein das Land des aristokratischen Erbrechts, sondern das der gemeinnützigen Erbweisheit. Es ist immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und die Sonne verfinstern. Wie in jedem englischen Hause für Ventilation gesorgt ist, so geht auch durch das ganze Staatsgebäude ein frischer Luftzug; die Aristokratie ist nicht abgeschlossen, sie stärkt ihre Reihen unter dem Beifall des Volks durch jeden Bürger, der sich wahrhaft um das Vaterland verdient gemacht hat. Lord Brougham war ein einfacher Advokat, Peel ein Baumwollenspinner. England ist keine Nation von Krämern, wie ihm so oft von seinen Gegnern zum Vorwurf gemacht wird; weder seinem Adel noch seinen Bürgern fehlen die Tugenden der rücksichtslosen Aufopferung und Hingebung. Nützlich und sittlich, äußerer und innerer Gewinn sind keine sich ausschließenden Gegensätze, da der Mensch die schwere Doppelrolle von der Natur empfangen hat, sich zu nähren und gleich den Gemsen, immer höher zu steigen. Eine freie Presse, wie sie England seit Jahrhunderten besitzt, hält das Blut des Volkes rein und ist ein täglicher Aderlaß, so daß die Säfte im Staatskörper nicht stocken können. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen. Die Gleichheit vor dem Gesetz macht, daß das Gesetz ebenso

geachtet wird, wie der Missethäter ohne Unterschied des Standes verachtet und gestraft wird. Im Jahre 1851 wurde Lord Somerset, ein Offizier der Horse Guards und Verwandter der Königin, der, im Hydepark fahrend, sich den Anordnungen eines Constablers nicht fügen wollte und ihn mit der Peitsche schlug, zu sieben Tagen Zuchthaus, 24 Stunden nach dem Attentat, von dem Polizeirichter verurtheilt und, wie es in dem Richterspruch hieß, nur deshalb so hart gestraft, weil er zu den höhern Ständen gehöre, die immer den weniger gebildeten mit gutem Beispiel vorangehen sollten. Um jede Parteilichkeit, so weit es menschlichen Schwächen möglich, zu unterdrücken, ist die Jury für Criminalverbrechen, der Leben und Tod in die Hand gegeben ist, so geschützt, daß kein Fleischermeister Mitglied einer englischen Jury sein kann, weil ein Mann, der täglich ein lebendes Wesen zur Schlachtbank führt, leicht die mildernden Umstände übersehen und durch sein Gewerbe ein Herz von der Härte eines Knochens bekommen könnte. Wo solche weise Institutionen uns nach allen Richtungen begegnen und die Regierung das Bestreben hat, die Wohlfahrt aller Klassen, nicht einzelner privilegirter Stände zu fördern, da ist der Punkt gefunden, wo die höchsten wie die realen Interessen zu einer bewundernswürdigen Harmonie sich vereinigen. In einem freien Lande bringt das Interesse am Staat das kaufmännische ins Gleichgewicht, und keine Nation, die schweizerische ausgenommen, hat so viel fromme Stiftungen, Wohlthätigkeitsanstalten und humane Institute, die nur aus Privatmitteln begründet wurden.

Als Seneca einem Römer begegnete, der reiche Gaben auf den Altar des Jupiter niederlegen wollte, sagte er zu ihm: „Puras Deus, non plenas adspicit manus“ (Gott sieht nur auf reine, nicht auf volle Hände). Seneca war

noch in jenem Dualismus befangen, der die Fülle und die Reinheit für Gegensätze hält, und unsere Sprache gleicht darin dem römischen Philosophen, unsere bescheidene Sprache, wo „sich voll machen" dasselbe heißt wie „sich beschmutzen." Die englische Nation hat durch ihre weisen Einrichtungen diesen Dualismus aufgehoben und der Engländer, den wir am Eingang unserer Betrachtung beim Glase Wein sitzen sahen, er wird, wie wir jetzt bewiesen, die Fliege herausnehmen, das Glas ausspülen und uns reinen Wein einschenken. Und von diesem Glase, das der bis auf den Grund sehende Engländer gereinigt hat, wird dann das Wort gelten: „In vino veritas!"

Loyale Poeten.

Als der Allvater Zeus den großen Gnadenakt vollzog, und den Menschen die Erde zur unbeschränkten Benutzung überließ, da richteten sich die damaligen Bewohner sogleich häuslich ein und machten von dem göttlichen Geschenk den weitesten Gebrauch. Der Junker, sofort den nobeln Passionen huldigend, pirschte durch den Wald, der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten und der Kaufmann füllte seine Speicher. In jener glücklichen Zeit wo jeder zugreifen konnte, und selbst der König seinen Löwenantheil, den Zehnten, ohne Schwierigkeiten einzog, wurde kein Mißton laut; mit der Theilung der Erde waren Alle zufrieden und selbst Zeus, der nach dem Grundsatz „divide et impera" verfahren, hatte die angenehmste Dividende in der Liebe und Verehrung aller denkenden Welt erhalten. Nur ein unglückliches Genie störte beim Beginn jener paradiesischen Zeit die allgemeine Eintracht. Das war jenes träumerische Individuum, dem das verhängnißvolle „zu spät" vom Vater der Götter zugerufen wurde, das war der Dichter, in dessen seelenvollen Augen sich der Himmel spiegelte und die Erde keinen Platz fand. Den liebenswürdigen Direktor des großen Welttheaters jammerte das Schicksal der armen Poeten und er bot dem in Versen klagenden Dichter ein Freibillet für den Olymp an. Seitdem sehen wir noch in

unsern Theatern, den Dichter oft hoch oben im Olymp sitzen, während die praktischen Leute nach eingenommener reichlicher Mahlzeit sich bequem im ersten Range ausstrecken. Doch nicht immer war der Dichter so heimathlos auf der stiefmütterlichen Erde. Es gab im Verlauf der Jahrtausende bessre, poetische Zeiten, wo die Menschen den Dichter zu sich einluden und ihm einen Platz nicht nur in ihrer Mitte, sondern sogar an ihrer Spitze einräumten, wo es noch keiner Schiller-Stiftung bedurfte, um der drückenden Noth ihren schmerzensreichen Stachel zu entreißen. Aber jene Zeiten leben kaum noch in der Erinnerung und werden nur dann und wann von eifrig forschenden Gelehrten zur Unterhaltung und Belehrung an's Licht gezogen. Nur ein glückliches Land giebt es, in dem noch heute Gegenwart und Vergangenheit in der innigsten Beziehung stehen, und dieselben Töne noch an unser Ohr dringen, wie in einer sagenreichen entlegenen Vorzeit.

Griechenland hat seinen Homer vergessen, Frankreich seine Troubadours, Deutschland seine Minnesänger, aber im Norden von England, in dem von der Natur so reich geschmückten Wales, da leben im Munde des Volks die alten, walisischen Barden und ihre kriegerischen und friedlichen Lieder tönen noch heute. Die Touristen sind hier spärlich, sie haben die Berge noch nicht platt getreten und wenn der Mond sein geheimnißvolles Licht über die Landschaft wirft, die bleichen Schatten sich lagern und das Meer, wie ein leuchtender Spiegel, in der Ferne glänzt, dann scheinen die Geister der Ritter von der Tafelrunde wieder lebendig zu werden und der König Arthur, der sein Land so tapfer gegen die prosaischen Angelsachsen vertheidigt, steht leibhaftig vor uns und spottet im Kreise seiner fröhlichen Gäste der mächtigen Kastelle und Zwingburgen, die der Feind als Zeichen seiner

Oberherrschaft aufgerichtet. Mag auch Wales, so weit es mit den Augen sichtbar ist, den Engländern gehören, die dort Fabriken, Hochöfen, Eisen- und Bergwerke angelegt haben, das geistige Wales ist celtisch geblieben, spricht heut noch seine melodische Sprache, die im Klange der spanischen gleicht und freut sich noch heut an denselben Liedern und Dichtungen, die vor tausend Jahren seine Vorfahren gesungen. Wenn man auch von der Londoner City auf dem feuerspeienden Rosse in acht Stunden nach dem nördlichen Wales gelangen kann, und der Lärm der englischen Docks noch in unsern Ohren summt, während die Harfe des walisischen Barden unsre Nerven erzittern läßt, wir sind doch hier in einem andern Lande und die dunkeln bräunlichen Gestalten, das schwarze Haar, das gesättigte Kolorit versetzt uns gleich in ferne Länder, in denen die Mandoline tönt und der Klang der Guitarre die Geliebte zum Stelldichein einladet. Der Charakter der Natur und der des Volkes sind von einander abhängig. Den Bergen hat Wales seine Barden und seine Gesänge zu verdanken und wenn der Snowdon 3500 Fuß sich erhebt und mit seinen Genossen die Aussicht versperrt, so reizt das die Phantasie und die Dichter sagen uns, was auf und hinter den Bergen vorgeht. Nur die Ochsen bleiben am Berge stehen, während der Genius, der die Weihe empfangen, mit den Flügeln des Gedankens sich schnell darüber erhebt und nicht die flache Ebene sondern den Helikon und den Olymp den Musen und Göttern weiht. Fast alle unsre großen Dichter stammen aus romantischen Gegenden, wie der Adler nur auf Höhen horstet. Und der Adler ist der Vogel des mächtigen Zeus, der den Dichter eingeladen, der den Dichter und den Adler zu seiner Seite hat, während unten im Thal die Viehheerden weiden und mit der

Pflanzenkost sich begnügen müssen. Quod licet Jovi non licet bovi!

Das waren unsre Gedanken, als wir nach einer mehrstündigen Fußwanderung durch anmuthige Dörfer und Pachthöfe in Caernarvon anlangten, der Hauptstadt des nördlichen Wales, wenn man eine Stadt von 8000 Einwohnern eine Hauptstadt nennen kann. Die alten Römer hatten hier an der Mündung des Flusses Seiont ihr Segontium erbaut, und Eduard I. im Jahre 1284 auf den Trümmern dieser Veste ein Kastell mit hohen gothischen Thürmen errichtet, ein Kastell das eben so malerisch ist, wie es trotzig in das Land hineinschaut. Von unserm Gasthofe, dem „Sportsman," sind die Zinnen des Kastells sichtbar, die der Epheu mit seinem grünen Kleide umsponnen hat. Der erste Prinz von Wales wurde hier in diesem Tower geboren und noch heute geben die Engländer ihren Thronfolgern den Titel eines Prinzen von Wales. Mein Reisegefährte, ein junger englischer Offizier auf Halbsold, der bei der Belagerung von Sebastopol fast noch im Knabenalter sich seine Sporen verdient, will mir so eben ein Kapitel über die englische Kriegskunst halten, und wie schnell er mit den Walisern fertig geworden wäre, als die schöne Wirthstochter in den Speisesaal tritt und nach unsern gastronomischen Wünschen sich erkundigt. Das war die echte südliche Schönheit mit dunkeln Augen, die wie Sterne leuchten, mit schwarzem in üppigen Flechten gelegtem Haar, und jenen halbgeöffneten rosigen Lippen, die dem Munde die Form eines Herzens geben. Wenn man längere Zeit nur blonde Misses gesehen hat, mit langen schmachtenden Locken, die andächtig die Augen herunterschlagen, so hat das plötzliche Erscheinen einer vulkanischen Natur eine um so imposantere Wirkung. Eine Blondine, die außerdem noch eine Eng-

länderin ist, ist eine doppelte Blondine, eine Verkörperung von Mondschein und Rosenduft und wenn wir sie anbeten, ist immer etwas Ehrfurcht damit verbunden; eine brünette Waliserin tritt uns nicht so ceremoniell entgegen und so fromm sie auch sind, die musikalische Natur des Volks bricht durch die strengen Satzungen hindurch und sie schmelzen an ihren eignen Kohlen.

In einem englischen Gosthof halten sich die hübschen Töchter des Hauses stets im Hintergrund, ja sogar die Kellner, denen der Hals in der weißen Kravatte stecken bleibt, sind gewöhnlich im vorgerückten Alter, um zu keinem jugendlichen Streich die Hand zu bieten. Die Engländer sind überhaupt kein Volk, das für das geräuschvolle Wirthshausleben geschaffen ist, und Deutschland muß alljährlich sein Kontingent von Kellnern und gebildeten Hausknechten stellen. Schon Sheridan klagte über die schlechten englischen Gasthöfe und sagte: „wenn ich in England in einen Gasthof einzukehren genöthigt bin, lasse ich mir sogleich eine Flasche Wein geben, um den Wirth leben zu lassen, trinke sie aber nicht, um selbst leben zu bleiben.“ Seit der Zeit sind manche Fortschritte gemacht worden, namentlich hat man in London großartige Hôtels nach deutschem und schweizerischem Muster errichtet. aber doch zeigt sich immer, schon in der Art des Empfangs die spröde Natur des englischen Volks, das ungern mehr als das Nothwendige spricht, während ein echter Wirth eine gewisse Schwatzhaftigkeit besitzen muß. Das praktische Naturell der Waliser ist fern von diesem Lakonismus, und wenn man in unserm Gasthof, im „Sportsman“ von Caernarvon, das altersgraue Kastell als ferne Perspektive hat und als nächstes vis-à-vis eine hübsche Tochter des Landes, so giebt dies eine solche Fülle von Gedanken und Bemerkungen, daß das Feuer des Gesprächs nicht ausgeht.

Die anmuthige Gwenny, deren Ahnen vielleicht an der Tafel des Königs Arthur servirt haben, ist eben im Begriff unsre Tafelrunde zu dekoriren, als uns plötzlich Schweigen geboten wird. Die Thür öffnet sich. Ein alter Mann tritt herein in etwas fadenscheinigem Anzug, demüthig den Hut ziehend, von einem Knaben begleitet, der ihm die Harfe nachträgt. Das war das erste Exemplar eines Barden, das sich unsern erstaunten Augen darbot. Der Barde, der sonst vor der englischen Eroberung die Könige und die Großen des Landes begleitete; der dem Heere vorauszog und den Muth der Krieger durch seine patriotischen Gesänge anfeuerte, dieser Tyrtäus der freien Waliser ist jetzt zum „Bratenbarden" herabgesunken und wo das Rostbeef dampft, eine heitre Gesellschaft sich zu Tische setzt, da erscheint der Sänger, greift in die Saiten und singt von Liebe, Wein und auf besonderes Verlangen von den Thaten der Vorfahren und den rothhaarigen Angelsachsen. Da die alten Bardenlieder verloren gegangen sind, so sind die neuern Lieder, die sogenannten „Welsh airs," die Waliser Arien, nationale Melodien, die, von den schwellenden Akkorden der Harfe begleitet, nie zu jener niedern Sphäre herabsinken können, in denen der schottische und irländische Dudelsack sich bewegt. Zwar ist es nicht die Harfe des Orpheus, die Felsen und Bäume bewegte, die Dichtungen sind keine heroischen Romanzen, noch rührende Idyllen, sie bleiben immer auf dem Niveau einer ehrbaren Anständigkeit und sind von Hafis trunkener Sinnlichkeit wie von Ossian's Ueberschwenglichkeit gleich weit entfernt. Der walisische Barde ist niemals in Verzweiflung, den Fall ausgenommen, wo man ihm den Sängerlohn, einen Sixpence, verweigert; klagt er selbst über die treulose Geliebte, so weiß er sich doch schnell zu trösten und eins seiner oft

rezitirten Lieder lautet in der deutschen Uebersetzung von Rodenberg:

> Dein Wuchs, Dein Antlitz, Dein Aug' und Deine Hand,
> Die brachten mich um den Verstand.
> Sag' Deinen Lippen, die so lieblich küssen und singen,
> Daß sie recht bald ihn mir wiederbringen!

oder ein anderes:

> Einen hübschen Burschen den hatt' ich einst lieb,
> Zu einer Andern sein Herz ihn trieb,
> Doch diese hatte ihres schon verschenkt —
> Wir haben uns alle drei recht gekränkt. —

O verklärter Schatten Heinrich Heine's! Deinem Jüngling „bricht das Herz entzwei." Was in Deutschland tragisch, ist in Wales nur traurig.

In seinen Gleichnissen überspringt der walisische Sänger nie das nächstliegende Gebiet, er nennt den Mond „die Sonne der Nacht," und die Sterne „die Augen des Friedens" und ist in kühneren Allegorien nicht besonders erfinderisch. Ein serbischer Poet dagegen vergleicht die Augenbrauen seiner Geliebten mit schwarzen Schwalbenflügeln, ein sicilianischer läßt sein Mädchen ihre langwallenden Haare als Strickleiter zum Fenster hinauswerfen; die Phantasie des walisischen Dichters macht nicht so halsbrechende Sprünge, er ist wesentlich loyal, zuverlässig, steht fest in dem einmal überkommenen geistigen Terrain und hütet sich vor allen Uebertreibungen.

Mr. Jones, unser Barde, war auch ein solch loyaler Mann, der die Dinge und das Geld nahm wie es ist, nicht wie es sein sollte. Jones, Humphrey, Owen heißen fast alle Waliser, und wie man in gewissen Ländern fast immer „Herr Geheimrath" sagen kann, wenn man in einer Gesellschaft offizieller schwarzer Fracks keinen Anstoß erregen will,

so kann man an den Ufern des Menai, am Strande des irischen Meeres und am Fuße des Snowdon jedem Menschen eiuen von diesen drei Namen geben, und einer wird bestimmt der richtige sein. Es ist dies ein Beweis, wie wenig das Volk sich mit den Engländern vermischt hat; die Familien heiratheten, wie alte Patriziergeschlechter, immer unter einander, und der Fremde durfte nicht die einmal vorgezeichneten Kreise stören. Auch der berühmte Philanthrop und Sozialist Robert Owen, der eine Ackerbaukolonie gründete und die Verwilderung der unteren Klassen in Schottland und Irland durch gesellschaftliche, humane Einrichtungen beseitigen wollte, war aus Wales gebürtig. Während heut zu Tage die Vorkämpfer freier Institutionen die Verantwortlichkeit der „Minister" gesetzlich begründen wollen, erklärte Robert Owen die Unverantwortlichkeit des Menschen als das eigentliche gesellschaftliche Gesetz, und erblickte in dem Verbrecher nur einen Kranken, der in ein Hospital für die leidende Moralität zu bringen ist. Dieser Philosoph wird wohl der einzige Walliser gewesen sein, der von Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1828 die goldne Medaille für Wissenschaft und Kunst erhielt.

Doch um auf unsern Rhapsoden zurückzukommen, so wollen wir sehen, wie Mr. Jones vor 600 Jahren ausgesehen hat, bevor Eduard I. das Land eroberte. Damals war der Barde offenbar ein gentleman, was er heut zu Tage nicht im vollen Sinne mehr ist, er gehörte dem geachtetsten Stande an, was man von unserm Bänkelsänger nicht sagen kann. Sein Amt war, der Vorderste im Heere zu sein, um durch seine musikalische Kunst den Muth der Reisigen zu stählen. Poesie und Armee waren damals innig verbunden, und hätte Wales in jener Zeit ein Parlament und eine mutiny-bill besessen, so würde es bei

Berathung über die „Heeres-Organisation“ die Gehälter für die militairischen Barden schwerlich haben streichen dürfen, da die Rhapsoden, so gut wie heut die Trommler und Spielleute, ein organischer Bestandtheil der Armee waren. Es giebt wilde Horden, die durch ihr Geschrei, ihre unartikulirte Töne beim Angriff, den Feind in Schrecken jagen; in der Schlacht von Solferino haben die afrikanischen Zuaven nicht wenig durch ihren Höllenlärm die musikalischen Oestreicher und Böhmen entsetzt. Während civilisirte Völker nur den eintönigen „Hurrah“-Ruf und dabei einen Trunk aus der Feldflasche als Begeisterungsmittel gestatten, waren unsre Waliser bei weitem poetischer. Wenn auch von ihren Marseillaisen nichts mehr erhalten ist, und kein celtischer Tyrtäus oder Theodor Körner den Lorbeer der Unsterblichkeit errungen hat, so müssen sich doch sämmtliche Poeten der Gegenwart und Vergangenheit bei diesen Barden bedanken, da es ihnen allein gelungen ist, Jahrhunderte hindurch eine geachtete soziale Stellung zu behaupten. Noch heut zu Tage ist selbst im Lande der Intelligenz der Mensch, der weiter nichts ist als Dichter, ein in der Luft schwebendes Geschöpf, und man kann sich auf den bloßen Namen „Dichter“ keinen Paß ausstellen lassen. In dem büreaukratischen Organismus unsres Staatslebens hat der Dichter noch keinen Platz. Die amtliche Statistik führt wohl den Hans Sachs als Schuhmacher aber nicht als Dichter auf und noch heut zu Tage geht es dem Sohn des Apoll wie bei der Theilung der Erde. Einige kluge Leute behaupten sogar, daß die Dichter, wie die Aepfel, nur auf dem Strohlager reifen können, und daß die Thränensaat erst die himmlische befruchte. Sie weisen dabei auf ihre Diamanten, die auch nur im Staube geschliffen werden können, ohne zu bedenken, daß der Diamant der härteste aller Mineralkörper ist, was vom Körper

des Poeten, diesem zarten Organismus, nie gesagt werden kann. Wie anders dachten die Waliser! Sie vindizirten dem Poeten eine aristokratische Stellung, und es war dem Sklaven bei Todesstrafe verboten, ein Gelehrter, ein Schmied und ein Barde zu werden. Es war hiermit der Grundsatz ausgesprochen, daß der wahre Dichter und Weise nur ein freier Mann sein könne, und daß dem Sklaven durch seine Geburt eine sklavische Gesinnung anklebe, die ihn unfähig macht, ein Priester der Musen zu sein. Warum der Schmied mit dem Gelehrten auf eine Stufe gebracht ist, das haben die Alterthumsforscher längst entschieden; war etwa der Schmied in Wales in gewissen Fällen berechtigt, jene priesterlichen Funktionen auszuüben, die noch heute den Schmied von Gretna-Green in einem romantischen Zauber erscheinen lassen? Oder sollte Pythagoras, der in einem Schmiedehammer die Gesetze der Musik fand, ihnen vorgeschwebt haben? O nein, der Schmied im Mittelalter, das noch keine gezogene Kanonen, keine weittragenden Geschosse kannte, war eine der höchsten Standespersonen. Als der Zweikampf und das Turnier zur höchsten Blüthe entwickelt war, hing Ehre, Leben, Ruhm, der Ritter von der Kunstfertigkeit des Schmieds ab, der die Panzerhemden, Harnische und Schwerter anfertigte. Ein tüchtiges Panzerhemd schützte vor Manschetten, leistete seinem Träger treffliche Dienste und ließ das Herz höher schlagen, das darunter verborgen war; daher die große Achtung, welche in jenen rauflustigen Zeiten dem Schmiede gezollt wurde, daher die Bestimmung der angelsächsischen Gesetze, welche die thätliche Verletzung eines Schmiedes, die körperliche Injurie mit doppelter Buße bestraften. Wer eine glänzende Stahlklinge hämmern, ein weißes Flammenschwert, dessen Berührung nach der Sage jeden Zauber brach und das Blut erstarren

macht, wer ein solches werthvolles Instrument herstellen konnte, nahm den höchsten Rang in der bürgerlichen Gesellschaft ein, nach ihm kam der Methbrauer und dann erst der Arzt. Am königlichen Hof von Wales saß der Schmied in der großen Halle bei König und Königin zunächst dem Hauskaplan und es scheint, als ob man angenommen habe, daß seine Kehle, heiß wie sein Ofen, einer häufigen Anfeuchtung bedürfe, denn er war berechtigt, von jeder Ladung Branntwein, die in die Halle gebracht wurde, einen tüchtigen Zug zu thun. Die Sachsenchronik nennt den tapfern Ritter einen mächtigen Kampfschmied und die Barden priesen in ihren Gesängen den Künstler, der das Schwert schuf. Als Wilhelm von der Normandie in England einfiel, war er mit Waffen- und Hufschmieden wohl versorgt, und Heinrich Ferres (Henricus de Ferrarius) sein Präfekt der Schmiede, praefectus fabrorum. Wer heute Smith oder Schmidt heißt, kann sich daher einer hohen Abkunft rühmen; mag ihnen das Prädikat „von" auch nicht zu Theil geworden sein, das Geschlecht der Schmidts ist ein ritterliches und außer den nobeln Passionen eine gute Klinge zu schlagen und zu führen, besaßen sie auch noch die, sie machen zu können. Wenn Samuel Smiles in seinem Buche über die „Iron workers" die hervorragende Stellung des Waffenschmieds historisch nachweist, so hätte er als gleichberechtigten Genossen in der sozialen Gliederung den Barden erwähnen sollen. Ein Volk, in dem der Poet, dessen man nicht so nöthig als des Schmieds bedarf, zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft gehört und der Stolz des Vaterlandes ist, muß einen idealen Zug in sich getragen haben; ein Heer, das nicht blos dem lakonischen Kommando gehorcht, sondern durch patriotische Gesänge zu heroischen Thaten begeistert wird, muß von echter, tief empfundener Vaterlandsliebe be-

seelt sein. Giebt es ein schöneres Bild als einen feurigen Sänger, der den Muth einer wankenden Schaar belebt und die Feinde vor sich hinstreckt? Lassen sich unsre Sänger im glänzenden Goldschnitt, obgleich sie oft einen todt machen können, damit vergleichen? Die hohe Bedeutung der walisischen Barden kannte am besten der Feind des Volkes, der Zerstörer ihrer Freiheit, Eduard I. von England. Nachdem Lewellyn, der Fürst von Wales, ihm die Huldigung verweigert, besetzte Eduard alle Gebirgsschluchten, bemächtigte sich mit seiner Flotte der Insel Anglesea und wollte das Volk durch Hunger zur Annahme seiner demüthigenden Beleidigungen zwingen. Als auch dies Mittel mißlang und der Kampf noch heftiger entbrannte, wurde bei einem Ausfall der Fürst der Waliser durch eine Kriegslist gefangen genommen und hiermit endlich der hartnäckige Widerstand zu Boden geschlagen. Als nun der König von England im Jahre 1280 Wales mit seiner Krone vereinte, richtete er sogleich sein Augenmerk auf die geistigen Urheber dieses hartnäckigen Widerstandes. Wie einige Chronisten behaupten, ließ er alle Barden auf einem öffentlichen Platz zusammenkommen und hinrichten, von andern wird diese grausame That bestritten. So viel aber ist gewiß, daß er folgende Verordnung erließ, in deren brutalem Lapidarstyl sich die heftigste Erbitterung gegen die Freiheitssänger, gegen die Barden aussprach. Diese Kabinetsordre sagt: „Daß die Barden, Reimer und andere Tagediebe und Vagabunden, welche von den milden Gaben „„Kymmortha““ Almosen genannt leben, im Lande nicht länger geduldet werden sollen, damit sie durch ihr Schimpfen und Lügen das Volk nicht zum Bösen verführen und den gemeinen Mann mit ihrer Bettelei belästigen.“ Es gab zwar in der Bardenkaste drei Ordnungen, der Teuluvr, der Haus- und Familienbarde,

der mit den Großen des Landes in den Krieg zog, ferner der Prydydd und endlich der Klervo, die beiden letzten waren nur herumziehende Bänkelsänger für mehr oder weniger vornehme Kreise. Eduard I. respektirte aber diese Bardenordnung sehr wenig, Dichtung und Wahrheit galt ihm als Lügen und Schimpfen und jeder Barde war für ihn nur ein heimathloser Vagabund mit der zweifellosen Reife für eine Korrektionsanstalt. Obgleich das Volk von Wales im Prydydd einen vornehmen, verschämten Bettler sah, und nur den Klervo als einen unverschämten Bettler charakterisirte, so wollte der Eroberer nichts von diesen seinen Unterschieden wissen. Mit dem Recht des Stärkeren verachtete er die so skrupulösen Bestimmungen die wir in Howels Gesetzsammlung finden, wo es unter anderm heißt: „Wenn ein Barde einen Fürsten um eine Gabe bittet, so singe er ein Stück, wenn einen Baron, drei Stücke, wenn einen Bauern, so lange bis er einschläft." Aber Eduard I. machte keinen Unterschied, er wußte, daß in diesem bergigen Lande, bei diesem tapferen Volke, Leyer und Schwert in naher Verbindung stehen, und wollte den armen Walisern mit der Leyer das Schwert für immer entreißen. Wir sehen, wie es ihm geglückt ist. Wales ward mit England vereinigt. Es war die Vereinigung des Haifisches mit seiner Beute. Der Krieg, den ein Waliser Owen Glyndower mehr als hundert Jahre später gegen Heinrich IV. von England führte, war nur ein tollkühner Guerillazug. Owen Glyndower, dem Shakespeare in seinem Heinrich IV. ein so charakteristisches Denkmal gesetzt hat, wird in der Schlacht von Shrewsbury 1403 gefangen genommen, und der Kopf des Patrioten auf den Hauptthurm des Tower aufgesteckt.

Eben derselbe Owen Glyndower, der durch seinen Gesang und seinen Arm das unterdrückte Wales befreien wollte,

und so unglücklich endete, dieser letzte Barde und Krieger kann uns über den Reiz der walisischen Klänge einige Auskunft geben. Shakspeare läßt in Heinrich IV. diesen Owen Glyndower auftreten, der wie sein Ahn, der Zauberer Werlin, von dem geheimnißvollen Duft des Märchens umweht ist, und mit Stolz von sich selbst sagt: „Ich rufe Geister aus der Wüsten Tiefe.“ Und wenn seine Tochter zu singen beginnt, so ist ihr Gatte Edmund Mortimer, obgleich er kein Wälsch versteht und sie kein Englisch, ganz bezaubert und ruft ihr zu:

Doch bis ich Liebe deine Sprach erlernt,
Will ich nie müßig gehen; denn deine Zunge
Macht Wälsch so süß, wie hoher Lieder Weisen,
Die eine schöne Königin entzückend
Zu ihrer Laut in Sommerlauben singt.

So muß der Gesang im Munde holder Frauen einen wunderbaren Reiz ausgeübt haben und können wir nicht von ihm auf den Schlachtgesang einen Schluß ziehen? Die Melodien der kriegerischen Barden sind uns nicht aufbewahrt worden, ja wir haben kaum eine rechte Vorstellung davon, wie Männer im Schlachtgewühl ein kunstgerechtes Lied singen können. Und das mußten unter allen Umständen die Barden, ja sie waren sogar verpflichtet die Krieger genau zu beobachten, um auf die hervorragenden Thaten der Tapferkeit sofort ein Lied zu komponiren. Bei dieser Kumulation der Aemter mögen die etwaigen Dissonanzen der menschlichen Stimmen wohl nur unter dem Geräusch der musikalischen Instrumente verschwunden sein. Denn da die Barden aus der Priesterkaste der Druiden hervorgegangen waren, so werden sie wohl einige ihrer von den Cymbern überkommener Instrumente neben der nationalen Harfe eingeführt haben. Die von Marius überwundenen Cym-

bern, nachdem sie von Jütland nach England gedrungen waren, hatten sich endlich von Pikten, Iren und Skoten bekämpft, unter den natürlichen Schutz der drei walisischen Gebirgsketten begeben. Acht Jahrhunderte hatten die Kämpfe zwischen Celten und Germanen gedauert, bis endlich das germanische Element den Sieg davon trug und die siegenden Germanen gaben den Einwohnern den Namen „Welsche,“ welchen sie für alle ihrem Wesen fremde Nationen in der Art gebrauchten wie Griechen und Römer ihre Bezeichnung Barbaren. In diesem langen Kampfe waren die Druiden die geistigen Träger und müssen viel musizirt haben. Cäsar und Tazitus berichten nur, daß die Germanen ihre kriegerischen Gesänge mit dem Zusammenschlagen von mächtigen Schildern begleiten. In unsern Theaten ruft nach der Anbetung der casta diva die Priesterin Norma die Druiden zur Berathung, indem sie auf ein metallnes Schild schlägt. Es mögen daher die Instrumente wohl etwas naturwüchsiger Art gewesen sein, um recht weit gehört zu werden. Ueber die Art der Musik giebt uns aber der sentimentale, italienische Komponist weiter keinen Aufschluß, denn der Marsch, den er kurz darauf die Druiden anstimmen läßt, ist nicht im mindesten urteutonisch, und hat so moderne Accente, daß selbst eine wenig einexercirte Bürgerwehr, auch ohne andere Mittel, dabei im Tritt bleibt.

Wenn wir daher auch nichts Genaues von der Ausführung der Schlachtgesänge der Walliser wissen, und uns keine rechte Vorstellung von diesen marschirenden Vokal- und Instrumental-Konzerten machen, so wollen wir doch das hellglänzende Bild vom Barden mit der Harfe festhalten. Der Barde verwirklichte damals das schöne Wort unsers Schiller, das leider nur in seltenen Fällen seine Verwirklichung gefunden, das Wort, daß der Dichter stets mit

dem König gehen solle. Der Barde hatte, gleich den Großen des Landes, eine eximirte Stellung. Sein Land ist frei von Abgaben, und der Fürst muß ihm ein Pferd halten. Beleidigt man den Sänger, der gleich den Rittern ein rothes Gewand trägt, und an dem Barett gelbe, wallende Federn, so sind 9 Kühe und 9 Zwanzigpfennigstücke als Buße zu zahlen. Der Dichter war der treue Freund und Unterthan des Fürsten, er war immer der loyale Dichter; die ideale und reale Welt waren nicht getrennt, und Minerva und Mars aufs Innigste verbündet. „En avant les épaulettes!“ rufen die französischen Soldaten, wenn die Herren Offiziere beim Angriff etwas zu weit zurückbleiben. Vielleicht mag auch manchmal in celtischer Sprache, wenn die Herren Barden nicht recht vorwärts wollten, der Ruf: „Vorwärts die Dichter!“ in der Hitze des Gefechts erklungen sein. Denn eigentlich waren die Poeten selten tapfer, und Alcäus und Horaz gestehen es selbst ein, vor dem Feinde geflohen zu sein. Auch der deutsche Barde Klopstock, dem wir den deutschen Bardengesang verdanken, der eine Zeit lang in der Literatur des vorigen Jahrhunderts spukte, dieser begeisterte Sänger, der die Söhne Thuiskon's in so vielen Oden gefeiert, er hat, trotz seines kriegerischen Namens, den Feinden seines Vaterlandes nie ins Auge gesehen, und sie nur von der Höhe seines Studierzimmers aus mit schweren Anapästen vernichtet. Während unsre wackern walliser Barden für die Freiheit muthig in den Tod gingen, betete einst der deutsche Barde: „Gott erhalte mich für Deutschland!“ Daher werden die Sänger aus der englischen Schweiz, wie man Wales wegen seiner Naturschönheiten und des Patriotismus seiner Bewohner genannt hat, immer das erhebende Bild von Männern geben, in denen Wort und That innig verbunden war, von

Männern, die in den Augen des gesammten Volkes eine höhere Weihe empfangen hatten. In der Geschichte der Poeten, die so reich von düstern Schatten umzogen ist, ist diese Erscheinung eine seltene. Selbst der große Plato gab den Dichtern den Laufpaß, weil sie das Volk verweichlichten, und Eduard I. von England vernichtete sie, weil sie im Gegentheil das Volk zur Empörung aufstachelten. Wem sollten es nun die unglücklichen Dichter recht machen? Man war immer geneigt, die armen Poeten für alles Böse in der Welt verantwortlich zu machen. Im Jahre 1785 verbot der hochweise Leipziger Magistrat die Aufführung von Schiller's Räubern, weil gerade in der Messe viel gestohlen wurde.

Aus dem kleinen Wales hat sich der Barde ein celtisches oder cimbrisches Wort in unsere Sprache geflüchtet, und hier das Bürgerrecht erworben. Zu scharfsinnige Philologen, die gern die ersten Träume der Sprache auslegen und überall Verwandtschaftsgrade entdecken, haben sogar den barritus, womit Tacitus in seiner Germania den lauten, Schrecken erregenden Ton bezeichnet, der den Schlachtgesang der Deutschen begleitet, mit den Barden in Verbindung gebracht. Aber das Wort ist ein echt deutsches, das Celten und Germanen, gleich vielen Wörtern gemeinsam war. Nach dem Dresdener Meistergesangbuch bezeichnet „Bar" einen aus verschiedenen Tönen zusammengesetzten Gesang, und so ist der Barde, obgleich in der Wurzel deutschen Ursprungs, wieder von den Celten zu uns eingewandert. Und wir wollen diese ehrenvolle Eroberung nicht aufgeben, sonst kömmt am Ende der griechische Baryton und macht mit seiner kräftigen Stimme sich als erster Stammvater geltend. Wir wollen loyal sein gegen die loyalen Dichter und die Ansprüche der Romanen entschieden zurückweisen.

Auch unser Mr. Jones, der sich bei diesen nur zu langen Untersuchungen nicht betheiligt hat, sondern ohne Unterbrechung fortgesungen, ist ein echt loyaler Dichter. Er singt so eben, wenn auch in der Landessprache, ein Loblied auf die Königin Viktoria, und keine innern Kämpfe offenbaren sich in seinem äußern. Da sein wankendes Piedestal ihn verhindert, mit der Fahne der Intelligenz der Armee voranzugehen, so opfert er seine Kehle willig dem Vaterlande. „Die Dichter wollen entweder nützen oder ergötzen," sagt Horaz; Mr. Jones ist frei von diesem Dualismus und verbindet beides, das Geschäft und das Vergnügen. Durch seinen Knaben läßt er jetzt das Notenblatt zirkuliren, und da es wohlgefüllt zu ihm zurückkehrt, tönt die walisische Sprache in seinem Munde noch melodischer. Die an Vokalen reiche Sprache von Wales ist weit mehr zum Gesange geeignet als die englische. „Man öffne den Mund, beiße die Zähne zusammen, und man spricht Englisch," sagen spöttisch die Franzosen. Die Sprache von Wales verlangt nur einen offenen Mund, um in offne Ohren Eingang zu finden. Ein so voll tönendes musikalisches Idiom ist schon an sich klangreich, und Mr. Jones verschluckt keine Silbe, weder im feurigen Allegro, noch im gemessenen Andante, kühn und besonnen, gleich dem Schiefer seines Landes, der der Gluth und der Kälte tapfer widersteht, ohne einen Sprung zu hinterlassen. Diese walisischen Lieder, die welsh airs, sind jetzt in England Mode geworden und in dem großen Londoner Concertsaal in der Regent-Street ertönt allwöchentlich unter der lebhaftesten Theilnahme des Publikums in wälischer Sprache wälischer Gesang, der von vierundzwanzig, sage vierundzwanzig Harfen, in schwellenden Akkorden begleitet wird. Die Texte zu den Melodieen sind verloren gegangen und neue untergeschoben; die Me-

lodieen aber sind uralt und offenbaren in ihren kräftigen Rhytmen einen heiligen religiösen Enthusiasmus, würdig des Volkes, dessen empfängliche Phantasie sich mit dem schönsten mythischen Kranze, mit den Sagen vom Gral von Arthur und seiner Tafelrunde, in unvergleichlicher Weise geschmückt hat. Unser große Komponist Haydn verschmähte es nicht, eine ganze Sammlung dieser Lieder, die „select collection of welsh airs" von George Thomson zu arrangiren, und hat sie dadurch dem größeren Publikum zugänglich gemacht. Auch neuere Komponisten, wie Marschner, der Tondichter des Vampyr, des Hans Heiling und des Templers, haben die tief empfundenen Lieder des walisischen Volks für den modernen Gesang umgeschaffen. Es ist bezeichnend für die geistige Richtung des Volks, daß es sich nie, trotz aller Stürme einer inhaltreichen Geschichte, von dem nationalen Instrument getrennt hat. Ein König von Nord-Wales, Namens Grifydd ap Cynan, wollte einst den irischen Dudelsack und irische Volksmelodieen einführen; aber das Volk, an seiner Spitze die Barden, protestirte dagegen, und die loyalen Barden bestanden siegreich diese Prüfung ihrer Loyalität. Sie blieben der Harfe treu, diesem sympathischen Organ aller ihrer Freuden und Leiden.

Auch unser Mr. Jones, treu seinem Beruf, greift in die Saiten und singt seine Lieder trotz des Geräusches, das eintretende Gäste verursachen. Und er sang den Marsch der Männer von Hurlach, das Lied von Mona und der Rhuddlar-Haide. Aber nun ward ihm seine Kehle trocken. Wir reichen ihm ein Glas Sherry. Er trinkt es auf einen Zug aus. Ja, Meister Jones ist doch ein echter Barde, ein echter Sänger, keine trockene Seele. Cantores amant humores.

Druck von Franz Krüger in Berlin, Lindenstraße 40.

Druck von Franz Krüger in Berlin, Lindenstraße 40.

Lessing, Hermann

Daheim und Draußen Bunte Bilder

Berlin 1865